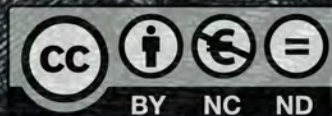


Rainer Cramm

Wichte im Wandel

Geschichte und Mythos
des kleinen Volkes



Version: 030923

Erste überarbeitete Fassung 2023

ACHTUNG: Dieses Exemplar ist eine Vorversion in der Schlussredaktion! Es enthält Tippfehler und kann sich von der Endversion auch in der Anordnung von Textblöcken unterscheiden.



Umschlag und Frontispiz:

Holzchnitt. v. Braun & Schneider, nach Andreas Müller

In: Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg, *Mythen und Sagen Tirols*,
Zürich, Meyer und Zeller, 1857

RAINER CRAMM

WICHTE IM WANDEL

**GESCHICHTE UND MYTHOS
DES KLEINEN VOLKES**

Rainer Cramm

Greifswald, 2017-2019

Dieses Werk unterliegt dem Creative Commons Lizenzmodell mit den Rechtemodulen: Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Keine Bearbeitung“ (CC-BY-NC-ND). Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte nach Deutschem Recht unberührt. Sie dürfen dieses Werk zu den folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen:



Namensnennung. Sie müssen den Namen des Autors nennen (wodurch aber nicht der Eindruck entstehen darf, Sie oder die Nutzung des Werkes durch Sie würden entlohnt). Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen.



Keine kommerzielle Nutzung. Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden.



Keine Bearbeitung. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden.

Eine ausführliche Fassung des Lizenzvertrags befindet sich unter:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode>

Alle im Werk verwendeten Abbildungen sind nach bestem Wissen des Autors gemeinfrei (CC-0)

INHALT

Inhalt	6
Einleitung.....	10
1 – Vom Wesen der Zwerge	18
Was den Zwerg zum Zwergen macht	19
4000 Jahre Zwergenevolution	25
Anmerkungen und Referenzen für das Kapitel 1	35
2 – Das Hohelied der Zwerge	38
Vom lateinischen zum deutschen Zwerg.....	41
Nationalhelden und Nationalzwerge	46
Alberich der Große	52
Zwergeneplik.....	56
Zwergenkönige	61
Zum Verhältnis zwischen Roman und Sage	71
Anmerkungen und Referenzen für das Kapitel 2	75
3 – Zwerggeistersagen.....	78
Zwerge von Nord nach Süd	82
Im Osten 'was Neues.....	97
Die prominentesten Narrative	117
Kobolde und andere Hausgeister.....	137
Alben – Elben – Elfen.....	160
Anmerkungen und Referenzen für das Kapitel 3	169
4 – Ahnenforschung mit Zwergen	178

Die Fabelwesen des Homer	180
Alte Meldungen über kleine Leute.....	188
Klassische Naturgeister.....	195
Die Zwerge der europäischen Mythologien.....	205
Anmerkungen und Referenzen für das Kapitel 4.....	248
5 – Die kulturelle Evolution der Zwerge.....	256
Reichszerfall und Christianisierung.....	258
Der Nachhall der antiken Geister	266
Teufel, Dämonen und magische Praktiken.....	282
Aberglaube und Krankheitsgeister	302
Anmerkungen und Referenzen für das Kapitel 5.....	323
6 – Wie die Wissenschaft auf den Zwerg kam.....	332
Von den seltsamen Wandlungen der Pygmäen.....	334
Der Zwerg im Berg.....	345
Zwerge als Urbevölkerung.....	367
Die Mär von der ständigen Größenzunahme	384
Anmerkungen und Referenzen für das Kapitel 6.....	387
7 – Von der Faszination des Andersartigen	393
Zwerge als anthropologisches Modell.....	395
Kleinwuchs.....	399
Hofzwerge	402
Freak Shows der Neuzeit.....	411
Anmerkungen und Referenzen für das Kapitel 7.....	414
8 – Von Heinzen und Zipfelmützen	417

Die seltsame Sage von den Heinzelmännchen.....	419
Zipfelmützen und Nebelkappen	431
Anmerkungen und Referenzen für das Kapitel 8	448
9 - Frau Holle und ihre Zwerge	453
Eine schillernde Persönlichkeit	455
Dekonstruktion der Sagenfigur	471
Das Gefolge der Frau Holle	483
Eine Berggöttin mit dienstbaren Geistern.....	493
Anmerkungen und Referenzen für das Kapitel 9	505
Anhang.....	511
Abbildungen.....	512
Register	515
Literatur.....	535

Die Zwerge

Der Riese lud die Zwerge ein
Zu Fisch und Fleisch und Bier und Wein.

Die Zwerge sagten: Große Ehr!
Wir kommen gern und danken sehr.

Sie machten sich gefährlich breit
Und aßen nach der Schwierigkeit.

Sie tranken mehr, als ihnen gut,
Verlor'n beim Heimgang Stock und Hut.

Befanden sich drei Tage schlimm,
Und waren voller Gift und Grimm.

Das Fleisch das war ja mehr als zäh,
Vom Weine kriegt man Schädelweh.

War viel zu jung, und dann der Fisch,
Der war ganz sicher nicht mehr frisch.

Und überhaupt: so groß zu sein
Ist unmanierlich und nicht fein!

Hermann Löns (1866 – 1914)

EINLEITUNG

Zwerge, das verdeutlicht das voranstehende Gedicht von Hermann Löns, sind halt auch nur Menschen. Tatsächlich steht kein anderes mythologisches Wesen dem Menschen so nahe wie der Zwerg. Er ist, wie wir, ein soziales Wesen. Die volkstümliche Überlieferung kennt Zwergenvölker und Zwergenfamilien mit Zwergemännlein und Zwergenweiblein. Zwerge backen und brauen, sie verleihen ihre Küchengerätschaften an Menschen und leihen manchmal auch selbst welche aus. Manchmal beschenken sie die Menschen oder helfen ihnen bei der Arbeit auf dem Feld und beim Handwerk. Sie können aber auch strafen und haben dazu ein gewisses Arsenal magischer Fähigkeiten zur Verfügung. Die höfische Dichtung bzw. der Heldenroman des Mittelalters und erst recht die moderne Belletristik haben sich ihre eigenen Zwerge geschaffen. Gleiches können auch die Landschaftsarchitekten und Gartenkünstler für sich beanspruchen, da sie letztendlich für die Geburt des modernen rotzipfligen Gartenzwergs verantwortlich zu machen sind. Letzterer ist freilich das Resultat einer langen Entwicklung, die von Sandsteinfiguren fürstlicher Jagschlösser über Terrakotten in Parks und Hausgärten wohlhabender Bürger bis hin zum ultimativen Durchbruch im kleinbürgerlichen Vorgarten führt. In vielen Illustrationen wurden und werden Zwerge nach Art eines Gartenzwergs dargestellt. Das hat verschiedentlich sogar dazu verleitet, die Zipfelmütze des Gartenzwergs als Definitionskriterium für Zwerge im Allgemeinen anzusehen. Historisch gesehen ist die Zipfelmütze jedoch ein spätneuzeitliches Zwergeattribut.

Zwerge werden gemeinhin der sogenannten „niederen Mythologie“ zugeordnet. Mit „niedrig“ wird nicht etwa auf die ge-

ringe Körpergröße der Zwerge angespielt. Es handelt sich vielmehr um eine etwas unscharfe Kategorie für alle jene Geistwesen, die man nicht zu den Göttern zählen möchte (letztere werden dann definitionsgemäß zur „höheren Mythologie“ gerechnet). Diese Unterteilung wird vorwiegend auf die (vermuteten bzw. rekonstruierten) Glaubenswelten der Germanen und Kelten angewendet, in denen den Zwergen noch zahlreiche weitere niedere Geister zur Seite stehen. Jedoch kann man das Schema ebenso für die griechische und die römische Mythologie gelten lassen. Letztlich findet man es auch im Christentum, das mit Engeln und Dämonen ebenfalls Geisterwesen unterhalb der Gottesstufe kennt.

Warum hat sich überhaupt eine niedere Mythologie entwickelt? War es ein archaisch-heidnisches Konzept, das im Aberglauben bis in christliche Zeiten überdauert hat? Wollten die (angeblich!) ungebildeten Menschen der grauen Vorzeit sich damit, wie eine ebenso populäre wie unbewiesene These behauptet, die Kräfte ihrer Umwelt erklären? Immerhin – Blitz und Donner, der zerstörerische Sturmwind und andere mächtige Naturphänomene, auch Krankheiten, die scheinbar aus dem Nichts kommend wahllos zuschlugen – all das und noch vieles mehr wurde mit dem Wirken von Naturgeistern und Dämonen verbunden. Waren die höheren Götter dem Menschen vielleicht zu fern oder nur einer bestimmten Schicht, etwa den Priestern, zugänglich? Die Wesen der niederen Mythologie haben einen starken Bezug zur Lebenswelt der Menschen und treten in den Legenden oft als Vermittler zwischen Menschen und Göttern auf. Zwar haben sie weniger Macht als Götter, aber eben doch übermenschliche bzw. magische Fähigkeiten. Sie können den Menschen schaden oder ihnen Schätze bringen, sie können sich unsichtbar machen und es gelten für sie andere Gesetze von Zeit und Raum. Sind die Wesen der niederen Mythologie quasi die Ansprechpartner des „kleinen

Mannes“; durch ihre irgendwo zwischen Menschen und Göttern angesiedelte Stellung wie dafür gemacht, um die Beschwerlichkeiten des menschlichen Daseins zu teilen?

Nach einer anderen Theorie beruht die niedere Mythologie des Volksglaubens auf einer Verschmelzung verschiedener Religionselemente. Im Zuge der Christianisierung wurden die alten Götter von den Missionaren systematisch dämonisiert. Sie wurden ihrem einstigen Status enthoben, zu niederen Natur- oder Hausgeistern degradiert und konnten so mit den aus der christlichen Glaubenswelt bekannten Dienern des Teufels, den Dämonen, auf eine Stufe gestellt bzw. mit ihnen verschmolzen werden. Auf diese Weise war die Sonderstellung des Christengottes auch im Umfeld eines heidnisch-christlichen Mischglaubens gewahrt, der über einen langen Zeitraum der Regelfall war, weil große Teile der Bevölkerung auch in christianisierten Gebieten an ihren alten Traditionen festhielten.

Eng verbunden mit der Verschmelzungsthese ist die Vermutung, dass die Reste der auf diese Weise verfremdeten heidnischen Glaubenswelt in der volkstümlichen Überlieferung noch lange Zeit tradiert wurden. Mit der Anfang des 19. Jahrhunderts aufkommenden deutschen Romantik und ihrer Suche nach den kulturellen Wurzeln des deutschen Volkes richteten viele Künstler und Gelehrte ihr Interesse verstärkt auf die Welt der Sagen und Mythen. Neben der Verarbeitung antiker und mittelalterlicher Stoffe wurde in Almanachen und Wochenzeitschriften die Volkskunde ins Blickfeld des Bildungsbürgertums gerückt. In der Hoffnung, mehr über die Glaubenswelt der angeblichen germanischen Urahnen erfahren zu können, wurden volkstümliche Überlieferungen gesammelt, verschriftlicht, und nach vermeintlichen Resten des alten Glaubens durchforstet. Es entstand so ein riesi-

ges Konvolut von Sagensammlungen, das bis heute reiches Material für vergleichende Studien bereithält.

Letztendlich fand die Erzählforschung nur wenige konkrete Anhaltspunkte für die zugrundeliegende Annahme, die Natur- und Hausgeister der Volkssagen seien die Überbleibsel einer germanischen Naturreligion. Immerhin scheint zumindest das in deutschen Sagen häufige Erzählmotiv von der „Wilden Jagd“, einem je nach Sagenversion von Wodan bzw. dem wilden Jäger und/oder Frau Holle angeführten Geisterzug, einen Beleg für die prinzipielle Möglichkeit einer Übernahme alter Glaubensinhalte in Volksmythen zu liefern. Sind möglicherweise die Zwerge der isländischen Sagas und der eddischen Dichtung ein Beleg dafür, dass diese Wesen Teil einer alten germanischen Mythologie waren? Die ältesten erhaltenen Schriften stammen aus dem christlichen Island des 13. Jahrhunderts. Wie weit gegebenenfalls verlorene Originalhandschriften in der Zeit zurückreichen, ist umstritten. Über den Inhalt von älteren, mündlichen Überlieferung kann nur spekuliert werden.

Weitaus ursprünglicher scheinen jene Zwerge zu sein, die uns aus keltischen Erzählungen der Bretagne bzw. aus der inselkeltischen Sagenwelt Englands und Irlands bekannt sind. Ist die Wiege der Zwerge vielleicht in einer kelto-germanischen Mythologie zu suchen, die vor 3000 Jahren in weiten Teilen Europas vorherrschte? In volkstümlichen Überlieferungen von Portugal bis nach Mitteleuropa sind Zwerge häufige Akteure. Aber auch außerhalb Europas kennt man folkloristische Erzählungen von Zwergen. Beispielsweise sind die Ähnlichkeiten mitteleuropäischer Zwerge zu ihren Vettern in den Sagen nordostamerikanischer Indianerstämme, etwa der Irokesen, durchaus verblüffend.

Von manchen Sagenforschern wird postuliert, die Zwerge würden letztlich einer archaischen Vorstellung von Totengeistern

entstammen. Zum Beleg für diese Ansicht wird beispielsweise das ubiquitäre Vorkommen von Wiedergängern, Vampiren und anderen unruhigen Seelen in Volkssagen der ganzen Welt angeführt. Die zuvor erwähnte „Wilde Jagd“ wird im Rahmen solcher Argumentationen gerne auf den Umzug eines Totenheers reduziert; und hinsichtlich der Zwerge wird darauf verwiesen, dass sie unterirdisch leben und damit schon räumlich den Toten nahe zu stehen scheinen. Einen völlig anderen Erklärungsansatz hat die im 19. und 20. Jahrhundert aufkommende Urgeschichtsforschung geliefert. In weiten Kreisen der Wissenschaft verbreitete sich die Überzeugung, dass die Urbevölkerung Mitteleuropas aus zwergwüchsigen Menschen bestanden hätte. Als Belege dienten hier einige obskure Skelettfunde sowie die sich verdichtenden Informationen von Entdeckungsreisenden über noch existierende „Zwergvölkern“ in Afrika. Völkerkundler, Sagenforscher und Naturwissenschaftler gelangten damals zu der aus heutiger Sicht kuriosen Annahme, mit jener hypothetischen Urbevölkerung auch den Ursprung der Zwergsagen aufgespürt zu haben.

Immerhin ist aber nicht von der Hand zu weisen, dass reale kleinwüchsige Menschen die Vorstellung über Zwerge mit beeinflusst haben. Beispielsweise haben die seit jeher an vielen Herrscherhäusern angestellten „Hofzwerge“ ohne Zweifel Spuren in den Heldenabenteuern der mittelalterlichen Literatur hinterlassen. Deswegen können sich einige Kulturwissenschaftler, Soziologen und Psychologen durchaus mit der etwas allgemeiner gefassten These anfreunden, dass die Riesen und Zwerge der Sagenwelt aus einer Mythologisierung von Abnormitäten der menschlichen Körpergröße entstanden sind. Dieser Mechanismus wird auch in den Religionswissenschaften als Erklärung für die Riesen des Alten Testaments, die Nephilim, herangezogen. Die naturgeschichtlichen Kompendien der Antike berichten von real existierenden

Pygmäen und verschiedenen Arten von Riesen. Im Mittelalter zählte man diese Wesen zu den monströsen „Wundervölkern“, die angeblich ferne Weltregionen bevölkerten. Der nebulöse Existenzstatus der Pygmäen hat sich bis in die frühe Neuzeit fortgesetzt, bis sie dann mit fortschreitender Gelehrsamkeit der Wissenschaft im 17. und 18. Jahrhundert so zielsicher wie falsch als Affen identifiziert wurden. Vor diesem Hintergrund ist es durchaus vorstellbar, dass die Zwerge der deutschen Volkssagen aus einer Vermengung verschiedener Einflüsse hervorgegangen sind, zu der die pygmäischen Wundervölker genauso beigetragen haben wie real existierende kleinwüchsige indigene Volksstämme.

Oder muss man gar nicht so weit zurückgreifen? Wird uns die Wahrheit nicht schon im Märchen von Schneewittchen vor Augen geführt, in dem die Zwerge die Schätze der Berge ausbeuten? Sind die Zwerge möglicherweise ein Nachhall von besonders kleinwüchsigen Menschen, die einst in engen Bergwerksstollen nach kostbaren Erzen und Edelsteinen gruben? Vor einigen Jahren wurde diese schon sehr alte These neu belebt und vorgebracht, Zwergsagen würden in Wahrheit auf gewisse kleinwüchsige Montanprospektoren zurückgehen, die als Walen oder Venedigermännlein in der Volksüberlieferung auftauchen. Tatsächlich gibt es in vielen antiken und mittelalterlichen Bergwerken auffällig viele enge Stollen, die Menschen mit einer Körpergröße über 150 cm zumindest im aufrechten Gang nicht passieren können.

Im vorliegenden Buch soll - unter anderem - diesen und weiteren Vermutungen zur Entstehung der mythologischen Zwerge nachgegangen werden. Dabei kommen wir auch um eine Bestandsaufnahme verschiedener Typen von Natur- und Hausgeister nicht herum. Und ob in den Volkssagen nun von Zwergen, Hauswichteln, Kobolden, Schraten, Moosmännlein, Alben oder noch ganz anderen Gestalten die Rede ist: Wir werden es dabei

nicht so genau nehmen und dem ganzen kleinwüchsigen Zwerggelichter mitsamt seiner weitergefassten illustren Verwandtschaft unsere Aufmerksamkeit schenken.

1 – VOM WESEN DER ZWERGE

Je nach Kulturraum, Zeitepoche und Kontext wurde der Begriff des Zwergs mit unterschiedlichen Bedeutungsinhalten beladen und konnte auf Menschen, mythologische Wesen oder Artefakte verweisen. Als Bezeichnung für kleinwüchsige Menschen ist „Zwerg“ aufgrund der überwiegend negativen Konnotation heute nicht mehr gebräuchlich. Für andere Lebewesen wird „Zwerg-“ als Erstglied in zahlreichen Determinativkomposita kleinwüchsiger Varianten verwendet, wie z. B. in Zwergkaninchen oder Zwergalpenrose. Das Charakteristikum einer Zwergform ist also offensichtlich die Kleinheit. Das klingt zunächst trivial, da wir „Zwerg“ automatisch mit „klein“ assoziieren und uns mithin eine Bezeichnung „kleiner Zwerg“ wie eine Tautologie nach Art des „weißen Schimmels“ vorkommt. Und tatsächlich werden beispielsweise Zwerge in Volkssagen meist explizit als kleinwüchsig charakterisiert oder mit Diminutiven beschrieben (z. B. „Männlein“, manchmal sogar besonders eindringlich als „kleines Zwerglein“). Der Skandinavist und Zwergenexperte Werner Schäfke hat ermittelt, dass alle Zwerge der isländischen Saga-Literatur, deren Äußeres beschrieben wird, als klein bezeichnet werden (und die meisten davon auch als hässlich). So weit, so gut. Aber woher kommt die Bezeichnung Zwerg eigentlich? Kann man einfach postulieren, dass der Zwerg schon immer als kleines Wesen gedacht wurde?

WAS DEN ZWERG ZUM ZWERGER MACHT

Nach Meinung des russischen Linguisten Vladimir Orel leitet sich das Wort Zwerg von einer protogermanischen Urform **ǰwerzaz* ab.¹ Diese lässt sich über die Bezeichnungen *dwerch* (altfranzösisch), *dweorg* (altenglisch), *dvergr* (altnordisch) und *twerg* (althochdeutsch) bzw. *twerc/getwërg* (mittelhochdeutsch) bis zu den modernen Formen, etwa *dwarf* (englisch), *dvärg* (schwedisch), *dwerf* (niederländisch) oder eben Zwerg im Hochdeutschen nachverfolgen. Für die mittelhochdeutsche Form wird vermutet, es könnte „Trugbild, Gespenst“ bedeutet haben. Aber ob die protogermanischen Urform von den Menschen damals benutzt wurde, um ein kleinwüchsiges Wesen ihrer Mythologie zu bezeichnen, ob sie einen Dämon mit beliebig anderer (oder unbestimmter) Gestalt ansprachen, oder etwas ganz Anderes gemeint haben, lässt sich heute nicht mehr mit Bestimmtheit sagen.

Wenn man heute in einer Fußgängerzone in Deutschland eine Umfrage unter Passanten durchführen würde, welches Bild sie vor Augen haben, wenn sie an einen Zwerg denken, so würde vermutlich viel von einem Gartenzwerg dabei sein: Ein kleines Männlein höheren Alters mit einem mehr oder weniger langen (meist weißem) Bart und einer (meist roten) Zipfelmütze auf dem Kopf, oft ergänzt durch ein Werkzeug aus dem Bereich der Gartenarbeit. Der Gartenzwerg ist eine Allegorie des freundlichen und hilfreichen Gartenbeschützers, der von der Rasenpflege bis zur Gehwegbeleuchtung zahlreiche Dienstleistungen verrichten kann. Seine emblematischen Attribute waren früher überwiegend dem Bergbau entlehnt (Spitzhacke, Spaten, Grubenlaterne und Schubkarre), heutzutage jedoch aus allen erdenklichen Abteilungen des Baumarktes zusammengeklaut oder humoristisch aus ursprünglich artfremden Bereichen entliehen.

In seiner Funktion als Schutzgeist steht der Gartenzweig in einer langen und ehrwürdigen Tradition, denn schon die Römer stellten Priapus-Figuren als Fruchtbarkeitssymbole und Apotropaia (Unheil abwehrende Schutzfiguren) in ihre Gärten. Im Gegensatz dazu waren die im Barock in Mode gekommenen Zwergstatuetten in Schlossparks keine Gartenbeschützer, sondern Portraits von Hofzwerge, die wie ihre lebenden Vorbilder der Belustigung dienen sollten. Im sogenannten „Zwergelgarten“ des Schlosses Mirabell in Salzburg finden sich beispielsweise 28 Marmorskulpturen, die ab 1690 im Auftrag des Erzbischofs Johann Ernst Graf Thun von verschiedenen Künstlern geschaffen wurden. Ähnlich den heutigen Gartenzwerge sind die Figuren des Zwergelgartens mit Attributen der Gartenarbeit dargestellt (Spaten, Körbe und Taschen, verschiedene Früchte). Sie trugen noch keine Zipfelmützen, sondern Kappen und Hüte der damaligen Mode oder waren gänzlich unbemüht.

Der moderne Zwerg ist das Resultat einer langen Entwicklung, die aus zahlreichen Quellen gespeist wurde. Viele seiner Merkmale entstammen den Sagensammlungen der Romantiker des 19. Jahrhunderts. Mit der Verschriftlichung von Erzählungen bzw. der damit einhergehenden editorischen Überarbeitung war für die Autoren auch eine Suche nach Ordnung und vereinheitlichenden Strukturen verbunden. Die Sammlung „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm, die zwischen 1812 und 1858 herausgegeben wurde, ist hierfür ein gutes Beispiel. Im Wechsel der verschiedenen Neuauflagen wurden die Märchen ständig überarbeitet, entsprechend dem sittlichen Empfinden der Zeit geglättet, und vermeintlich undeutsche Motive entfernt.² Wie der Titel „Kinder- und Hausmärchen“ bereits andeutet, gehörten nicht nur die Erwachsenen zur Zielgruppe der Grimm’schen Märchensammlung. Anfangs hatten die Brüder mit dem Vorwurf zu

kämpfen, dass sie ihre Geschichten nicht entsprechend kindgerecht aufbereitet hätten und den kleinen Lesern zu viele grausame Details aufbürdeten. Als Reaktion darauf entstand zum einen eine gekürzte Fassung für Kinder; um sicher zu gehen, glätteten die Grimms jedoch auch die Geschichten der vollständigen Ausgabe. Schon in der zweiten Auflage von 1819 heißt es dazu in der Vorrede:

„Wir suchen die Reinheit in der Wahrheit einer geraden, nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung. Dabei haben wir jeden für das Kinderalter nicht passenden Ausdruck in dieser neuen Auflage sorgfältig gelöscht.“³

Verfälschungen durch editorische Eingriffe, die aus den unterschiedlichsten Gründen erfolgt sein können, hat es zweifellos in großer Vielzahl gegeben. Dessen muss man sich immer bewusst sein, wenn man von den Zwergen der „deutschen Volkssagen“ spricht. Der Literaturwissenschaftler und Volkskundler Rudolf Schenda meinte dazu im Jahr 1985:

„Mehr und mehr wissen wir heute, daß dieses ‚Volksgut‘ nur vielfach gefiltert zu uns gelangt ist, gemahlen durch die Denkmühlen bürgerlichen Bewußtseins und neu gekocht oder gebacken für ein Publikum, dessen Interessen nur selten identisch waren mit denen des Volkes.“⁴

Der Historiker Klaus Graf kommt unlängst gar zu dem Schluss, die Grimms hätten die Literaturgattung der Sage durch ihr rigoroses Redigieren praktisch erfunden:

„Vor 1800 von Sagen zu sprechen, halte ich für irreführend. [...] Wenn es um ‚historische Sagen‘ aus der Zeit vor 1800 geht, sollte man von ‚historischen Überlieferungen‘ sprechen.“⁵

Bemerkenswert und auch ein wenig beruhigend ist immerhin der Umstand, dass prominente Erzählmotive von Zwergengeschichten, wie man sie in den Sagensammlungen aus der Epoche der

Romantik findet, in sehr ähnlicher Form schon viel früher existierten. Wir wissen das, weil Froben Christoph Graf von Zimmern im 16. Jahrhundert eine Familienchronik niederschrieb, in der er auch einige Absätze den sogenannten „Erdenmendle“ widmet. Und diese Episoden erinnern in verblüffender Weise Zwergensagen, die dann im 18. und 19. Jahrhundert ihren Weg in die großen Anthologien der Volkserzählungen fanden. Wir werden auf diese „Zimmern'sche Chronik“ im Abschnitt „Zwerge von Nord nach Süd“ ab Seite 82 noch zurückkommen.

Im Zuge einer zunehmenden Popularität von Märchenbüchern und fantastischen Geschichten wurden Kindern und Erwachsenen auch vielfältige Illustrationen der geschilderten Begebenheiten präsentiert. Nicht zuletzt durch solche Zeichnungen vereinheitlichte sich das Bild des Zwerges im 19. Jahrhundert. Kräftig dazu beigetragen hat sicherlich auch die Produktion von tönernen Gartenzwergfiguren für den Massenmarkt, die 1872 im thüringischen Gräfenroda begann und das rotzipflige Männchen in den kleinbürgerlichen Vorgarten brachte. Mit dem Aufkommen der Massenmedien im 20. Jahrhundert wurde der Zwerg in seiner modernen Form festgeschrieben. Das Jahr 1937 ist für die Zwergenikonographie gleich in zweifacher Hinsicht besonders bedeutend. In den USA brachten die Disney Studios den Zeichentrickfilm „*Snow White and the Seven Dwarfs*“ auf die Leinwand. Und in England publizierte J.R.R. Tolkien sein Fantasy-Abenteuer „*The Hobbit or There and Back Again*“, dessen Wirkung auf die Phantasie seiner Leser durch seine 1954/1955 herausgegebene Trilogie „*The Lord of the Rings*“ noch potenziert wurde.

In „*The Hobbit*“ bekommt Bilbo der Hobbit gleich am Anfang der Geschichte Besuch von Zwergen. Der Zwerg Dwalin, der als erster das Haus betritt, hat eine recht extravagante Erscheinung:

„It was a dwarf with a blue beard tucked into a golden belt, and very bright eyes under his dark-green hood.”⁶

(Es war ein Zwerg, dessen blauer Bart hinter seinem goldenen Gürtel steckte; und wache Augen leuchteten unter seiner dunkelgrünen Kapuze hervor).

Dem nachfolgenden Zwerg, Balin, hat Tolkien dann wieder ein völlig prototypisches Aussehen gegeben:

„[...] there was a very old-looking dwarf on the step with a white beard and a scarlet hood [...]”

(da stand ein sehr alt aussehender Zwerg auf der Türschwelle, mit einem weißen Bart und einer scharlachroten Kapuze)

Und so ist es insbesondere Disney und Tolkien zu verdanken, dass sich in den Köpfen von Millionen von Kinobesuchern und Leseratten die Zwerge als einer weitgehend homogenen Gruppe von Wesen manifestierten.

Einen krassen Gegensatz dazu bildet das äußerst uneinheitliche Bild der Zwerge in der volkstümlichen Überlieferung. In Volkssagen des deutschsprachigen Raums, auf die wir im Rahmen dieses Buches überwiegend Bezug nehmen wollen, werden kleine Natur- oder Hausgeister oft *pars pro toto* als Zwerge bezeichnet. Zwar haben manche Sagenforscher sich bemüht, den Zwergen spezifische Eigenschaften zuzuweisen und sie von anderen kleinwüchsigen Geistern wie Kobolden, Moosleuten oder Schraten einerseits sowie Alben bzw. Elben andererseits zu unterscheiden. Aber die Namen und Eigenschaften der Natur- und Hausgeister folgen keiner strengen Systematik. Was in der einen Sage Kobold genannt wurde, war andernorts Wichtel oder Zwerg; und auch Alben wurden mal als Nightmare, mal als Schrate und ein andermal als böse Zwerge beschrieben. Selbstverständlich kann diese Variationsbreite auch nicht überraschen; hat es doch zu keiner

Zeit einen „verbindlichen Merkmalskatalog“ der Haus- und Naturgeister gegeben. Jeder Versuch zur Erstellung einer systematischen Dämonologie muss zwangsläufig an Vielfältigkeit und Inkonsistenz der volkstümlichen Überlieferung scheitern. Man kann Heinrich Heine somit nur beipflichten, als er konstatierte:

„Den Volksglauben selbst in ein System bringen, wie Manche beabsichtigen, ist aber ebenso unthunlich, als wollte man die vorüberziehenden Wolken in Rahmen fassen. Höchstens kann man unter bestimmten Rubriken das Ähnliche zusammentragen. Dieses wollen wir auch in Betreff der Elementargeister versuchen.“⁷

Und selbst „das Ähnliche zusammentragen“ ist schon kompliziert genug, wie wir im Folgenden noch sehen werden. Auf den von Heine verwendeten Begriff der „Elementargeister“ wollen wir in diesem Buch allerdings ganz verzichten. Dieser geht auf die in der Antike entwickelte und später insbesondere von dem Gelehrten Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, propagierte Lehre der vier Elemente oder Essenzen Feuer, Wasser, Luft und Erde zurück. Ob diese Klassifikation auch nur ansatzweise geeignet ist, auf die verschiedenen mythologischen Konzepte im frühen Mittel- und Nordeuropas angewendet zu werden, soll hier nicht weiter diskutiert werden. Eine Einteilung in Elementargeister führt aber in jedem Fall zu zusätzlichen und damit unnötigen Kategorisierungsproblemen. Zwar können beispielsweise Zwerge und Nixe noch leicht der Erde bzw. dem Wasser zugeordnet werden; dezidierte „Luftgeister“ sind jedoch schon schwieriger zu definieren (Paracelsus konstruierte sich dafür eigens den Begriff „Sylphen“), und für angebliche „Feuergeister“ findet man neben dem klassischen Beispiel des Feuersalamanders und ein paar Sagen-Unholden wie Irrwischen und Feuermännern kaum noch geeignete Ansatzpunkte.⁸

4000 JAHRE ZWERGENEVOLUTION

Niemand weiß genau, wann und wo zwergähnliche Geister erstmals Bestandteil einer mitteleuropäischen Mythologie geworden sind. Frühe Textzeugen stammen aus Irland, aber die Wurzeln können genauso gut anderswo liegen. Auch die griechische Antike kannte letztlich kleine Naturgeister, die als Ausgangspunkt für die Zwergentwicklung gedient haben könnten. Sicher ist, dass das mythologische Konzept der Zwerggeister über die Zeit starken Veränderungen unterworfen war. In diesem Buch soll einige Aspekte dieser Zwergenevolution an geeigneten Beispielen nachvollzogen werden. Zu Beginn wollen wir einen Blick auf die Entwicklung eines besonders bekannten Zwerggeistes werfen, der uns zudem eine Rückschau über einen besonders langen Zeitraum gestattet.

*„heute back' ich, morgen brau ich,
übermorgen hohl ich der Frau Königin ihr Kind,
ach wie gut ist, daß niemand weiß,
dass ich Rumpelstilzchen heiß!“⁹*

So spricht das Rumpelstilzchen in der hierzulande wohl bekanntesten Version der Geschichte, wie sie von Jacob und Wilhelm Grimm in den Kinder- und Hausmärchen wiedergegeben wurde.

Rumpelstilzchen - was für ein seltsamer Name. Rumpeln könnte auf einen lärmenden Kobold verweisen, aber was ist ein Stilz? Der Wortstamm hat sich bis heute in der Stelze (auch: Bachstelze) erhalten. Es wurde vermutet, der Geist würde wohl an Tischbeinen (Stelzen) rütteln.¹⁰ Andererseits verstand man im 15.



Abb. 1: Das Rumpelstilzchen schaut vor-
bei

Jahrhundert unter „stelzen“ das Gehen mit einem Holzbein oder auf Krücken, aber auch hinken.¹¹ Das Hinken ist wiederum ein tradiertes Attribut des Teufels („der alte Hinkefuß“). Schlussendlich mutierte die Bedeutung bis zum menschlichen herumtobenden Schreihals, den man in Süddeutschland heutzutage einen Rumpelstilz heißt.

Die vermutlich erste Erwähnung des Namens Rumpelstilzchen stammt aus einem Text aus dem 16. Jahrhundert. In der „Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung“ von Johann Fischart aus dem Jahr 1575 ist von einem „Rumpele stilt“ die Rede, das offenbar auch Poppart genannt wird. Nachfolgend ist die entsprechende Stelle im Kontext wiedergegeben:

*„Mein Tochter ist heurahts zeit.
Es kombt ein Fisch, es kombt ein Vöglin.
Waich oder trockens.
Rumpele stilt oder der Poppart.
Den Kessel auff dem Leilach rucken,
O sie ist hüpsch.
Rahtet ihr, was stund im brieff?“¹²*

Poppart, eigentlich wohl Pophart = starke Poppe, ist auch in den Varianten Poppele, Poppel, Popelman, Boppele oder Böppel bekannt. Die Bezeichnung stammt von popeln/boppeln in der Bedeutung von poltern, klopfen, rumpeln.¹³ Nach dem Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm ist Poppart außerdem verwandt zu Popanz, einer Bezeichnung unklarer Herkunft für eine Schreckgestalt (ähnlich zum Butzemann). Ob nun Poppart oder Rumpelstilz, beide Benennungen könnten ursprünglich für einen koboldartigen Klopff- oder Poltergeist gedacht gewesen sein. Irgendwann erhielt dann der Waldgeist der Rumpelstilzchen-Geschichte diesen (inhaltlich eigentlich gar nicht gut passenden) Namen, und die Grimms haben ihm zu guter Letzt auch noch typische Eigenschaften von Zwergen angedichtet. Diese sind nämlich

dafür bekannt, dass sie (Brot) backen und (Bier) brauen. Auch das Stehlen von Kindern ist eine ihrer oft beschriebenen Eigenschaften.

ES RUMPELT IN GANZ DEUTSCHLAND

Bei der Grimm'schen Rumpelstilzchen-Version sollte man allerdings nicht allzu viel Gewicht auf die beschriebenen Merkmale und den Eigennamen des Protagonisten legen. Zum einen verfolgten die beiden Brüder mit ihren Märcheninterpretationen eher einen erzieherischen Ansatz, als dass sie auf unbedingte Quellentreue bedacht waren. Und generell handelt es sich bei Geisternamen oftmals um lautmalerische Umspielungen (z. B. der nordfriesische Meermann „Ekke Nekkepenn“, siehe weiter unten; Astrid Lindgren hat diese Tradition mit dem Hausgeist „Tomte Tummetott“ wunderbar fortgesetzt¹⁴), die manchmal Elemente der Kindersprache aufnehmen, aber ansonsten weitgehend bedeutungslos sein können. Wilhelm Grimm sprach übrigens zunächst vom „Rumpenstünzchen“, eine Bezeichnung, die wohl dem sprachlichen Umfeld der Brüder in Kassel geschuldet ist, denn in der dortigen Mundart bezeichnete man mit Stunz, Stünzchen sowohl einen kleinen (Wasch-) Zuber wie auch eine kleine dicke Person ohne Taille¹⁵. Insofern ist das Grimm'sche Rumpelstilzchen als ein generisches Konstrukt zu sehen, das im Dienste einer guten Story verschiedene folkloristische Elemente vereint. Dennoch besitzt die Figur dahinter eine überaus spannende Vita.

Im Korpus der Deutschen Volkssagen ist das Rumpelstilzchen zwar die bekannteste, aber bei weitem nicht die einzige Fassung. In einer 1840 herausgegebenen Sammlung Pommerscher Volkssagen ist eine sehr kurze Version der Geschichte wiedergegeben, die in der Hansestadt Greifswald spielt. Ein reicher Zwerg

verliebt sich in ein schönes Mädchen der Stadt und erhält gegen viel Geld die Zusage ihres Vaters, sie heiraten zu dürfen - mit der Bedingung, dass das Mädchen den Namen des Zwergs nicht erraten könne. Eines Nachts tanzt der Zwerg im Mondschein und nennt selbst seinen Namen:

*„Wenn meine Braut wüsste,
dass ich Doppeltürk heiße
sie nähme mich nicht!“¹⁶*

Nach einem 1802 erschienenen Mundartwörterbuch wurde unter einem Türken landläufig auch ein „Mensch von rohen wilden und grausamen Sitten“ verstanden.¹⁷ Möglicherweise entstammt der seltsame Zwergename dieser negativ konnotierten Sichtweise. Das Verslein selbst kommt etwas pommersch-hölzern daher. Aber es geht auch poetischer. Der Berliner Privatdozent Wilhelm Chlebus veröffentlichte 1842 einen Gedichtband mit eigenen Werken, in dem er auch dem Zwerg Doppeltürk einige Verse widmete:

*„Solch ein Kind wie ich mir hol'
hat noch kein Zwerg geschaut
Doppeltürk, der Name wohl,
schreckte mir die Braut“¹⁸*

Weiter westlich, auf Sylt, kennt man die Geschichte von Ekke Nekkepenn, einem Meermann, der sich in eine Inge aus Rantum verliebte:

*„Ich heiße Ekke Nekkepenn,
Meine Braut ist Inge von Rantum,
Und das weiß Niemand als ich allein.“¹⁹*

Und in einer westfälischen Variante heißt das Männchen Zirkzirk:

*„Dat is gaut dat
dat de gnädige Frû nich weit
dat ik Zirkzirk heit.“²⁰*

Weiter im Süden Deutschlands und bis nach Österreich hinein kennt man das Rumpelstilzchen unter verschiedenen Namen, etwa das Hopfenhütel des Wiener Raums und das Purzinigele aus Tirol. Den beiden Grimms war der Variantenreichtum durchaus bewusst und sie bildeten aus mehreren verschiedenen Märchen ihre eigene Fassung. Das attraktive Fusionsprodukt wurde weit über die Grenzen von Deutschland populär und erschien in zahlreichen Sprachen. Dabei wurde der Name Rumpelstilzchen teils sinngemäß, teils lautlich angelehnt übersetzt. Im französischen Sprachraum wurde es zum *Nain Tracassin* (wörtlich: der quengelnde, drangsalierende Zwerg), im englischen zum *Rumpelstiltskin* (*stilt* = Krücke, *-kin* entspricht dem deutschen Diminutiv *-chen*).



Abb. 2: Das Hopfenhütel

Tom Tit Tot

Allerdings war die beliebte Rumpelstilzchen Geschichte der Brüder Grimm in einigen Ländern in Wahrheit nur ein Reimport. In England und Frankreich kursierten schon lange zuvor Volkssagen mit sehr ähnlichem Inhalt. Der englische Ökonom und Anthropologe Edward Clodd wies bereits Ende des 19. Jahrhunderts auf die weite Verbreitung der Rumpelstilzchen-Geschichte hin.²¹ Um die Kernmotive herauszuarbeiten, führte er unter anderem verschiedene Versionen aus England, Wales, Irland und Schottland auf.



Eine bekannte Vorläuferform, die Geschichte von Tom Tit Tot und der Königin, findet sich in einer englischen Märchensammlung aus dem Jahr 1890.²² Kurz zusammengefasst ist die Handlung die folgende:

Eine Frau saß mit ihrem Spinnrad am Fenster und sang: „*My darter ha' ate five, five pies today*“ (Meine Tochter hat heute fünf Kuchen gegessen). Dem zufällig vorbeikommenden König gegenüber behauptete sie aus Scham, sie hätte gesungen: „*My darter ha' spun five, five skeins today*“ (Meine Tochter hat heute fünf Wollknäule gesponnen). Der König nahm die mutmaßlich gewinnbringende Tochter zur Frau, stellte sie aber bald auf die Probe: Die frischgebackene Königin solle die versprochene Menge Wolle spinnen, oder sie würde ihren Kopf verlieren. Der übernatürliche Helfer kommt hier in Gestalt eines „kleinen schwarzen Dings mit langem Schwanz“. Das Wesen bietet an, die erforderliche Wolle zu liefern. Als Gegenleistung dürfe die Frau dreimal seinen Namen raten, falls sie das nicht schaffe gehöre sie ihm. Wie üblich offenbart das Wesen seinen Namen selbst in einem Vers:

“*Nimmy nimmy not
My name is Tom Tit Tot*”

Die Frau erlangt zufällig Kenntnis von dem Reim und kann sich auf diese Weise selbst erretten. Tom Tit Tot stößt einen Schrei aus und flieht davon in die Nacht. Einen ganz ähnlichen Namen findet man in einer Variante, die angeblich aus Irland stammt:

“*Little does my Lady wot
That my name is Trit-a-Trot*”²³

Abb. 3: Ein kleines schwarzes Ding namens Tom Tit Tot

RICDIN-RICDON

Wie bei so manch anderem Märchen der Brüder Grimm wird man auch hinsichtlich des Rumpelstilzchens im Umfeld des französischen Schriftstellers Charles Perrault (1628 - 1703) fündig. Marie-Jeanne Lhéritier de Villandon, eine Nichte (oder vielleicht sogar die Tochter) von Perrault, veröffentlichte 1705 eine Sammlung englischer Märchen („*conte anglois*“). Darin findet sich die Geschichte von einem Mädchen namens Rosanie, das vom Prinzen wegen ihrer angeblichen (aber nicht vorhandenen) Spinnkünste am Hofe aufgenommen wird. Sie ist verzweifelt ob der aussichtslosen Situation; da kommt ihr ein kleines Männlein zu Hilfe. Rosanie erhält von ihm einen magischen Stab, der die geforderte Spinnarbeit leistet. Sie muss sich lediglich den Namen des Männleins merken: Ricdin-Ricdon. Vergisst sie den Namen, ist sie ihm verfallen. Es kommt wie es kommen muss, das Mädchen erinnert sich bald nicht mehr, bis sie zufällig Kenntnis von einem vom Männlein selbst gesungenen Vers erhält, in der es seinen Namen *Ricdin-Ricdon* verrät:

*„Si jeune et tendre Femelle ,
N’aimant qu’enfantins ébats,
Avoit mis dans sa cervelle
Que Ricdin-Ricdon je m’appelle,
Point ne viendroit dans mes laqs;
Mais sera pour moy la Belle,
Car un tel nom ne sçait pas.“²⁴*

Als sie den Namen des Wesens nennt, verschwindet dieses unter lautem Geheule. Die Varianten des „Namen merken“ statt „Namen erraten“ findet sich auch andernorts, beispielsweise im Märchen vom schon genannten Hopfenhütel. Das übergeordnete Motiv der Unterstützung beim Spinnen durch magische Praktiken geht auf eine weitaus ältere Geschichte („*Le sette catenelle*“) zu-

rück, die dem Märchenzyklus „Pentamerone“ von Giambattista Basile aus dem 17. Jahrhundert entstammt. Hier allerdings kommen statt eines Männleins ein paar „Feen“ des Weges (im Original: „...vennero passano certe Ffate“). Im deutschen Sprachraum ist die Geschichte als „Die sieben Schwarten“ bekannt.

DER ÜBERNATÜRLICHE HELFER

Bei allen Unterschieden der oben genannten Geschichten bleibt ein gemeinsamer Kern: Ein Mensch gerät mehr oder weniger unverschuldet in die Situation, eine praktisch unlösbare Aufgabe bewältigen zu müssen. An dieser Stelle kommt ein magisches Wesen ins Spiel. Ganz im Sinne des Zeitalters der Aufklärung spricht Giambattista Basile von ein paar Feen. Die anderen Rumpelstilzchen-Fassungen (die zwar aus jüngeren Überlieferungen stammen, aber möglicherweise einen älteren Kern haben als die Version von Basile) erzählen von einem kleinen Wesen oder Männlein. In den deutschen Volkssagen bekommt es zwergische Züge. Das Wesen fordert für seine magische Hilfe eine Gegenleistung. In der Grimm'schen Version will es das erste Kind der Frau erhalten. Ricdin-Ricdon und Tom Tit Tot verlangen sogar die Frau selbst - was nach dem Verständnis der christlichen Glaubenswelt wohl nichts anderes meint, als dass die Frau ihre Seele dem Teufel verschrieb. Glücklicherweise muss sie diese Gegenleistung in keiner Variante der Geschichte erbringen. Ähnlich den vielen Geschichten vom listigen Bauern, der den Teufel narrt und ausspielt, so wird auch hier das magische Wesen durch zufällige Umstände ausgebremst und es kommt für die junge Frau zum Happy End.

In der deutschen mittelalterlichen Romanliteratur scheint das Narrativ der magischen Hilfe ganz ähnlich verwendet worden zu sein - nur eben im Umfeld des männlichen Heldenabenteuers.

Nehmen wir als Beispiel den bekanntesten Helden: Siegfried, den Drachentöter. Die vielleicht ursprünglichste Version der Legende findet sich im Gedicht vom *Hürnen Seyfrid* (dem hörnern Siegfried)²⁵; sehr ähnliche Begebenheiten schildert auch die nordische Thidreks-Saga. Der Held steht vor einer praktisch unlösbaren Aufgabe: Er muss einen Drachen und/oder einen Riesen töten. Das geht üblicherweise nicht so einfach, man braucht dazu ganz besondere Utensilien. Ein Wunderschwert zum Beispiel, das als einziges Schwert auf der Welt Drachenhaut durchdringen kann. Oder ein anderes magisches Hilfsmittel - ein Stein, eine Mütze, ein Mantel - die mittelalterlichen Autoren waren hier recht einfallreich. Und nun betritt die Helferfigur (analog zu Rumpelstilzchen) die Szene. In den deutschen Heldensagen wird sie immer als Zwerg beschrieben (Eugel, Elberich, oder Alberich genannt). Die nordischen Fassungen sind mit Alfrikr, Mimir und Reginn variantenreicher, hier kann der Helfer auch ein Mensch sein. In jedem Fall ermöglicht die Helferfigur dem Helden den Sieg über das Ungeheuer. Es fehlt jedoch das Element des Namensrätsels, wodurch die Aktion der Helferfigur seltsam altruistisch erscheint. In der Konsequenz ist der Held am Ende der Geschichte frei von jeglicher Bringschuld gegenüber seinem Helfer. Mehr noch, ganz wie im Märchen ergeht es letzterem meist nicht besonders gut. Mal wird er aufgrund angeblicher Treulosigkeit vom Held getötet, oder er wird zum Diener des Helden degradiert, oder die Frage der Verpflichtung wird überhaupt nicht aufgeworfen. In der Erzählung vom *Hürnen Seyfrid* nimmt der genannte Held dem Zwerg Eugel sogar dessen Goldschatz „aus Versehen“ weg!

Die vergleichende Sagenforschung trug im 20. Jahrhundert zahlreiche Varianten der Rumpelstilzchen-Geschichte aus der ganzen Welt zusammen. Das Erzählmotiv ist heute unter dem Namen „*The name of the supernatural helper*“ (Der Name des über-

natürlichen Helfers) bekannt. Da in vielen Ländern eine ähnliche Geschichte zu finden war, stellte sich die Frage, ob man mit geeigneten Analysemethoden einen zeitlichen oder geographischen Ursprung ausmachen könnte. Dazu haben die Sprachwissenschaftler Sara Graça da Silva und Jamshid Tehrani die Verbreitung verschiedenen Erzählmotive europäischer Märchen auf einen Stammbaum der Entwicklung indoeuropäischer Sprachen abgebildet.²⁶ Dabei stellten sie fest, dass das Rumpelstilzchen-Motiv zu den ältesten Erzählmotiven überhaupt zählt. Es lässt sich bis zur ersten Aufspaltung der westlichen indogermanischen Sprachfamilie vor etwa 2000-4000 Jahren zurückverfolgen. Zu dieser Zeit entwickelte sich in Mitteleuropa die spätbronzezeitliche Urnenfeldkultur, die mit einem intensiven Kulturaustausch einherging. Als Ursachen wurden eine drastische Bevölkerungszunahme, größere Wanderungsbewegungen, zunehmender Handel und anderes diskutiert. Aus der Perspektive der Sagenforschung ist dieses Forschungsergebnis insofern interessant, als dass es die Möglichkeit eines gemeinsamen Vorläufers für die heutige Vielfalt an mythologischen Zwerggeistern eröffnet. Mit anderen Worten: Möglicherweise ist unser Rumpelstilzchen der direkte Nachfahre eines indoeuropäischen „Ur-Zwergs“.

ANMERKUNGEN UND REFERENZEN FÜR DAS KAPITEL 1

-
- 1 Orel, V. E. (2003): S. 81
 - 2 Rölleke, H. (1977)
 - 3 Brüder Grimm (1819): Vorrede S. VIII
 - 4 Schenda, R. (1984): S. 302
 - 5 Graf, K. (2011): S. 211
 - 6 Tolkien, J. R. R. (1937): S. 15f
 - 7 Mende, F. (1979): S. 89
 - 8 Man kann mit etwas detektivischem Aufwand durchaus weitere Beispiele für Elementarwesen der Luft und des Feuers anführen. Bestimmte italienische Kobolde, die Folletti, können als Windstoß aufzutreten und wären als Luftgeister anzusehen. Die Feuermänner, vielleicht auch Drachen und Drake, könnte man zu den Feuergeistern stellen. Dennoch bleibt ein eklatantes zahlenmäßiges Mißverhältnis gegenüber den Wasser- und insbesondere den Erdgeistern. Darüber hinaus wohnt der Zuordnung eine gewisse Beliebigkeit inne. Drachen könnte man dem Feuer wie der Luft zuordnen, und die Folletti sind als Kobolde auch Erdgeister.
 - 9 KHM55. Brüder Grimm, J. (1812): S. 253-255
 - 10 Siehe z. B. im deutschen WIKIPEDIA Artikel über das Rumpelstilzchen
 - 11 Pfeifer, W. (1997): Eintrag „Stelze“
 - 12 Fischart, J. (1590): S. 324
 - 13 Bächtold-Stäubli, H. (1927/1987): Bd 1, Eintrag „Boppelgebet“
 - 14 Lindgren, A. (1960)
 - 15 Grassow, A. (1952): Eintrag „Stunz“
 - 16 Temme, J.D.H. (1840): S. 255
 - 17 Adelung, J. C. (1811): Eintrag „Türk“. S. 723. ONLINE:
https://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/seite/bsb00009134_00366
 - 18 Chlebus, W. (1842): S. 70
 - 19 Hansen, C.P. (1858): S. 148
 - 20 Kuhn, A. (Bd.1, 1859): S. 298
 - 21 Clodd, E. (1889); Clodd, E. (1898)
 - 22 Jacobs, J. (1890)
 - 23 Kirby, W.F. (1891): S. 132; Rhys, J. (1901): Bd. 2, S. 593

-
- 24 L'Héritier de Villandon, M.-J. (1706): S. 115
25 Piper, P. (1889)
26 da Silva, S. G. (2016)

2 – DAS HOHELIED DER ZWERGE

Eine einschneidende Entwicklung in der europäischen frühmittelalterlichen Literatur war der Übergang von der bislang praktisch universell verwendeten lateinischen Sprache zu den verschiedenen Volkssprachen Europas. Erste altdeutsche Profantexte entstanden ab Mitte des 8. Jahrhunderts, erste altfranzösische Texte datieren knapp hundert Jahre später. Bei der Verwendung der anfangs noch ausdrucksarmen Volkssprachen in der Dichtung kann vermutet werden, dass die Autoren neben der klassischen Literatur auch einige Erzählmotive der regionalen mündlichen Überlieferung in ihre Werke einfließen ließen. Jedoch ist der Begriff der „Volksepik“, der gelegentlich insbesondere für den Heldenroman verwendet wird, in mehrfacher Hinsicht ungeeignet. Zu welchem Anteil aus den Erzählungen des Volkes geschöpft wurde und was demgegenüber eine genuine Erfindung der mittelalterlichen Autoren war, ist kaum noch nachzuvollziehen. Und während die eigentlichen Volkssagen sich an die „arbeitende Bevölkerung“ wendeten, hatte die mittelalterliche Dichtung eine völlig andere Zielgruppe. Insbesondere die großen literarischen Epen wurden von klerikal gebildeten und in klassischer Poetik und Rhetorik geschulten Autoren verfasst. Ihr Schaffen wurde üblicherweise durch reiche, oft fürstliche Gönner finanziell abgesichert. Ihr Publikum bestand, neben ihren Sponsoren, im Wesentlichen aus adligen Laien. Dementsprechend bewegen sich die Geschichten auch in adligem Umfeld.

Die für die Oberschicht konzipierten Zwergfiguren der Mittelalterromane lassen sich leicht daran erkennen, dass ihr Verhalten, ihre Aufgaben und/oder ihr Besitz auf einen gehobenen Status hinweist. Oft bekleiden sie eine Stellung bei Hofe, sei es als

einfacher Bediensteter oder sogar als königlicher Berater. Andere Zwerge scheinen selbst einer adligen Oberschicht anzugehören. Deren Macht und Privilegien wurden nicht zuletzt durch die Bewaffnung ausgedrückt. Besitzen Zwerge also Waffen, insbesondere Klingenwaffen, müssen diese als Standesabzeichen betrachtet werden. Zwar konnten auch Bauern Waffen besitzen, denn sie wurden insbesondere im Frühmittelalter auch für kriegerische Handlungen herangezogen. Üblicherweise führten sie diese aber nicht mit sich. Darüber hinaus wurden ihre Dienste im Hochmittelalter mit den aufkommenden Vasallenheeren immer weniger gebraucht und es wurden Waffenverbote ausgesprochen¹. Schon unter Friedrich I (Barbarossa) war Bauern das Tragen von Schwertern in Friedenszeiten bei Strafe verboten². In der Kaiserchronik, einem in Reimform abgefassten frühmittelhochdeutschen Geschichtswerk, findet sich der vielsagende Hinweis:

„Wenn er [der Bauer] sich aber einer Feindschaft erwehren muß, dann wehre er sich mit dem Krückstock.“³

Schwerter und Reitpferde waren derart kostbar, dass sie schon deshalb im ländlichen Umfeld keine große Rolle spielten. Bewaffnete Zwerge hoch zu Ross sind daher den Volkssagen völlig fremd. Einen Sonderfall bilden einige Zwergfiguren, die in der griechisch-römischen Mythologie wurzeln; ihre Reittiere sind jedoch Rehe, Schafe oder Ziegen (siehe dazu auch den Abschnitt „Reitende Zwerge“ ab Seite 273).

Formal unterscheidet man in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters zwischen verschiedenen Textgattungen. Das Heldenepos, auch Heldenroman genannt, basiert in weiten Teilen auf verschriftlichten Geschehnissen und Erzählungen aus der Zeit der Völkerwanderung. Das bekannteste und auch bedeutendste Beispiel mittelalterlicher Heldenepik ist der Sagenkreis um Siegfried und die Nibelungen. Dagegen behandelt der höfische Roman,

auch Ritterepos genannt, hauptsächlich die ritterlichen Ideale eines würdigen Mitglieds der Gesellschaft am Hof. Diese Literaturgattung wurde stark von der höfischen Kultur Frankreichs beeinflusst. Viele Ritterepen thematisieren die Taten von Karl dem Großen („*Matiere de France*“) oder den Sagenkreis um König Artus und die Ritter der Tafelrunde („*Matiere de Bretagne*“), wobei letzterer noch weitere Großepen wie Tristan oder Parcival beinhaltet. Zu den Tugenden eines Ritters gehörte neben Ehre und Treue auch die Minne, welche mit dem Minnesang eine eigene Literaturgattung hervorbrachte. Einige Texte konnten literaturwissenschaftlich weder den Heldenepen noch der höfischen Dichtung zugeordnet werden, da sie eine einfachere sprachliche Stilis- tik aufweisen und auch sonst eher amüsanten Abenteuer- geschichten gleichen, die zudem mit phantastischen Elementen aus Mär- chen und volkstümlichen Erzählungen angereichert sind. Für diese Texte wurde der Begriff der „Spielmannsdichtung“ geprägt - wohl in der (heute weithin bezweifelten) Annahme, diese Ge- schichten wären damals hauptsächlich von umherfahrenden Spielleuten unter das Volk gebracht worden.

VOM LATEINISCHEN ZUM DEUTSCHEN ZWERG

In der Tradition der römischen Literatur wurden für Zwerge überwiegend die Bezeichnungen *nanus*, *pomilio* oder *pumilus* verwendet. Das lateinische *nanus* leitet sich vom griechischen *νάνος* (*nanos*) her und bedeutet schlicht „klein“. Die Etymologie von *pomilio/pumilus* ist unklar, eine möglich Wurzel ist **pū-* mit der Bedeutung „klein“. Aus der antiken Literatur lässt sich keine klare Präferenz für eine der beiden Varianten ableiten. Offenbar war die Existenz zweier konkurrierenden Benennungen aber schon damals ein Thema zum Debattieren. Im Werk „*Noctes Atticae*“ (Attische Nächte) des römischen Schriftstellers Aulus Gellius (2. Jahrhundert) wird ein Gespräch zwischen Fronto Cornelius und Apollinaris Sulpicius geschildert. Darin heißt es:

Tum Fronto Apollinari „fac me“, inquit „oro, magister, ut sim certus, an recte supersederim »nanos« dicere parva nimis statura homines maluerimque eos »pumiliones« appellare, quoniam hoc scriptum esse in libris veterum memineram, »nanos« autem sordidum esse verbum et barbarum credebam.“ „Est quidem“ inquit hoc Apollinaris „in consuetudine inperiti vulgi frequens, sed barbarum non est censeturque linguae Graecae origine; »νάνος« enim Graeci vocaverunt brevi atque humili corpore homines paulum supra terram exstantes [...]“⁴

[Fronto spricht zu Apollinaris:] „Gib mir doch Auskunft, bester Lehrmeister, damit ich weiß ob ich recht getan habe, zur Bezeichnung für Leute von sehr kleiner Gestalt, worunter man Zwerge versteht, den Ausdruck »nanos« zu vermeiden uns sie dafür lieber »pumiliones« zu heißen, weil ich mich erinnerte, dieses letztere Wort in den Schriften der Alten gelesen zu haben, aber der Meinung war, dass der Ausdruck »nanos« niedrig und gewöhnlich sein.“ „Dies Wort,“ erwiderte Apollinaris, „hört man zwar sehr oft im Munde der ungebildeten Menge, doch trotzdem ist es kein gewöhnlicher (ordinärer) Ausdruck und ist anerkanntermassen griechischen Ursprungs, denn die Griechen

bezeichneten mit dem Ausdruck »νάυουϑ« Wesen von kurzem und niedrigem Körperbau, die nur ganz wenig die Erde überragen [...]"

Um zu zeigen, dass auch die griechische Bezeichnung nicht etwa dem Volksmund, sondern der hohen Kunst entspringt, erwähnt Apollinaris ferner eine Komödie des Aristophanes, in der die Bezeichnung *νάυουϑ* für einen Zwerg gewählt wurde. Ein Beispiel für die mittellateinische Verwendung von *nanus* im Sinne eines mythologischen Zwergs liefert ein Gedichtfragment aus dem frühen 11. Jahrhundert, dessen Überbleibsel in der Klosterbibliothek Tegernsee und der Stiftsbibliothek Sankt Florian (bei Linz) aufgefunden wurden. Das Versepos erzählt von den wundersamen Abenteuern des Ritters Ruodlieb. Im letzten der erhaltenen Fragmente (Fragment XVIII) unterhält sich Ruodlieb in einer Höhle mit einem (wohl von ihm besiegt und gefesselten) Zwerg:

„*Ruodlieb ait nano · non occidendus es a me*“⁵

Ruodlieb sagte zum Zwerg: Ich werde dich nicht töten

Das Ruodlieb Epos wird als Vorläufer der höfischen Dichtung des Hochmittelalters angesehen. Der lateinische Begriff *nanus* hat in den modernen Bezeichnungen für Zwerg im Französischen (*nain*) und im Italienischen (*nano*) überlebt. In altfranzösischen Texten, in denen sich die Autoren aufgrund der sprachlichen Nähe verhältnismäßig leicht an den lateinischen Textvorbildern orientieren konnten, wurden Zwerge entweder als „*nains*“ oder als „*larrons*“ bezeichnet. Die *Nains* sind die typischen Zwerge des höfischen Romans. Üblicherweise stehen sie in den Diensten von Adligen und Königen; ihre Aufgaben am Hof reichen vom (meist schlechten) Sänger über Reitknecht und Kammerdiener bis zum Ratgeber. Funktionell sind sie Hofzwerge, die dementsprechend auch keine magischen Fähigkeiten besitzen. Die *larrons* bevölkern

dagegen überwiegend die französische Heldenepik (*Chansons de geste*), zu der beispielsweise der Sagenkreis um Karl den Großen zählt. Wie in den deutschen Heldenepen haben die französischen *Larrons*, wenn auch in geringerem Maße, übernatürliche bzw. magische Fähigkeiten.

Im engen Verbund mit der französischen Literatur entsteht auch in Deutschland eine höfische Epik. Die volkssprachliche Dichtung verdankt ihre Entstehung in erster Linie den Fürstenhäuser, da diese den hauptberuflichen Autoren überhaupt erst die nötigen materiellen und organisatorischen Voraussetzungen boten. Gegenüber dem Altfranzösischen war es im Althochdeutschen, das aus verschiedenen westgermanischen Dialekten entstand, aus Gründen der Sprachverwandtschaft weitaus problematischer, klassische lateinische Bezeichnungen einfach zu übernehmen. Zeitgenössische Lateinisch-Deutsche Wörterbücher, unter denen der „*Codex Abrogans*“ aus dem 8. Jahrhundert als der älteste gilt, sind daher eine wichtige Quelle, um nachzuvollziehen, welche Bezeichnungen die deutschen Autoren damals für Zwerge verwendeten. In den grammatischen Studien des Domschullehrers Erchanbert von Freising (früher fälschlicherweise mit dem von 835-856 amtierenden gleichnamigen Freisinger Bischof gleichgesetzt) findet sich folgende aufschlussreiche Zeile:

„*pomilio .i. homunculus uel nanus, quod dicitur tiutisce tuêrg*“⁶

pomilio ist ein homunculus oder ein nanus, der in deutscher Sprache tuêrg genannt wird

Diese Bemerkung zeigt, dass in lateinischen Schriften des 9. Jahrhunderts die alten, schon von den Römern benutzten Begriffe *pumilus* und *nanus* beide weiterhin gebräuchlich waren. Die lateinischen Bezeichnungen *homunculus* und Varianten wie *homuncio*, *homillus* und *homullulus* sind schlicht als Diminutivformen von

homo zu lesen. Die heute im Begriff *homunculus* mitschwingende Bedeutung eines künstlich gezeugten Menschen entstand erst im Spätmittelalter im Kontext alchemistischer Theorien. Wichtiger ist in diesem Zusammenhang allerdings die Nebenbemerkung: „...in deutscher Sprache *tuerg* genannt“. Zwar hat Erchanbert von Freising vermutlich auf kleinwüchsige Menschen und nicht auf Naturgeister Bezug genommen, doch werden die mit der Entwicklung vom Alt- zum Mittelhochdeutschen zunehmend auftauchenden Bezeichnungen wie Twerge oder Getwerge gleichermaßen für mythologische Zwerge verwendet.

Ein weiterer früher Beleg findet sich in einem Kompendium aus den späten 11. Jahrhundert, dem „*Summarium Heinrici*“.⁷ Das Werk beinhaltet eine naturwissenschaftliche Enzyklopädie mit Glossareinträgen in altdeutscher Sprache. Im Abschnitt „*De Portentis*“ (= Die Wunder, hier im Sinne von *Ostenta*, Vorzeichen) werden einige der bekannten mittelalterlichen Monstren aufgezählt, deren Erscheinen als Anzeiger kommender großer Ereignisse angesehen wurde. Der Abschnitt beginnt mit den Riesen (*gigas*) als den primären Abkömmlingen der Mutter Erde. Ihnen werden, quasi als Antonym, die Kleinen („*pomilio uel nanus*“) gegenübergestellt und glossarisch der altdeutsche Begriff „*Getuerch*“ angefügt⁸. Hier werden eindeutig mythologische Zwerge adressiert. Die „*pigmei*“ werden dagegen als eigenständige Wesen behandelt. Jene wären nämlich „*eine Elle langen Menschen, die in Indien leben*“⁹, wie ein paar Sätze weiter im Text lapidar festgehalten wird. Trotz dieser klaren Unterscheidung hatten andere Autoren wenig Bedenken, Pygmäen in eine Reihe mit mythologischen Zwergen zu stellen. Im 1370–1380 entstandenen Versroman „Apollonius von Tyrland“ des Wiener Arztes Heinrich von Neustadt heißt es beispielsweise:

„Di klainen Pigmey
Sitzent in den pergen,
Geleich den twergen
Zwair daum prait, elen langk“¹⁰

Auf die Pygmäen werden wir im Abschnitt „Die Fabelwesen des Homer“ ab Seite 180 noch ausführlich zu sprechen kommen. Von der Häufigkeit der Verwendung her gesehen dominieren in altdeutschen Texten allerdings *tuerch*, *getuerch* bzw. sprachlich ähnliche Variationen. Nahezu gleichzeitig scheint außerdem das althochdeutsche *wiht* (Wicht) in Gebrauch gekommen sein (siehe dazu auch Seite 88).

NATIONALHELDEN UND NATIONALZWERGE

„Von wilden getwergen
 han ich gehoret sagen
 si sin in holn bergen
 vn daz si zescherme tragen
 einez heizet tarnkappen von wnderlicher art
 swerz hat an sime libe der sol vil gar wolsin bewart“¹¹

Irgendwann im 12. Jahrhundert verfasste ein heute unbekannter Schreiber, vermutlich im Südtiroler Raum, eine Heldengeschichte, die im 19. Jahrhundert als „Nibelungenlied“ zunächst zum Nationalepos der Deutschen hochstilisiert und nur wenig später als mythologische Beigabe für eine nationalsozialistische Rassenideologie missbraucht wurde. Dass das Nibelungenlied hierzulande immer noch eines der bekanntesten Werke der mittelalterlichen Literatur ist, beruht nicht zuletzt auch auf der recht eigenwilligen Neubearbeitung des Themas durch den ebenso genialen wie bizarren Komponisten Richard Wagner.

Es ist der Sammelleidenschaft der Vorarlberger Adelsfamilie von Ems im 16. Jahrhundert zu verdanken, dass wir heute überhaupt Kenntnis von den Abenteuern Siegfried des Drachentöters haben. Dank gebührt zweifellos auch dem 400 Jahre später lebenden Entdecker des verstaubten Manuskripts in der Schlossbibliothek Hohenems. Die Umstände dieser Wiederentdeckung geben freilich für sich selbst Stoff für einen Roman ab, der wie die Nibelungensage einige mysteriöse Elemente enthält und ansonsten spannenden Einblick in die Eitelkeiten der menschlichen Natur gewährt. Nehmen wir als weitgehend beliebig gewählten Einstiegspunkt in diese Geschichte¹² die Ernennung des Militärarztes Franz Joseph von Wocher zum reichsgräflichen Rat und Oberamtmann durch Graf Franz Rudolf im Jahr 1745. Der frisch Ernannte nahm mit seiner Familie sogleich Quartier im Residenz-

schloss der Grafschaft Hohenems. Am 29. Juni 1755 öffnete der Oberamtmann seinem bibliophilen Berufskollegen Jacob Hermann Obereit die Türen zur besagten Schlossbibliothek. Offenbar zusammen durchsuchten die beiden die Bestände. Nach kurzer Durchsicht fielen Oberreit zwei „*alte eingebundene pergamentene Codices von altschwäbischen Gedichten*“ in die Hände. So schreibt er es selbst stolz in einem Brief, den er kurz nach dem Fund an den von ihm bewunderten Philologen und Professor für schweizerische Geschichte und Politik am Gymnasium Zürich, Johann Jakob Bodmer, richtete. Und weiter, eines davon trage den Titel „Adventure von den Gibelungen“.

Heute kennen wir dieses Manuskript als die in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe aufbewahrte „Donaueschinger Nibelungenhandschrift“ (Sigle C). Bodmer muss fast vom Stuhl gekippt sein, als er den Brief erhielt. Hatte er doch schon Jahre zuvor seinen Landsmann Laurenz Zellweger auf der Suche nach mittelalterlichen Schriften in ebenjener Bibliothek angesetzt – freilich ergebnislos. Doch nun nahm die Geschichte ganz überraschend einen für ihn außerordentlich günstigen Verlauf. Die Ausleihe der Handschriften wurde Obereit seinem ehemaligen Mitstreiter, Oberamtmann von Wocher, plötzlich strikt verweigert. Erstaunlicherweise händigte letzterer die Manuskripte jedoch nur einen Monat später als Leihgabe ohne zeitliche Beschränkung an einen gewissen Johannes Delucas Riz aus, der sie sogleich weiter verschickte. Und so landete Obereits Entdeckung ohne dessen weitere Beteiligung auf dem Schreibtisch von Professor Bodmer. Dieser zeigt sich hoch erfreut über die vorteilhafte Wendung des Schicksals und pries nunmehr den Oberamtmann als glücklichen Entdecker der wertvollen Schriften. Die beiden blieben in Verbindung, und 1779 konnte von Wocher seinem Freund ein weiteres Manuskript aus der Schlossbibliothek zuschi-

cken, das heute als „Hohenems-Münchener Exemplar“ (Sigle A) bekannt ist.

Einem breiten Publikum bekannt geworden ist das Nibelungenlied nach der Übertragung des mittelhochdeutschen Textes ins Neuhochdeutsche durch Friedrich Heinrich von der Hagen¹³. An diesen richtet Johann Wolfgang von Goethe am 18. Oktober 1807 einen Brief und schrieb darin: „*Das Lied der Nibelungen kann sich, nach meiner Ansicht, dem Stoff und Gehalte nach, neben alles hinstellen, was wir poetisch Vorzügliches besitzen*“¹⁴. Bis zum Ende des 2. Weltkriegs erfreute sich das Epos in Deutschland außerordentlicher Beliebtheit. Siegfried, der strahlende Held der Geschichte, wurde zum deutschen Achill oder gar zum mythologisch fortlebenden Arminius (eingedeutscht: „Hermann der Cherusker“) stilisiert.¹⁵

Im Nibelungenepos wird Siegfried als stark und schön beschrieben. Seine wunderbaren Anlagen werden von den weisesten Lehrern und den fähigsten Ausbildern gefördert, um ihn zum zukünftigen Herrscher auszubilden. An der Machtübernahme zeigt Siegfried nun aber gar kein Interesse und zieht fort, um die Hand der Wormser Königstochter Kriemhild zu erobern. Dabei begegnet er einer mystischen Figur, die wohl ebenso berühmt ist wie der Held selbst: Zwerg Alberich. Nicht umsonst lässt Richard Wagner den Alberich gleich in der ersten Szene seiner berühmten Tetralogie „Der Ring des Nibelungen“ auftreten, wo er den Nixen das Rheingold entreißt. Bei Wagner ist Alberich ein zum Stamm der Nibelungen gehörender „Nachtalbe“, mit magischen Kräften ausgestattet und im Besitz eines gestaltwandelnden Tarnhelms. Zusammen mit seinem Bruder Mime schmiedet er im unterirdischen Nibelheim aus dem Rheingold einen verfluchten Ring der Macht. Im mittelalterlichen Nibelungenlied ist Alberich dagegen ein Zwerg in Diensten des Königs Nibelung. Hier ist die Episode

auch nicht Teil des Handlungsstrangs, sondern eine durch Hagen von Tronje am Königshof in Worms erzählte Geschichte aus der Vergangenheit, wodurch der Realitätsgehalt bewusst in der Schwebe gehalten wird. König Nibelung, so berichtet Hagen, habe zwei Söhne gehabt, die nach seinem Tod über die Verteilung seines Vermögens (größtenteils wohl ein riesiger Goldschatz) stritten. Siegfried ist offenbar zufällig gerade in der Gegend und wird zum Schiedsrichter ernannt – eine Aufgabe, die schon in der antiken Sagenwelt nicht ganz gefahrlos war (man denke nur an Midas oder Paris).

Wie nicht anders zu erwarten, wird Siegfried ob der von ihm getroffenen Entscheidungen von den Nibelungenbrüdern bedroht. Es kommt zum Kampf, den Siegfried für sich entscheidet. Aber die Gefahr ist noch nicht vorbei, denn im Gefolge des verstorbenen Königs sind auch zwei

Riesen sowie ein Zwerg mit Namen Alberich. Siegfried erschlägt die Riesen und gewinnt auch gegen den Kampf gegen Alberich, obwohl dieser ein magisches Hilfsmittel einsetzen kann. Er besitzt nämlich eine unsichtbar machende und übermenschliche Kraft verleihende Tarnkappe. Siegfried setzt den besiegten Zwerg als Verwalter des Schatzes ein und tritt in seiner neuen Eigenschaft als Zwergengebieter formal an die Stelle von König Nibelung.

Zwar wird Alberich als ein Gefolgsmann von König Nibelung eingeführt; ein typischer Hofzwerg, wie wir sie im Sagenkreis um König Artus antreffen werden, scheint er jedoch nicht zu sein. Seine Funktion in der Zeit vor Nibelungs Tod bleibt unklar. Vielleicht war er schon immer Hüter des Schatzes, der ja angeblich



Abb. 4: Alberich setzt die Tarnkappe auf und lässt Mime zurück (Wagner, das Rheingold, 3. Szene)

„aus einem hohlen Berge ward hervorgetragen“. Dann wäre Alberich ursprünglich in einem Berg zu Hause gewesen. In Felsen (Felsspalten, Felshöhlen) lebende Zwerge sind häufig in deutschen Volks-sagen der Mittelgebirge anzutreffen, der Fels ist aber auch ein ganz typischer Aufenthaltsort von Zwergen der isländischen Saga-Literatur (siehe den Abschnitt „Saga-Zwerge“ ab Seite 213).

Große Teile der Siegfried-Legende sind auch in altnordischen Schriften überliefert. In der eddischen Dichtung und in der *Völsunga saga* heißt der Held Sigurd und stammt aus dem Geschlecht der *Völsungen* (auch: *Wälsungen*). Er wächst bei einem Ziehvater namens *Reginn* (altnordisch „der Mächtige“) auf. Insbesondere in Textinterpretationen aus dem 19. Jahrhundert, aber manchmal auch heute noch, wird *Reginn* als Zwerg bezeichnet und quasi als Parallelfigur zu Alberich gesehen¹⁶, aber die Belege dafür sind in Wahrheit recht dünn. Die *Völsunga saga* macht keine diesbezüglichen Angaben und nennt *Reginn* lediglich einen Königssohn. *Reginns* Vater *Hreidmar* wird in der eddischen Dichtung überwiegend als zauberkundiger Bauer vorgestellt. Auch *Reginn* scheint gewisse übernatürliche Fähigkeiten zu besitzen; zumindest kann er Sigurd das zerbrochene magische Schwert Gram neu schmieden. Inwieweit diese Tat zwergentypisch ist, sei dahingestellt. Der einzige Beleg, der die Zwergennatur möglicherweise bestätigen könnte, ist das „Lied von *Reginn*“ (*Reginnsmál*) in der *Liederreda*. Über *Reginn* wird dort gesagt:

„Hann var hveriom manni hagari,
oc dvergr of vøxt;
hann var vitr,
grimmr oc fiolkunnigr.“¹⁷

Er war geschickter/begabter [wohl bezüglich der Schmiedekunst] als alle anderen Männer, ein Zwerg von Statur, er war weise, grimmig [i. S. v. kampfstark] und vielkundig [i. S. v. zauberkundig].

Andererseits könnte man die Formulierung „ein Zwerg von Statur“ auch als Beleg dafür nehmen, dass Reginn ein kleingewachsener Mensch und eben kein Zwerg im Sinne eines magisch-mythologischen Wesens war, denn andernfalls hätte es auch einfach „er war ein Zwerg“ heißen können. Angefügt sei noch, dass ein Zwerg namens *Reginn* auch in der Schöpfungsgeschichte der Lieder-Edda aufgeführt wird.¹⁸ Es bleibt aber unklar, ob hier nicht eine zufällige Namensgleichheit vorliegt.

Ob Reginn nun als Zwerg oder als magischer Schmied anzusehen ist, spielt für die hier angestellten Betrachtungen letztendlich keine große Rolle. Eine Tarnkappe hat er jedenfalls nicht zu bieten, so dass Sigurd im Gegensatz zu Siegfried seine Heldentaten ohne dieses Utensil vollbringen muss. Immerhin erbeutet Sigurd den Schreckenshelm *Oegishjálmr* des Drachen *Fafnir*, den er aus einer Grube heraus von unten ersticht. Dieser macht zwar nicht unsichtbar, aber verleiht die Fähigkeit zum Gestaltwandel (siehe dazu auch den Abschnitt „Die magische Kappe und ihre Spielarten“, Seite 431). Sigurd erbeutet durch die Tötung *Fafnirs* den Schatz und den Zauberring *Andvaranaut* (Andvaris Gabe) des Zwergs *Andvari* (zu diesem siehe auch die *Andvari*-Episode in der Edda, Seite 212, im Abschnitt „Die ätiologischen Zwerge der Edda“).

ALBERICH DER GROßE

Alberich ist insoweit erst einmal überraschend als Name für einen Zwerg, weil es ein Kompositum aus „Albe“ (dem Plural von Alb) und „-rich“, einer Ableitung des germanischen „-rik“ (Herrscher) darstellt und somit wörtlich „Elbenkönig“ bedeutet. Dementsprechend



Abb. 5: Ortnit trifft auf Alberich

findet man einige sinngleiche Variationen des Namens, etwa Elberich oder Alfrik (von *Alfr*, der alt-nordischen Bezeichnung für Alb). Altfranzösische Texte rezipieren den Namen zunächst als *Alberon* und *Auberon*. Die spätere Schreibweise *Oberon* wurde nicht nur in Frankreich, sondern auch in England (siehe den Abschnitt „Die Anderswelt“, Seite 217) und in Deutschland verwendet.¹⁹ Zu den bekanntesten Beispielen in der deutschen Literatur zählt sicherlich die Theaterszene mit Oberon und Ti-

tania im „Faust I“ von Johann Wolfgang von Goethe. Hier ist Oberon kein Zwerg mehr, sondern - seinem Namen entsprechend - der mächtige König der Feen, Elfen oder Elben.

Als Herrscherfigur tritt Alberich in verschiedenen Fassungen der um 1230 entstandenen Ortnit-Erzählung in Erscheinung. König Ortnit, der Herrscher des „Lampartenlands“ (Lombardei), trifft in der Wildnis auf Alberich. Der Zwerg kann sich, obwohl er offenbar keine Tarnkappe besitzt, nach Belieben unsichtbar machen und Ortnit kann ihn nur sehen, weil er von seiner Mutter einen Zauberring bekommen hat. Nachdem Alberich dem Ortnit eröffnet dass er sein Vater ist, schenkt er ihm eine kostbare Rüs-

tung und ein drachentötendes Schwert namens Rose. Die Handlung beinhaltet ansonsten noch einige stereotypische Elemente von Heldenabenteuern: schwierige Aufgaben in einem fernen Land, ein Brautraub, und ein Drachenkampf (letzterer allerdings mit untypisch tödlichem Ausgang für den Helden). Thematisch eng verwandt zum Ortnit ist das französische Epos „Huon de Bordeaux“, welches üblicherweise zur Gattung der „*Chanson de Geste*“ gezählt wird. Huon de Bordeaux fällt bei Karl dem Großen in Ungnade und muss, um sein Leben zu behalten, zu einer Bußfahrt nach Babylon antreten, die zahlreiche grausame Strafen beinhaltet. Auf dem Weg dorthin trifft er in einem Wald auf ein kleines Männchen („*le petit homme sauvage*“, das kleine wildlebende Männchen) namens Auberon.

Im Gegensatz zum Alberich des Nibelungenlieds wird Auberon ausdrücklich als von schöner Gestalt („*beau que le soleil*“, schön wie die Sonne) beschrieben. Er wird als ein gläubiger Christ dargestellt, der zudem kein eigentlicher Zwerg von Geburt ist, sondern von einer beleidigten Fee verzaubert wurde. Auberon wird hier quasi entdämonisiert und damit im zeitgenössischen Romankontext gesellschaftsfähig gemacht. Seine zwergischen Wurzeln kommen aber durch seine magischen Geschenke an Huon wieder zutage. Huon erhält einen goldenen Kelch, der (wie ein antikes Füllhorn) jedem Mann reinen Herzens unbegrenzt zu trinken gibt, sowie ein Horn aus Elfenbein, mit dem er Auberon samt dessen unbesiegbarer Armee herbeirufen kann. Wie Ortnit kann auch Huon seine Aufgaben nur mit Unterstützung des hilfreichen Zwergs bewältigen. Auch zahlreiche andere Details ähneln der Ortnitsage.²⁰ Beispielsweise erobern beide Helden auf ihren Abenteuerfahrten nicht nur eine heidnische Jungfrau; Auberon wie Alberich machen die Auflage, dass diese vor der Heirat getauft werden müsse. Alberich mäandert unter verschiedenen

Namen durch die spätmittelalterliche Prosa. Im Sagenkreis um Dietrich von Bern finden wir eine Episode, in welcher der Held den Zwerg Alfrich (bzw. *Alfrik* in der altnordischen Thidrekssaga) fängt. Als Preis für seine Freilassung überlässt dieser dem Dietrich das Zauberschwert Nagelring. In der Heldensage finden wir den gleichen Zwerg auch unter dem Namen Elberich.²¹

Im Zusammenhang mit Alberich/Elberich wird oft ein sagenhafter Berg erwähnt, in welchem der Zwergenkönig entweder seinen Palast hat, oder der doch wenigstens Heimstatt seiner Schmiede ist, in der magische Schwerter das Licht der Welt erblicken. In der Dresdner Fassung der Ortnit-Erzählung (Ortnit D) wird das Schwert Rose von Zwergenhand im Gebirge „*Geigelsass*“ geschmiedet. Der merkwürdige Name findet sich noch in zahlreichen anderen Variationen, darunter Göckelsass, Gerkelsass, Gerikelsass, Geikelsas, Goukelsahs. Auch Wieland der Schmied begibt sich nach der Thidrekssaga zu den Zwergen, um dort das Schmiedehandwerk zu erlernen:

*„Vnd darnach kam er zuo künig Elberich vnd ward sein gesöll.
Vnd ward auch eyn schmid in dem Berg zuo gloggen sachsen.“²²*

Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts, und später nochmals ausführlich durch August Lütjens²³, wurde diese Bezeichnung als entstellte Form des seit der Antike sagenumwobenen Kaukasus-Gebirges identifiziert. Leider hat sich bis in die heutige Zeit eine Fehlinterpretation des deutschen Schriftstellers Ludwig Steub gehalten, die beispielsweise auch die deutsche WIKIPEDIA-Seite „Wieland der Schmied“ (Stand 2017) wiedergibt: „Der Sage nach stammt Wieland aus Gossensaß („Gotensitz“) im heutigen Südtirol“. Ludwig Steub hatte sich mit Sitten und Gebräuchen Tirols auseinandergesetzt und kam zu dem Schluss:

„Aus der Gothenzeit ist noch ein Ortsname übrig, nämlich Gossensaß (urkdl. Gozzinsazze), der Gothensitz, ein Dorf am Brenner [...] An diese,

durch uralte Eisenwerke ausgezeichnete Dorfschaft dürfte vielleicht auch lieber als an den Kaukasus zu denken sein, wenn in der deutschen Heldensage, die tirolischer Lokalitäten so oft Erwähnung tut, der Berg Gökelsas, Geikeisas, Gloggensachsen usw. erwähnt wird, wo einst König Elberich und Wieland der Schmied mit einander Schwerter fertigten.“²⁴

Die Tiroler Bergwelt ist außerordentlich reich an Sagen. Auf eine der bekanntesten, die von einem Zwergenkönig namens Laurin handelt, werden wir noch zurückkommen, denn sein Kampf mit Dietrich von Bern hat Eingang in die mittelalterliche Literatur gefunden. Auch das mittelhochdeutsche Eckenlied, das einen Kampf zwischen Dietrich und einem Riesen beschreibt, geht vermutlich auf eine Tiroler Volkssage zurück.²⁵ Vor diesem Hintergrund ist die Vermutung von Steub verzeihlich, dass ein (geographisch) naheliegenderer Ort als der Kaukasus in die mündliche Überlieferung eingeflossen ist; zumindest einige Varianten des Gebirgsnamens mögen auch tatsächlich auf diesen Umstand zurückzuführen sein. Die lokale Adaption von Örtlichkeiten aus beliebten Erzählungen ist im Übrigen ein häufiges und schon seit langer Zeit existierendes Phänomen. In den Berkshire Downs im Süden Englands befindet sich beispielsweise ein neolithisches Hünengrab, für das schon seit dem 10. Jahrhundert der Name „Wayland Smith(y)“ (Wieland der Schmied oder Wielands Schmiede) verbürgt ist.

ZWERGENEPIK

Nach ihrer weiten Verbreitung in England und Frankreich wurden Sagen um König Artus und die Ritter der Tafelrunde auch in Deutschland zu einem beliebten Sujet. Als erster deutschsprachiger Artusroman gilt „Erec“ von Hartmann von Aue. Es handelt sich im Prinzip um eine Übersetzung des „Bestsellers“ *Erec et Enide* von Chrétien de Troyes, die in Form einer Verserzählung in mitteldeutscher Sprache wohl um 1200 abgefasst wurde. Überliefert ist der Erec in nennenswertem Umfang nur im „Ambraser Heldenbuch“, einer Manuskriptsammlung die erst Anfang des 16. Jahrhunderts zusammengetragen wurde. Die Geschichte handelt von einem Ritter am Hof von König Artus namens Erec. Dieser besteht zahlreiche Abenteuer („Aventiuren“), kämpft gegen Räuber, Edelmänner und Riesen, und findet am Schluss seinen Weg zu einer gereiften Persönlichkeit.

Gleich zu Beginn der Erzählung bringt ein Zwerg namens Maledicur²⁶, der einen Ritter und eine schöne Frau zu Pferde begleitet, die Handlung ins Rollen. Erec ist in Gesellschaft der Königin und einer Magd unterwegs. Die Königin schickt zuerst die Magd und dann Erec hinüber zu dem fremden Trio, um Auskunft zu holen. Beide werden vom Maledicur mit einer Peitsche zurückgeschlagen. Für diese Schmach lässt Erec den Zwerg später verprügeln. Maledicur ist offenbar ein Hofbediensteter ohne hohe Stellung und kann mithin zu den typischen Hofzwerge gerechnet werden. Die französische Vorlage von Chrétien de Troyes ist in der Handlung recht ähnlich, allerdings hat der Zwerg dort keinen Namen. Kurze Erwähnung findet dagegen ein Zwergenkönig namens Bilei (auch: Bilis), der „kürzeste aller Zwerge“, der über das Land *Antipodes* herrscht. Sein Bruder heißt Brien, und es wer-

den noch zwei untergebene Zwerge namens Grigoras und Gledidan genannt.

Auf einen weiteren Zwerg treffen wir im Umfeld des Sagenstoffes „Tristan und Isolde“. Die erste deutsche Bearbeitung stammt von Eilhart von Oberg, dessen Roman „Tristrant“ um 1200 auf der Basis einer französischen Vorlage entstand. Die bekannteste Fassung ist wohl der wenig später verfasste Versroman „Tristan“ von Gottfried von Straßburg. Der Kern der Handlung, soweit es Zwerge betrifft, ist der Folgende: Nach einigen Irrungen und Wirrungen, bei denen Tristan unter anderem von Isolde unbeabsichtigt von einer Zweikampfwunde geheilt wird, finden die beiden durch einen Liebestrank zueinander, obwohl Isolde eigentlich König Marke versprochen ist. In der sogenannten „Baumgartenszene“ beobachten Marke und sein Hofzwerg Melot, wie sich Tristan und Isolde beim verbotenen Stelldichein begegnen. Wie Maledicur ist Melot ein Hofbediensteter. Seine Stellung ist die eines königlichen Vertrauten und Beraters, wie man unschwer an der Baumgartenszene erkennen kann. Darüber hinaus war Melot als Sterndeuter tätig:

*„ein getwerc was in dem hove dâ
daz selbe solte namen hân
Melôt petit von Aquitân
und kunde ein teil, alsô man giht,
umbe verholne geschiht
an dem gestirne nahtes sehen.“²⁷*

Bei Hofe war ein Zwerg,
dessen Name sei, wie es hiess,
klein Melot von Aquitanien
und konnte, so sagte man,
die verborgenen Dinge
aus dem nächtlichen Sternenhimmel lesen.

Allerdings kommt diese Fähigkeit im Rahmen der Tristan Erzählung nicht zum Einsatz und es bleibt somit fraglich, ob es sich um eine echte magische Begabung jenseits derer eines üblichen Hofastrologen handelt. Dass den Zwergen aber generell die Sternekundigkeit und Wahrsagekunst zugebilligt wurde, zeigt eine Stelle im „Hürnen Seyfrid“, wo es heißt:

*„Dann alleyn Künig Eugel Das Zwerg do mit jm rey.
So sprach zu jm Seyfride "Nun sag mir, held gemeyt,
Laß mich deyner kunst geniessen, Astronomey genant.
Dort auff dem Trachenstayne Heut frü du hast erkandt
Die Stern vnd jr anzeygen, Wie es mir sol ergan,
Mir vnd meym schönen weybe, Wie lang sol jch sie han?“²⁸*

Seyfrid fragt hier den Zwergenkönig Eugel nach seiner Zukunft und erfährt, dass er nur noch acht Jahre zu leben hat.

Zu den beliebtesten Heldendichtungen des deutschen Mittelalters gehören sicherlich die Abenteuer des „Herzog Ernst“. Das Werk liegt in zahlreichen Überlieferungen vor, deren älteste etwa 1160-70 entstanden sind. Andere Versionen datieren bis in die frühe Neuzeit. Verschiedene Prosafassungen kursieren in den „Deutschen Volksbüchern“ und anderen Sagensammlungen. Viele der Erzählmotive sind alte Bekannte. Herzog Ernst wird vor dem Kaiser verleumdet, er zieht in die Fremde und bis nach Jerusalem, auf seinen Reisen besteht er zahlreiche Abenteuer (siehe auch den Abschnitt „Abenteuer- und Mirabilia-Literatur“, Seite 278). Karl Bartsch rekonstruierte 1869 aus den Manuskriptvorlagen eine vollständige Fassung des mittelhochdeutschen Versromans, in der folgende Episode beschrieben wird:

*„Sie riten grozer weide genuoc,
da man kein sträze nie gesluoc,
und über manc wilde beide.
sie riten über einen berc:
do begegnet in ein kleinez twerc.*

*daz swuor bi sinem eide,
 sie beten frevelich getan
 und dürften niht für riten.
 er sprach 'ich mac ez niht gelän
 irn müezet mit mir striten:
 oder gebt mir daz magedin“²⁹*

Selbstverständlich sieht der Herzog im Fortgang der Geschichte davon ab, „daz magedin“ zu übergeben, sondern rüstet sich ritterlich zum Kampf – wohl auch, weil der Zwerg sich damit brüstet, dass er gerade zuvor drei Riesen erschlagen hat. Kurz darauf eskaliert die Situation, denn ein Heer von Zwergen erscheint und greift an. Viele von ihnen verbrennen, als Herzog Ernst und seine Mitstreiter den Wald anzünden und so entkommen. In der geschilderten Episode treten Zwerge als Widersacher des Helden auf. Da sie in den Kampf ziehen, stehen ihnen offenbar auch geeignete Waffen zur Verfügung (welche, wird leider nicht erwähnt). Dies weist sie als einigermaßen standesgemäße Gegner aus und unterscheidet sie gleichzeitig von den nachfolgend beschriebenen Zwergen der arbeitenden Klasse, die typisch für die volkstümliche Überlieferung sind.

In der Erzählung „Salman und Morolf“, die ebenfalls zur Spielmannsdichtung gezählt wird, treffen wir auf ein Zwergenvolk, das unter dem Befehl einer „Meerminne“ steht. Die Episode ist in eine Brautraubgeschichte eingebettet.³⁰ Princian, König von Akkon, entführt Salem, die Frau des Königs von Jerusalem namens Salman (in machen Fassungen auch Salomon genannt). Morolf wird ausgesandt, sie zurückzuholen. In Begleitung von elf Männern kann Morolf Princian und Salman in einer hinter einem Berg bei *Elsabe* gelegenen Felsenkammer stellen. Das Paar kann nicht entfliehen, denn der unterirdische Zugang zur Felsenkammer wird auf Befehl der Meerminne im geeigneten Moment von sechs Zwergen zugeschüttet. Bei der Begegnung mit der Meerminne

und den Zwergen wird klar, dass Morolf dort kein Unbekannter ist. Ein Zwerg namens Madelger begrüßt ihn freundschaftlich als „Oheim“ (Mutterbruder). Die Meerminne ist Madelgers Mutter; obwohl sie somit eigentlich Morolfs Schwester sein müsste, wird sie von ihm mit „Muhme“ (Mutterschwester) angeredet. Madelger ist im Besitz einer Tarnkappe, die er in der Geschichte auch anwendet. Was man sich genau unter der Meerminne vorzustellen hat ist nicht ganz klar, denn sie hält sich nicht im Wasser, sondern im Berg auf. In der Frankfurter Handschrift von 1479 ist sie jedoch als klassisches Fischweib abgebildet. Sie sieht die Ankunft Morolfs voraus, hat mithin also magische Fähigkeiten. Das Motiv einer magischen Frau, die über ein Zwergenheer gebietet, findet sich interessanterweise auch in manchen Volkssagen. Frau Percht, Frau Holle, der Buschgroßmutter und der baltischen Baum-Gottheit Puschkaitis wird ein ebensolches Gefolge angedichtet (siehe den Abschnitt „Die Anführerin der Zwerge“ ab Seite 461).

ZWERGENKÖNIGE

Zwergenkönige bilden eine Art literarische Brücke zu den im folgenden Kapitel behandelten Zwergen der Volkssagen. Da die Zwergensagen des Volkes zumeist in einem ebensolchen Umfeld, also dem der arbeitenden Bevölkerung, spielen, besteht aus der Handlung heraus selten die Notwendigkeit für die Figur eines Zwergenkönigs. In Volkssagen wie daher meist nur recht vage von Herrschern der Zwergenvölker berichtet wird, ohne diese als Person auftreten zu lassen oder auch nur näher zu beschreiben. Ein typisches Beispiel für eine Zwergenkönig-Sage liest sich folgendermaßen:

„Wenn man an der Innerste aufwärts von Hildesheim nach Marienburg geht, findet man etwa auf der Hälfte des Weges eine Höhle, das sogenannte Zwergloch. Dort wohnte vor vielen Jahren ein Volk von Zwergen unter einem eigenen Könige. Ein Schäfer erzählte darüber folgendes: Lange vor unserer Zeit hatten die Zwerge in dem Loche ihre Schmiede, wovon es noch heutiges Tages schwarz ist.“³¹

Manchmal verlassen die Zwerge auch die Gegend mit der Begründung, ihr König sei gestorben. Wie wir gleich noch sehen werden, existieren einige wenige Gegenbeispiele, in denen Zwergenkönige in Volkssagen als Charakter fassbar werden. Vieles spricht jedoch dafür, dass diese Figuren sekundärer Natur sind. Vermutlich sind sie ursprünglich Erfindungen eines höfischen Umfelds, quasi literarische Quereinsteiger, die erst nachträglich in den Kanon der volkstümlichen Überlieferungen eingedrungen sind. Die Umformung mittelalterlicher Epen zu volkstümlichen Erzählungen fand einen Höhepunkt im Zuge des aufkommenden Buchdrucks in den sogenannten „Volksbüchern“. Es besteht aber kein Anlass, daran zu zweifeln, dass beliebte Erzählmotive auch schon zu Zeiten der

frühen mittelalterlichen Literatur sehr schnell ihren Weg in die volkstümliche Erzähltradition gefunden haben.

Anders als in Volkssagen ist die Figur eines Zwergenkönigs im mittelalterlichen Roman oftmals zwingend erforderlich. Beispielsweise dann, wenn es gilt, einen standesgemäßen Interaktionspartner für einen Menschenkönig aufzubieten. So erhält König Ortnit in der Ortnit-Sage das magische Schwert Rose und die Rüstung aus der Hand des Zwergenkönigs Alberich bzw. Elberich (siehe den Abschnitt „Alberich der Große“, Seite 52. Nachdem Alberich schon ausführlich vorgestellt wurde, sollen nachfolgend noch die anderen prominenten Zwergenkönige Erwähnung finden. Denn auch ein edler Recke wie Dietrich von Bern ließ sich lieber von einem Zwergenkönig Paroli bieten, als von einem dahergelaufenen Wald- und Wiesenwichtel.

KÖNIG LAURIN

Laurin ist wahrscheinlich das prominenteste Beispiel für einen Zwergenkönig, dessen Geschichte sowohl als Volkssage als auch in Form eines hochmittelalterlichen Heldenromans überliefert ist. In der Romanfassung erfährt der Leser von der Auseinandersetzung Laurins mit einer der berühmtesten Heldenfiguren: Dietrich von Bern. Laurin ist der Herrscher über ein Zwergenreich in den Tiroler Bergen. Von besonderer Schönheit soll sein sagenhafter Rosengarten gewesen sein. Dietrich und sein Gefolgsmann Witege suchen diese Gartenanlage bei einem ihrer Heldenabenteuer auf, zerstören ihn mehr oder weniger grundlos³² und nehmen König Laurin schlussendlich gefangen. Dazwischen liegt noch eine Episode, die in Laurins Schloss im Berg spielt. Der Leser erfährt, dass Laurin eine schöne Frau namens Künhild, die Schwester eines der Gefährten Dietrichs, gefangen hält.

Es existieren verschiedene Versionen des Romans, die sich in der Handlung leicht unterscheiden. In der sogenannten Walberan-Version des Laurin-Epos kommt ein weiterer Zwergenkönig vor: König Walberan, der Onkel von Laurin und Herrscher über ein Reich im Osten. Walberan ist natürlich niemand anders als unser alter Bekannter Alberich. Die lautliche Verwandtschaft wird sofort klar, wenn man die französische Urform Auberon mit Walberan vergleicht. Walberan zieht mit seinem Zwergenheer gen Bern (nach gängiger Lehrmeinung das heutige Verona)³³, um Laurin beizustehen.

König Laurin ist ein geradezu prototypischer Zwerg. Er besitzt drei Zauberdinge: Eine Kopfbedeckung die ihn unsichtbar werden lässt, einen Zaubergürtel, der ihm Superkräfte verleiht, und einen Ring, der ihn unbesiegbar macht. Hier ein Ausschnitt aus dem „Laurin“ des Dresdner Heldenbuchs von 1472, die in Reimform abgefasst ist:

75

*„Es het pey im drew dinger, do von het es gros kraft:
Ein rinck an seynen vinger, do von wurd es sighaft.
Zwelf starcker mener stercke, das vermacht im ring der stein,
Laurein mit zauber geferde. Auch hetz ein gurtelein.
Dye gurtel het umb fangen fein leib, do gelaubet an,
mit zwelf manes kraft langenn: das, was vier und zwentzick man.
dar nach het es besunder ein cleines helkeplein
was das nit grosses wunder? Nun hort newr von dem clein:
Wan es das gunt auf setzen, so mocht in nyman gesehen,
domit war es verhetzet, gelaubt, das es ist geschehen!“³⁴*

Bei dem *helkeplein* handelt es sich um die berühmte Nebelkappe oder Tarnkappe, die zur Standardausstattung jedes ordentlichen Zwergs gehört (mehr über dieses magische Utensil siehe den Abschnitt „Die magische Kappe und ihre Spielarten“, Seite 431). Die Volkssage ist der Romanfassung insgesamt recht ähnlich, jedoch

kürzer und enthält dementsprechend einige Verdichtungen und Veränderungen (insbesondere Personennamen, Orte, und Hintergrundinformationen). Eine schöne anekdotische Zufügung ist die Erklärung des Alpenglühens. Laurin verflucht der Sage nach seinen Rosengarten, so dass ihn niemand mehr sehen könne, weder bei Tag noch bei Nacht. Er vergisst jedoch die Dämmerung zu erwähnen, so dass man in dieser Zeit ein rötliches Schimmern wahrnehmen kann, das seinen Ursprung in den Rosen des Gartens haben soll.

KÖNIG GOLDEMAR

Wie König Laurin, so ist auch ein gewisser König Goldemar sowohl in den Heldenepen um Dietrich von Bern als auch in Volkssagen vertreten. Ob es sich in beiden Fällen um die gleiche Figur handelt, ist nicht ganz klar. Der berühmte Thüringer Schriftsteller und Märchensammler Ludwig Bechstein hat den Versuch gemacht, die Handlungsfäden der beiden Erzählungen zu verbinden, doch dazu später mehr. Zunächst soll hier der mittelalterliche Goldemar vorgestellt werden.

Ein Zwergenkönig dieses Namens erscheint in einem unvollendeten Roman des 13. oder 14. Jahrhunderts namens Reinfried (nach dem Helden der Geschichte, Reinfried von Braunschweig):

*„die risen mit den Goldemâr
daz rîche keiserlîch getwerc,
den walt vervalte und den berc“³⁵*

die Riesen [aus den Abenteuern] des Goldemar
dem mächtigen kaiserlichen Zwerg
dem Beschützer der Wäder und Berge

Aus der Tatsache, dass Goldemar als Vergleich benutzt (und damit als bekannt vorausgesetzt) wird, kann man schließen, dass die Geschichten um den Zwergenkönig deutlich älter sind als der Versroman. Mehr über diesen Zwergenkönig erfahren wir aus einem mittelhochdeutschen Romanfragment, das um 1230/1240 von einem gewissen Albrecht von Kemenaten verfasst wurde. König Goldemar wird als ein Entführer vorgestellt, der dem König von Portugal die Tochter raubt. Dietrich von Bern bricht zur Rettung der schönen Frau auf. Im Gebirge Trutmunt³⁶ trifft er neben Riesen auch auf Goldemar, der dort die Königstochter gefangen hält. Das Romanfragment bricht an dieser Stelle ab, doch glücklicherweise hilft hier eine Heldenbuch-Textstelle im sogenannten „Anhang zur Straßburger Handschrift“ aus. Daher wissen wir, dass Dietrich die Dame erfolgreich befreien kann. Insgesamt erinnert die Geschichte so stark an das Laurin-Epos, dass ein gemeinsamer Ursprung vermutet werden kann.

Aus den Volkssagen des Ruhrgebietes erfahren wir von einem Zwergenkönig mit einem ähnlich klingenden Namen: König Volmar. Dieser beschloss einst, sich eine schöne Burg auf einem Felsen an dem Fluss Ruhr zu bauen.³⁷ So entstand die Burg „Volmar-Stein“. Diese klassische Entstehungs- bzw. Erklärungssage bezieht sich auf die Höhenburg Volmarstein, die im Jahr 1100 errichtet wurde heute noch als Ruine oberhalb der Stadt Wetter zu besichtigen ist. Nicht einmal zehn Kilometer nordwestlich von Burg Volmarstein liegt die Ruine der Burg Hardenstein, welche ebenfalls an einer Ruhrschleife rund 250 Jahre nach Burg Volmarstein erbaut wurde. Der Paderborner Kleriker und Kirchenreformer Gobelinus Person berichtet im 15. Jahrhundert in seiner Chronik „Cosmodromium“ von einem „*Incubus*“ der sich König Goldemer nannte und auf jener Burg Hardenstein gelebt haben soll:

*“Istis temporibus quidam incubus, nominans se regem Goldemer, coniunxit se familiaritate cuidam viro, amiorum mundanis actibus per omnia dedito, Nevelungh de Hardenhergh appellato, in comitatu de Marka prope flumen Rure in fortalicio seu municuuncula habitanti”*³⁸

Zu jener Zeit hat ein Incubus, der sich selbst König Goldemer nannte, einem Manne freundschaftlich nahegestanden, der sich vor allem weltlichen Kriegstaten widmete, Neveling von Hardenberg genannt, der in der Grafschaft Mark unweit der Ruhr in einer kleinen Festung wohnte.

Goldemer musizierte, beriet den Burgherren und Besucher in mancherlei Hinsicht und war im Übrigen unsichtbar. Nach drei Jahren ging er fort.

Diese König Goldemer, vom Verfasser als „Incubus“ klassifiziert, ist der Beschreibung nach ein ganz typischer Schlosskobold. Ähnliche Wesen finden sich in Burgen und Schlössern Niedersachsens; etwas Hinzemann auf Schloss Hudemühle oder Hödeken von der Winzenburg zu Hildesheim (siehe den Abschnitt „Schlosskobelde“ ab Seite 150). Hinzemann neckte die Köchin des Hauses, und Hödeken soll einen frechen Küchenjungen sogar zerhackt und gekocht haben. Diese Begebenheit war möglicherweise die Vorlage für eine modifizierte Version der Goldemer-Geschichte, die in den westfälischen Sagenschatz eingegangen ist. Ganz ähnlich dem Bericht des Gobelinus Person wohnte angeblich auf der Burg Hardenberg ein unsichtbares Wesen, das freundschaftlich mit dem Burgherrn verkehrte. Es hätte Goldemar geheißen, und es sei ein Zwergenkönig gewesen. Ganz wie Hödeken reagierte Goldemar auf einen vorwitzigen Küchenjungen ausgesprochen unfreundlich: Er zerriss ihn und kochte ihn anschließend in großen Töpfen. Am Ende verschwand er, nicht ohne die ganze Familie der Hardenbergs verflucht zu haben.³⁹ Eine ver-

gleichbare Version der Sage erzählt der Sammler Adalbert Kuhn, allerdings heißt der Zwergenkönig dort Volmar.⁴⁰

Offenbar liegt hier eine Fusion verschiedener Erzählstränge vor, die unter anderem aus den Geschichten des Zwergenkönigs Volmar, des Inkubus Goldemer, und des Hildesheimer Hödekens beruhte. Der Theologe Dirk Sondermann hat den Goldemar-Sagenkreis im Detail untersucht und berichtet von einer Erzählung aus der Genealogie der Familie von Laer, welche Burg Hardenstein einst besessen haben.

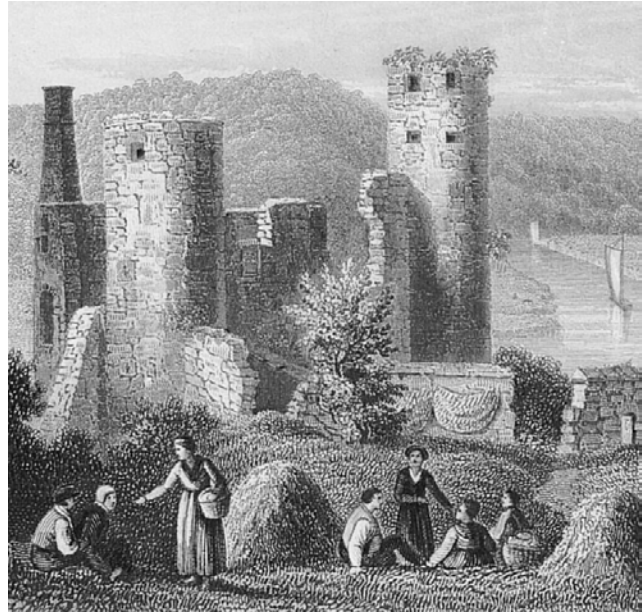


Abb. 6: Ruine der Burg Hardenstein

Danach soll sich auf der Burg einst ein „Woutermanneken“ aufgehalten haben, das sich König Volmar nannte und in dem Haus eine Kammer bewohnte, die von heidnischen Zeiten an bis auf den heutigen Tag Volmars Kammer genannt wird“. Die Erzählung enthält auch die Begebenheit mit dem gerösteten Küchenjungen. Woutermanneken ist ein niederdeutscher Ausdruck für Zwerge und Erdmännchen, vergleichbar mit dem ähnlich klingenden niederländischen Kaboutermanneken⁴¹.

In verschiedenen Sagensammlungen sind einige interessante Varianten des Volmar/Goldemar Themas zu finden. Karl Wehrhan nennt den Zwerg salomonisch „Goldemar oder Volmar“ und bindet die Zwergensage vom Volmarstein elegant mit ein. Zunächst lässt er die Zwerge aus der Burg Volmarstein in die Höhlen der Berges Volmarstein umziehen, zum Schluss hängt er noch ein klassisches Erzählmotiv an, in dem die Zwerge vom Lärm der

einsetzenden Industrialisierung vertrieben werden⁴² (siehe dazu den Abschnitt „Abzug der Zwerge“, Seite 124). Getoppt wird dieses Bestreben nach Vereinheitlichung allerdings noch von Ludwig Bechstein.⁴³ Er spricht wiederum von einem Goldemar und beschreibt ihn als „Zwergenkönig oder Elbe“.⁴⁴ Bechstein lässt ihn aus der Burg Hardenberg nach „anderswohin“ ziehen. Damit ist wohl das Gebirge Truttmunt gemeint, denn sein Goldemar entführt danach eine Königstochter und trifft letztendlich auf den Helden Dietrich von Bern.

KÖNIG HÜBICH

Der Zwergenkönig Hübich (in alter Schreibweise meist Hibich) hat keine Spuren in der mittelalterlichen Literatur hinterlassen, man begegnet ihm nur in Sagen aus Niedersachsen. Die meisten Hibich-Sagen stammen aus der Gegend um Bad Grund im Harz, denn dort steht ein imposanter Felsen namens Hibichenstein (heute Hübichenstein). Der Felsen soll seinen Namen nach einem Zwergenkönig erhalten haben, der darin gewohnt habe:

„Ihr König ist der Hibich gewesen, ein alter Mann mit rauhem Haar, wie ein Bär, einem sehr alten Gesichte und von kleiner Statur. [...] In der Hand hat er ein silbernes Grubenlicht getragen, das hat so hell geschienen wie die Sonne, und auf dem Haupte eine goldene Krone. [...] Früher hat er, wie Einige sagen, alle fünfhundert Jahre einmal auf die Oberwelt kommen dürfen; jetzt dürfe er es nicht mehr.“⁴⁵

Der König hatte es sich im Stein wohnlich eingerichtet, mit großen Zimmern, die goldene und silberne Wände hatten, mit edelsteinbeladenen Kronleuchtern und reich gedeckten Tafeln voller Gold- und Silbergeschirr. Er soll auch einen magischen Glaskopf gehabt haben, der beim dagegen schlagen wie eine Glocke tönnte und damit Frauen hereinrief, die Erdbeeren und Himbeeren auftrugen. Hibich beschenkten arme Leute und fungierte ansonsten

die Beschützer des Waldes. Der sächsische Sagenforscher Johann Grässe weiß noch folgendes zu berichten:

„In der Höhle soll noch zum Andenken das Bild eines Zwerges in Stein gehauen zu sehen sein, aber nicht Jeder kann es finden.“⁴⁶

Manchmal wird der Zwergenkönig auch Gibich oder Gübich genannt, beispielsweise von besagtem Johann Grässe⁴⁷ oder dem Schriftsteller Hermann Harrys⁴⁸. Vermutlich ist diese Bezeichnung auf Jacob Grimm zurückzuführen, der selber ausschließlich einen Zwergenkönig Gübich aufführt⁴⁹ und die anderen Namen gleich ganz weglässt. Die örtliche Bevölkerung soll den Fels Hebichenstein oder Hibichenstein, aber eben nicht Gibichenstein genannt haben.⁵⁰ Jacob Grimm war allerdings sehr daran gelegen, den Fels in Bad Grund als Gibichenstein zu bezeichnen, denn so ließ sich dieser besser in seine Abhandlung über verschiedene „Gibichensteine“ in Deutschland einfügen.⁵¹ Diesen Namen trägt beispielsweise eine Burg bei Halle (Burg Giebichenstein, schon im 8. Jahrhundert als „Givicansten“ erwähnt) sowie einer der größten Findlinge Deutschlands (der Giebichenstein, früher „Gewekenstein“), der in einem Waldstück bei Nienburg/Weser liegt. Der Findling stammt wohl aus der Saale-Eiszeit vor etwa 250.000 Jahren. In unmittelbarer Nähe fand man einen altsteinzeitlichen Siedlungsplatz (ca. 13.000 Jahre alt) und ein Großsteingrab aus der Jungsteinzeit;

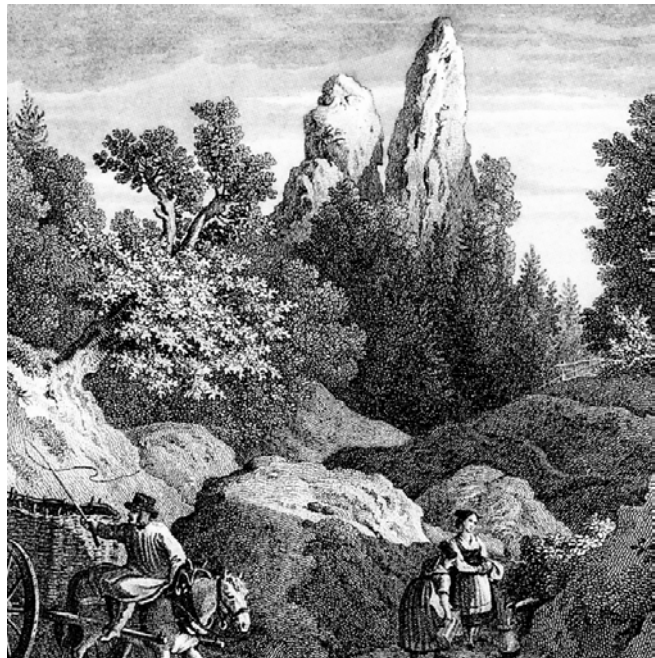


Abb. 7: Der in der Nähe von Bad Grund gelegene Hübichstein

der Steinkoloss scheint die Menschen also schon vor langer Zeit beeindruckt zu haben. Nicht allzu überraschend ist es daher, dass auch in diesem Fels ein Zwergenkönig mit seinem Volk gehaust haben soll. Er war den Menschen in der Umgebung stets behilflich und trug den Namen König Giebich...

ZUM VERHÄLTNIS ZWISCHEN ROMAN UND SAGE

Die im vorhergehenden Abschnitt für die Zwergenkönige Laurin und Goldemar geschilderten Überlappungen zwischen Mittelalterliteratur und Volkssagen sind, wie schon zuvor angesprochen, als Ausnahme zu betrachten. Es ist durchaus auffällig, dass nur bestimmte Merkmale der Zwerge, so wie wir sie aus deutschen Sagen und Märchen kennen, in mittelalterlichen Epen wiederzufinden sind. Damit stellt sich automatisch die Frage, ob die „Literaturzwerge“ möglicherweise einem ganz anderen Typus angehören als die mythologischen Zwerge des Volksglaubens. So hatte etwa Johann Nachtigal, einer der ersten deutschen Erzählforscher, um das Jahr 1800 eine Verbindung der Figuren beider Genres noch vehement abgelehnt:

„Die ächten alten Zwerg-Sagen des Nordens erinnern an ein Zwerg-Volk, das wesentlich verschieden ist von den, durch Zufall oder absichtlich, verkrüppelten Zwerg-Menschen, welche in den Romanen des Mittelalters, vor den Burgen stehen, oder bei Prunkmahlen aufwarten, und welche noch im 16ten und 17ten Jahrhundert zum Hofgepränge gerechnet wurden.“⁵²

Unter Berücksichtigung der Vielfalt und Komplexität der Mittelalterliteratur scheint dieses Urteil aus heutiger Sicht jedoch etwas vorschnell und pauschal. Anfang des 20. Jahrhunderts hatte der in Singapur geborene deutsche Literaturhistoriker August Lütjens in seiner Anhandlung „Der Zwerg in der deutschen Heldendichtung des Mittelalters“ drei Grundtypen des deutschen Zwergs herausgearbeitet.⁵³ Danach umfasst der „Alberich-Typ“ bärtige hässliche Zwerge. Alle bartlosen, kindgleichen schönen Zwerge werden dem „Ortnit-Typ“ zugewiesen. Dem „Laurin-Typ“ gehören alle „Ritterzwerge“, also solche mit Rüstungen und Waffen, an. Alle drei Typen sollen einer gewissen literarischen Evolution wie auch einer gegenseitigen Beeinflussung unterliegen. Lütjens hielt den Laurin-

Typ für eine vergleichsweise späte Variante, welche den ursprünglicheren Ortnit-Typ nach und nach assimiliert hat. Da Ritterzwerge oft als Reiter geschildert werden, vermutete er eine Beeinflussung durch reitende Waldgeister der Volkssagen (siehe dazu auch den Abschnitt „Reitende Zwerge“ auf Seite 273). Ortnit und Laurin zusammen hätten den ältesten Typus, Alberich, nach und nach aus der Romanliteratur verdrängt.⁵⁴ Der Unterschied zu den Volkssagen sah Lütjens in literarischer Umformung und höfischer Beeinflussung begründet: Die Wurzeln der Zwerge verweisen in die Mythologie und hier zum Alp, dessen begriffliche Funktion im Lauf der Zeit vom Zwerg übernommen wurde.

Nur wenig später stellte Fritz Wohlgenuth in seiner Dissertation „Riesen und Zwerge in der altfranzösischen erzählenden Dichtung“⁵⁵ ebenfalls Überlegungen zur Typisierung und Herkunft der Zwerge an. Er unterschied Zwerge keltischer Abstammung („echte nains“), vergleichbar am ehesten mit dem Laurin-Typus von Lütjens, von einer großen Gruppe „Elben und Menschen mit Spuren elbischer Natur“. Diesen ordnete er sowohl die schöngestaltigen Zwerge wie Auberon/Elberich zu, die er als Lichtelben identifizierte, als auch jene hässlichen und tückischen Zwerge, deren Wurzeln er in der germanischen Mythologie verortete und den Dunkelelben zuwies. Gänzlich abgetrennt davon definierte er die Gruppe der „verkleinerten Menschen“, die seiner Meinung nach überwiegend nach dem Vorbild von realen Hofzwerge gestaltet worden war:

„Ich glaube, daß die meisten der höfischen zwerge nicht sowol auf mythologische gestalten zurückzuführen sind, als vielmehr auf die wirklich existierenden mißgestalten und kretins, die große herren sich zur kurzweil hielten.“⁵⁶

Auch diese Vermutung ist übrigens keineswegs unumstritten. Zur weiteren Diskussion der Thematik sei hier auf das Kapitel „Von der Faszination des Andersartigen“ verwiesen.

Fritz Wohlgemuth folgte einer ebenso verbreiteten wie unsicheren Annahme, dass die französische Heldenepik auf germanischen Einfluss zurückzuführen ist.⁵⁷ Auch für die Zwerge der altnordischen Dichtung wurde vielfach angenommen, dass sie sekundär aus dem „deutschen“ Zwerg abgeleitet worden sind. Werner Schäfer hat 2015 in einem Übersichtsartikel einige der vielfältigen Versuche beleuchtet, die mythologische Dimension der Zwerge als literarische Figuren herauszuarbeiten. Darin weist er berechtigterweise die ungenügende Belegsituationen für jenen „Literarisierungsprozess“ hin, im Zuge dessen angeblich die Zwerge einer „frühen“ germanischen oder nordischen Mythologie zu Akteuren in den deutschen Epen des Mittelalters umgeformt wurden.⁵⁸ Dies ist wohl einer der Gründe dafür, dass die wissenschaftliche Debatte über die Verwurzelung der Literaturzwerge im nordisch-germanischen Volksglauben bis heute andauert. In der Vergangenheit wurden keltische Einflüsse vielfach übersehen oder unterbewertet. Vernon Howard hat in seiner Monographie „The Dwarfs of Arthurian Romance“ von 1958 recht überzeugend aufgezeigt, dass die meisten Zwerge der französischen Artusdichtung in der keltischen Mythologie wurzeln.⁵⁹ Darüber hinaus hat er hinsichtlich der Analyse von Zwergen des Mittelalterromans auf einige Fußangeln hingewiesen. So haben mittelalterlichen Autoren offenbar dazu tendiert, ihre zwergischen Romanfiguren zwar der keltischen Mythologie zu entlehnen, jedoch deren übernatürliche Fähigkeiten abzuschwächen oder ganz wegzulassen und dafür Merkmale realer Hofzwerge einzumischen, um die Glaubwürdigkeit der Handlung zu steigern. Und: *„von einer direkten Beeinflussung des nordischen durch den deutschen Zwerg kann auf-*

grund der zahlreichen Unterschiede im Bereich der zentralen, typischen Merkmale nicht gesprochen werden“, stellt Schäfke fest.⁶⁰

ANMERKUNGEN UND REFERENZEN FÜR DAS KAPITEL 2

-
- 1 Goetz, H. W. (2002): S. 138-139
 - 2 Reichslandfriede 1152. Reisende Kaufleute durften ihre Schwerter nicht am Körper führen. 1179 wurde präzisiert, dass die Landbevölkerung zumindest innerhalb von Dörfern keine Waffen tragen durfte. Epperlein, S. (2003): S. 170-171
 - 3 Goetz, H. W. (2002): S. 139
 - 4 Noctes Atticae. Lib XIX, Cap.13, 2ff; Übers. Weiß, G. F. (1875–1876): S. 462
 - 5 Bibliotheca Augustana. „Ruodlieb“, *Fragmentum XVII I I*, *Textus editionis Vollmann* 1985. ONLINE: <http://www.fh-augsburg.de/~harsch/augustana.html>
 - 6 Clausen, W. V. (1948)
 - 7 Wegstein, W. (1985)
 - 8 Summarium Heinrici (Kompodium, verm. spätes 11. Jhd.). Aus dem Abschnitt „*De Portentis*“: „*Gigas fiso a ge, quod est terra, unde et genus quod omnia inde generentur. Pomilio uel nanus, homuncio, homunculus homillus homullulus Getuerch.*“
 - 9 Ebenda: „*Pigmei ipsi sunt in india homines cubitales*“
 - 10 „Apollonius von Tyrland“ Vers 10965-10968. Singer, S. (1906): S. 175
 - 11 Nibelungenlied, Handschrift C - Donaueschingen 63, 13v
 - 12 Weitgehend beruhend auf den Nachforschungen von Rainer Schöffl, München: Franz Joseph von Wocher und das Nibelungenlied. Beiträge der Nibelungenlied Gesellschaft, 2012. ONLINE: http://www.nibelungenlied-gesellschaft.de/03_beitrag/gast/schoeffl/g-12_schoeffl.html
 - 13 von der Hagen, F. H. (1807)
 - 14 Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. IV. Abteilung: Goethes Briefe, Bd. 1–50, Weimar 1887–1912. S. 5437
 - 15 Grimm, G. E. (2008)
 - 16 zum Beispiel Lachmann, K. (1829): Bd. 3, S. 452 und Fußnote 9
 - 17 Kuhn, H. (1983): S. 173
 - 18 Codex Regius, *Völuspá* 10 – 16. ONLINE: https://en.wikisource.org/wiki/Poetic_Edda/V%C3%B6lusp%C3%A1_I

-
- 19 Das 1780 erschienene Versepos „Oberon“ von Christoph Martin Wieland ist eine Neubearbeitung des Huon de Bordeaux und lieferte die Vorlage für das Libretto der Oper „Oberon“ von Carl Maria von Weber.
- 20 Lindner, F. (1872)
- 21 Grimm, W. (1867): S. 170
- 22 Keller, H. A. (1867). S. 3
- 23 Lütjens, A. (1977/1911): S. 36-37
- 24 „Zur rhätischen Ethnologie“. Steub, L. (1854): S. 102
- 25 Schatz, J. (1928)
- 26 In der Edition von Moritz Hauptot steht dagegen „Maliclisier“. Dieser Name wird auch in Wolframs von Eschenbachs „Parzival“ als Anspielung genannt.
- 27 Gottfried v. Straßburg: Tristan und Isolde, V. 14238 - 14243
- 28 Das Lied vom hürnen Seyfrid, Vers 159-160; Piper, P. (1889)
- 29 Bartsch, K. (1869): S. 202-203.
- 30 Bezug genommen wird hier auf das Franfurter Ms. germ. qu. 13 (Hans Dirmstein, 1479)
- 31 Schambach (1855): Nr. 13.
- 32 Das Ausmaß der Zerstörung, sowie der nachträgliche Rechtfertigungsversuch (Laurin wird als hinterlistig beschrieben) unterscheiden sich in den verschiedenen Versionen der Sage deutlich voneinander.
- 33 Zuneist wird Theoderich der Große als historisches Vorbild für Dietrich von Bern gesehen. Unter Bern wäre dann nicht das heutige Bern in der Schweiz, sondern „Wälsch-Bern“ zu verstehen, wie Verona nach seinem zimbrischen Namen „Bearn“ in Mittelalter genannt wurde. Auch Bonn wurde als Alternative ins Spiel gebracht, da es vereinzelt als Verona beurkundet wurde und für das der Chronist Gottfried von Hagen im 13. Jahrhunderts sagte: „*dat heis man to Berne*“
- 34 Das Dresdener Heldenbuch und die Bruchstücke des Berlin-Wolfenbütteler Heldenbuchs. Edition und Digitalfaksimile, herausgegeben von Walter Kofler, Stuttgart 2006.
- 35 Reinfrid von Braunschweig, v. 25275. Bartsch, K. (1871): S. 735
- 36 Möglicherweise ist Dortmund gemeint
- 37 Sondermann, D. (2005)

-
- 38 *Cosmodromius Gobelini Person* (1418), Cap.70. Münster: Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung (1900): S. 50
 - 39 Sondermann, D. (2004)
 - 40 Kuhn, A. (1859): S. 136, Nr. 147.
 - 41 de Vries, J. (1971)
 - 42 Wehrhan, K. (1934): S. 48, Nr. 58
 - 43 Bechstein, L. (1945)
 - 44 Bechstein hat natürlich den Alberich des Nibelungenliedes vor Augen und will klarstellen, dass seiner Ansicht nach Zwerge oder wenigstens doch Zwergenkönige sämtlich Elben sind
 - 45 Pröhle, H. (1886): S. 56
 - 46 Grässe, J. G. T. (1868,1871): Bd. 1, S. 554
 - 47 Ebenda: S. 554
 - 48 Harrys, H. (1840): Bd. 2, S. 1
 - 49 Grimm, J. (1844): Bd. 1, S. 422
 - 50 Pröhle, H. (1886): Anmerkungen zu den Hibichsagen, S. 259
 - 51 Grimm, J. (1841)
 - 52 Nachtigal, J.K. (1800): S. 313-358
 - 53 Lütjens, A. (1977/1911)
 - 54 Ebenda: S. 72
 - 55 Wohlgemuth, F. (1906)
 - 56 Ebenda: S. 98
 - 57 Die Frage ist nicht abschließend geklärt. Siehe dazu beispielsweise Borgmann, N. (2013)
 - 58 Schäfke, W. (2015): S. 347; 349
 - 59 Harward, V.J. (1958)
 - 60 Schäfke, W. (2011): S. 208

3 – ZWERGGEISTERSAGEN

Mit der Epoche der Romantik erwachte in Deutschland das Interesse an der Bewahrung volkstümlicher Überlieferungen. Insbesondere in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts machten es sich Historiker, Lehrer, Geistliche und Schriftsteller zur Aufgabe, die zahlreichen, überwiegend mündlich tradierten Sagen, Märchen und Volkslieder zu sammeln und zu verschriftlichen. Am bekanntesten sind sicherlich die Kompendien der Brüder Grimm aus Hessen und des Thüringers Ludwig Bechstein, die 1812 und 1853 entstanden. Die darin enthaltenen Sagen und Märchen sind aufgrund literarischer und pädagogischer Ansprüche der Autoren sowie der Filterwirkung ihrer gebildeten Gewährsleute stark redigierte Texte und keine genuin „volkstümlichen“ Überlieferungen. Daher kann es im Einzelfall schwierig sein, eine Abgrenzung zwischen Volksmärchen und Kunstmärchen zu finden, wie sie beispielsweise Wilhelm Hauff oder Hans Christian Andersen verfasst haben.

Zeitgleich, oder sogar noch vor den Grimms, gab es auch anderswo in Deutschland eifrige Sammler, die oftmals aus ihrer Heimatumgebung volkstümliche Erzählungen zusammentrugen. Johann Nachtigal, Johann Büsching oder Friedrich Gottschalck sind wohl die prominentesten unter ihnen. Allerdings muss hier angemerkt werden, dass nur ein geringer Prozentsatz der gesammelten Erzählungen tatsächlich aus mündlicher Überlieferung stammt. Die manchmal auch heute noch anzutreffende Vorstellung, die sogenannten Volkssagen stammen „aus dem Volke“, sie seien quasi „uralten Märchenmütterchen“ vom Munde abgelauscht worden, sind natürlich ganz und gar unzutreffend. Hauptquelle der Sagen- und Märchensammlungen waren die zahlreich vorhandenen Regional- und Landeschroniken aus dem 16.

bis 18. Jahrhundert, gefolgt von Auszügen aus der Kuriositätenliteratur des 17. Jahrhunderts. Und ganz ähnlich wie die letztgenannte Literaturgattung fanden auch die im 19. Jahrhundert gesammelten Erzählungen über wunderhafte Begebenheiten und magische Geisterwesen ein breites Publikum. Die Fundstücke der Sammler wurden nicht nur in Fachartikeln der Wissenschaftsgemeinde vorgestellt, sondern gelangten auch in großem Umfang in die Unterhaltungsliteratur. Neben Büchern trugen populäre Periodika wie die Wochenzeitschrift „Die Gartenlaube“ zur Verbreitung bei. Über einen Zeitraum bis zum frühen 20. Jahrhundert entstand so ein nahezu unüberschaubares Konvolut von kleinen und großen Sagensammlungen aus allen Ecken des damaligen deutschen Reiches.

Bei der Analyse dieses Textmaterials durch die vergleichende Erzählforschung im 20. und 21. Jahrhundert konnten zahlreiche Basiselemente und übereinstimmende Motiviken ausgemacht werden. Für die mitteleuropäischen Volksmärchen sind praktisch alle Erzählmotive in einer internationalen klassifizierenden Systematik, dem Aarne-Thompson-Uther Index¹, numerisch erfasst (Kennung: „ATU-*nnn*“). Die „Kinder- und Hausmärchen“ der



Abb. 8: Das Märchenmütterchen erzählt

Brüder Grimm haben dazu noch einen eigenen Index („KHM-*nn*“), zur besseren Zuordnung wird gewöhnlich auch der ATU-Eintrag mit angegeben. Märchenfreunden werden sofort ein paar Grimm'sche Märchen einfallen, in denen Zwerge eine prominente Rolle spielen: „Schneewittchen und die sieben Zwerge“ (ATU-709/KHM-53) natürlich, aber auch „Schneeweißchen und Rosenrot“ (ATU-42/KHM-161), wo die gleichnamigen Mädchen einem eher unsympathischen Vertreter des Zwergengeschlechts mehrfach und stets freundlich behilflich sind. Auch Hauswichtel sind im Märchen vertreten: „Die Wichtelmänner“ ist der Obertitel dreier Märchen der Brüder Grimm (ATU-476/KHM-39). Ganz generell sind Zwerge aber keine besonders häufig auftretenden Märchenfiguren. Oft sind sie auch keine zentralen Elemente der Handlung, sondern bringen als Nebenfiguren Farbe ins Geschehen oder tragen als Türöffner (manchmal sogar im wörtlichen Sinne) die Geschichte zum nächsten Handlungsschritt. Der eher unterstützende Charakter der Zwergenfiguren wird auch dadurch deutlich, dass sie manchmal nur in bestimmten (oft regionalen) Varianten von Märchen auftauchen und in alternativen Erzählversionen entweder gänzlich fehlen oder durch andere Gestalten (Füchse, Hunde, Geister, Riesen oder Räuber) ersetzt sind. Beispiele für Märchen mit solchen „Gelegenheitszwerge“ sind „Dat Erdmänneken“ (ATU-301A /KHM-91), „Die sieben Raben“ (ATU-451/KHM-25), „Das blaue Licht“ (ATU-562/KHM-116) und „Der starke Hans“ (ATU-650/KHM-166).

Praktisch alle Erzählmotive mit Zwerggeistern aus Volksmärchen finden sich in ähnlicher Form auch in Volkssagen. Letztere unterscheiden sich von Volksmärchen überwiegend dadurch, dass ihnen ein historischer Kontext zugeordnet werden kann. Die Handlung in Märchen findet dagegen meist zu einer unbestimmten Zeit („Es war einmal...“) und an einem unbestimmten Ort

(„...in einem fernen Land...“) statt.² Es sei hier jedoch nicht verschwiegen, dass die Zuordnung zur Gattung Märchen oder Sage im Einzelfall außerordentlich schwierig sein kann (ob die Unterscheidung überhaupt sinnvoll ist, soll hier nicht weiter vertieft werden). Auch für Volkssagen wurden Systematiken der Handlungsmotive erstellt³; die Klassifikation ist aber aufgrund der Vielfalt der Basistypen und wegen ihres Bezugs auf (oder nachträgliche Anpassung an) konkrete Orte und geschichtlichen Begebenheiten notorisch schwierig. Einfacher gelingt die Systematisierung für bestimmte Sagentypen (z.B. Wandersagen)⁴, oder bei regionalen Beschränkungen. So gibt es einige nationale Kataloge, etwa für die Niederlande⁵ und für Finnland⁶ und auch regionsspezifische Zusammenstellungen; im Fall deutscher Sagen etwa für Pommern⁷. Leider sind diese Systematiken nur bedingt kompatibel miteinander.

ZWERGE VON NORD NACH SÜD

„Wir haben in dem nechst hiob geschribnen capitel gehört von den kleinen leuten, die in Clingel under Eberstain kommen, auch das selbiger orten erdenmendle gewesen, die man sonst wichtelmendle nempt und sich vor jaren den mentschen sichtbarlichen haben erzaigt, auch zu zeiten geredt und allerhandt mentschenarbit guetwilliglichen undungepetten mit trewen underwunden. Dieselbigen erdenmendle haben nit allain in selbiger gegne, sonder auch in andern landen deutscher nation gewonet und sich also bei den mentschen vilfältiglichen erzaigt und denen, wover man sich anders recht und gepürlich gegen inen gehalten, vil dienstbarkait und guetatten bewisen.“⁸

So schreibt Froben Christoph Graf von Zimmern zu Beginn des vierten Buches seiner Familienchronik, die zwischen 1558 und 1566 entstanden sein muss. Er hebt hervor, dass er die Geschichten schon als Kind gehört hat und nun aufschreibt, weil es „schad were, das solche, seitmals die in der warhait also beschaffen und von ehrlichen leuten erkundiget, in vergess kommen sollten“.

Die Zimmern'sche Chronik ist von unschätzbarem Wert für die Zwergenforschung, weil sie eines der frühesten Zeugnisse für Erzählungen von den „Erdenmendle“ im deutschsprachigen Raum ist. Wir können ihr entnehmen, wie sich zumindest einige der prominenten Erzählmotive von Haus- und Naturgeistersagen bis zum 19. Jahrhundert entwickelt haben. So erfahren wir von einer Hebamme, die zu einer Zwergengeburt gerufen wird, oder von einem Männlein, das nachts einem Tuchmacherehepaar behilflich ist, aber fortzieht, als es Kleider geschenkt bekommt. Auch eine Zwergenhochzeit in einer Kirche wird geschildert. Zusammen mit anderen Chroniken und Drucken insbesondere aus dem 17. und 18. Jahrhundert bildet diese Geschichten ein gutes Fundament für die Annahme, dass die großen Sagensammlungen, denen wir uns jetzt zuwenden wollen, nicht einfach nur völlig entstellte Kunst-

produkte einer mythologisch verklärten Zeitepoche darstellen, sondern einen alten tradierten Kern enthalten (können).

Die nachfolgende Zusammenstellung von Beispielen beruht auf einer breiten, aber nicht systematisch begründeten und daher subjektiven Auswahl von Volkssagen aus dem deutschsprachigen Raum. In diesem Gebiet kommen die unterirdischen Männlein praktisch überall vor; von den Alpen bis zur Ostsee und vom Rheinland bis zu den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Wenn dem subjektiven Eindruck nach die Möglichkeit bestand, Sagen in einer schwächer redigierten Version wiedergeben zu können, wurden regionale Sammlungen den zusammenfassenden Anthologien, etwa denen Ludwig Bechsteins oder der Grimms, vorgezogen. Volks- und Kunstmärchen, soweit sie als solche erkennbar waren, fanden aus prinzipiellen Erwägungen keine Berücksichtigung. Da viele Sagensammlungen als quasi heimatkundliche Beiträge nach geographischen Gesichtspunkten zusammengestellt wurden, wollen wir hier ebenfalls geographisch vorgehen und uns in einem großen Bogen von Nord nach Süd vorarbeiten.

NORDDEUTSCHE UNTERIRDISCHE

Im norddeutschen Flachland, zwischen Weser und Oder, und an der Ostseeküste ostwärts noch bis nach Danzig, kennt man die „Unterirdischen“. Auf dem Weg von den nordfriesischen *Önnerkänkissen* über die Schweriner *Unneaerskens* hin zu den *Unnerêrdschken* auf Rügen existieren noch zahlreiche mundartliche Verfärbungen dieser Bezeichnung, von denen der in Schleswig-Holstein geborene Altertumskundler Karl Müllenhoff im Jahr 1845 einige zum Besten gegeben hat:

„Unter der Erde, meist in alten Grabhügeln wohnen kleine Leute, die man in Holstein Dwarge oder Unnererske, auch auf Silt Onnererske, aber auf Föhr und Amrum Onnerbänkissen nennt. Im dänischen Schleswig heißen die Unnervaestöi, Unnerborstöi oder Unnerboestöi, auch Biergfolk und Ellefolk. Sie sind hier seit undenklichen Zeiten im Lande. Bei Heinkenborstel, im Amte Rendsburg, wohnten in dem großen Elsbag einmal solche Leute. Diese erzählten, daß sie schon vor der Erfindung des Bierbrauens gelebt hätten. Das ist ein ganz alter Berg, ein platter großer Stein liegt oben drauf und auf demselben steht eine Buche, deren Wurzeln erst über die Seiten des Steins in die Erde kommen. Darunter soll viel Geld liegen, früher hat hier auch oft ein Licht gebrannt.“⁹

Etwas weiter südwestlich, im Münster-, Ems- und Saterland, der Heimat der Saterfriesen, sowie insgesamt in weiten Teilen des alten Herzogtums Oldenburg, kennt man die Zwerge auch als Aulken, Ölken oder Ölkens. Einen Eindruck von der Vielfalt mundartlicher Ausdrücke gibt uns der Oldenburger Schriftsteller und Politiker Ludwig Strackerjan in einem 1909 erschienenen Buch:

„Die Zwerge heißen plattdeutsch Unnererdsken, rote Jungens, Erdmännken, Erdmünnken (Hatten), Erdwichter (Ammerld.), Uellken, Ulken, Aulken, Ölken oder Aunken (Ölkenberg bei Damme) im Münsterland, Swalwen (Rhauderfehn), Mürrewifer (Wangeroge; man scheint dort nur weibliche Zwerge zu kennen).“¹⁰

In den meisten Sagen Norddeutschlands werden die Unterirdischen als äußerst menschenähnlich beschrieben. Sie kleiden sich wie wir, sie reden wie wir und sie haben Familien mit Frau und Kind. Auch sind sie äußerst soziale Wesen. Sie treten meist in Gruppen auf, manchmal sogar in riesigen Heerscharen. Daher ist es nicht verwunderlich, dass nicht nur Alltag der Unterirdischen nach Art der Menschen organisiert ist, sondern der Mensch auch ihr wichtigster Interaktionspartner ist. Wie ihr Name bereits vermuten lässt, wohnen die Unterirdischen in Erdlöchern oder Erdhügeln. Ganz ihrem bäuerischen Umfeld angepasst, backen sie Brot und Kuchen; auch leihen und verleihen sie Küchengerät-

schaften. Sie helfen den Menschen bei ihrem Tagwerk und beschenken auch den einen oder anderen Hilfsbedürftigen. Menschenfrauen werden von den Zwergen regelmäßig zur Geburtshilfe gerufen und dann reich beschenkt. Männer dürfen manchmal bei Zwergenfesten musizieren. Wer böse, ungerecht oder hartherzig ist, wird bestraft. Manchmal stehlen die Zwerge Feldfrüchte oder bereits zubereitete Speisen. Nicht angeschnittenes oder mit Kreuzen gezeichnetes Brot sollen sie jedoch dem Vernehmen nach unberührt lassen, weswegen landläufig empfohlen wird, Brote und Braukessel mit Kreuzzeichen zu versehen. Strackerjan berichtet, dass in der Ortschaft Bunnen (bei Cloppenburg) noch um das Jahr 1820 *„alte Leute, wenn sie einen frischen Laib Brot anschneiden wollten, zuvor drei Kreuze in die Oberseite schnitten“*¹¹ Ihre dunkelste Seite zeigen die Zwerge, wenn sie Menschenkinder stehlen und dafür Wechselbälge, auch Kielkröpfe genannt, zurücklassen.

MITTELDEUTSCHE WICHTEL

Sobald man die deutsche Tiefebene verlässt und südlich in Richtung der Mittelgebirge vordringt, ändern sich die Erzählmotive der Zwergensagen in auffälliger Weise. Nun ist kaum mehr von brotbackenden Helferlein die Rede, sondern die Zwerge werden als fachkundige Verhütter und Schmiede vorgestellt. Auch die Benennung der Zwerge ist nun eine gänzlich andere. Dies ist nicht nur dem offenbar veränderten Berufsbild der Zwerge zuzuschreiben. Man überschreitet nämlich auf dem Weg nach Mitteldeutschland auch eine Grenze der nachmittelalterlichen Sprachenverteilung. Die aus der mittelniederdeutschen Sprache abgeleiteten Dialekte Norddeutschlands gehen südlich des Harzes nach Westen Richtung Rhön und Taunus ins Westmitteldeutsche, und nach

Osten Richtung Thüringer Wald und Erzgebirge das Ostmitteldeutsche über.¹²

Wie ihre norddeutschen Verwandten, so sind auch die mitteldeutschen Zwerge generell hilfreiche Geister. Im Osnabrücker Bergland, einer alten Erzbergbauregion, konnte man einst, ganz wie heutzutage im Baumarkt, eine Bestellung auf einen Zettel schreiben und das gewünschte Werkstück wurde von den Zwergen gefertigt:

„Im Hüggel, einem Berge, zwei Stunden von Osnabrück, zwischen den Orten Ohrbeck und Hagen haben vor alters Zwerge gewohnt, die man die Sgönaunken oder Sgönunken genannt; andere nennen sie auch Sgönhaunken, Hünnerskes und wilde Gesellen. Sie haben sich in den im Berge befindlichen Höhlen aufgehalten, welche man die Wünnerkesgätter, Wülleslöcker oder Wulwekerslöcker geheißten [...]. Von den Sgönaunken erzählt man nun, daß sie den Bewohnern der Umgegend allerhand Geräthe geschmiedet hätten, namentlich Pflugeisen und Brandröste [...]. Die Sgönaunken sind aber unsichtbar gewesen, daher hat der, welcher von ihnen ein Geräth hat anfertigen lassen, seine Bestellung auf einen Zettel schreiben und diesen auf einen vor der Höhle stehenden Tisch legen müssen.“¹³

Wenn auch nicht mittels schriftlicher Beauftragung, aber doch immerhin auf mündliche Bestellung hin, scheinen auch die Zwerge im Harz zu arbeiten, wie der Harzer Pfarrer Heinrich Pröhle mitgeteilt hat:

„So wurde auch zu Alten-Brak erzählt, daß zu Ilsenburg die Zwerge immer Eisen in die Schmiede gebracht hätten. Auch sagten ihnen die Schmiede des Abends, was sie fertig machen sollten, und am Morgen war es gethan, denn die Zwerge schmiedeten rastlos des Nachts.“¹⁴

Aber die Zwerge der Volkssagen arbeiteten nicht nur in ihren eigenen Werkstätten. Sie halfen auch bei der harten Arbeit der Verhüttung in den Hammerwerken der Menschen. Nach Heinrich Pröhle nannte man diese auch Nahrungsgeister oder Hüttenkolbolde:

„In den Bergwerken und Hütten in der Nähe des Brockens zeigen sich die Nahrungsgeister. Dies sind Zwerge und wo sie erscheinen, hat der Berg- und Hüttemann viel Glück und reichliches Eisen, auch helfen sie dem Hüttemann schmieden. Im Rübeland nennt man die Nahrungsgeister gewöhnlich Hüttenkobelde und sagt, daß diese Feuerklumpen gewesen seien. Die Hüttenkobelde arbeiteten in den Feierstunden der Hüttenleute. Sie hatten dicke Köpfe.“¹⁵

Und so konstatiert Jacob Grimm dann auch: *„Daß man den zwergerohes Eisen bringt und den andern morgen um geringen Lohn vor der Höhle geschmiedet findet, ist ein uralter Zug“¹⁶*. Und im nächsten Atemzug führt er die Zwerge flugs mit Hephästos und seinen schmiedenden Gesellen zusammen (siehe dazu auch den Abschnitt „Kabiren und Korybanten“ ab Seite 498). Ob die deutschen Zwerge ihr Schmiedehandwerk tatsächlich bei den altgriechischen Göttern gelernt haben, sei einmal dahingestellt. Schmiedende Zwerge sind auch außerhalb der deutschen Sagenwelt weithin bekannt. Auf den Färöer-Inseln sollen ganz typische Vertreter dieser Zunft gewerkelt haben:

„Sie hausen in grossen Steinen oder in Hügeln unter Blöcken; solche Zwergersteine findet man weit und breit auf den Inseln. [...] Die Zwerge sind die besten Schmiede; von ihnen lernten die Menschen zuerst den Stahl im Wasser härten; [...] Am Fusse der Steine, wo sie wohnen, kann man oft Asche liegen sehen, welche aus ihrer Schmiede herausgefegt ist.“¹⁷

Nicht alle Zwerge scheinen das Hüttenwesen zu schätzen. Insbesondere der Lärm der Hammerwerke war nicht nur den Menschen lästig. Der Mediziner und Hobby-Heimatsforscher Johann Christoph von Pachelbel-Gehag erwähnt in seiner Sammlung von Sagen aus dem Fichtelgebirge¹⁸ ein Zwergenloch („Zwärg-Loch“) zwischen Marlesreuth und Selbitz in dem *„noch vor 100 Jahren Zwerge gewesen“* waren. So soll der Großvater eines 1679 zu Marlesreuth begrabenen Hans Kohmann von einer Begegnung mit einem

Zwergen-Weiblein berichtet haben. Die Zwergin sagte ihm, sie müsse die Gegend verlassen, weil so viele Hammer-Werke in der Gegend aufgerichtet würden.¹⁹

In Hessen und Thüringen, aber auch weiter nach Süden und bis nach Österreich hinein werden Zwerge oft als Wichtelmännchen oder kurz Wichtel bzw. Wichtlein bezeichnet. Der Beschreibung nach sind es typische Zwerge, denn sie leben in Erdlöchern, helfen dem Menschen bei der Feld- und Hausarbeit und verleihen auch Gerätschaften. Westlich von Kassel tragen Wichtel noch eine andere Bezeichnung, nämlich die (guten) Hollen:

„Die Wichtelmännchen finden sich auch zwischen Wolfhagen und Volkmarsen, aber unter einem andern Namen, denn sie heißen hier die guten Hollen. Einwohner von Niederelungen erzählen von ihnen Folgendes: Die guten Hollen sind kleine Leute mit dicken Köpfen. Sie wohnen hoch an den Berggipfeln in Höhlen, welche durch unter irdische Gänge mit den Thälern verbunden sind.“²⁰

Wichtel ist ein Diminutiv von „Wicht“; einer Bezeichnung, die heute eigentlich nur noch mit einer negativen Konnotation (armer Wicht, Bösewicht) verwendet wird. Das Wort Wicht stammt von dem althochdeutschen *wiht* ab und bedeutet ganz einfach „Ding“.²¹ Die gleiche Wurzel hat das moderne deutsche Wort „nichts“, welches vom althochdeutschen Indefinitpronomen „*niawiht*“ oder „*nêowiht*“ abstammt, mit dem ein nicht-Ding bezeichnet wurde²² – so beispielsweise in dem adverbialen Ausdruck „*mit niawihthu*“ (= mitnichten). Als Wesensbezeichnung war Wicht ursprünglich ein Tabuname. Tabunamen gehen auf den Glauben zurück, dass Worte äquivalent zu Dingen und Namen äquivalent zu den Namensträgern sein können (Runen beispielsweise konnten sowohl Magisches beschreiben als auch selbst magisch sein). Man befürchtete, dass die Nennung des wahren Namens eines Dämons unheilvolle Konsequenzen nach sich ziehen

könnte – etwa, dass man ihn dadurch verärgerte, oder er sogar herbeigerufen worden wäre. Sicherheitshalber wurde deshalb eine alternative Benennung, eben ein Tabunamen, gewählt.²³

Manche Wichtelmännchen-Beschreibungen überbrücken die Grenze zwischen Naturgeistern und Hausgeistern. Einem frühen Entwurf Johannes Künzigs folgend²⁴, sortiert die Regensburger Kulturwissenschaftlerin Erika Lindig Wichtel als Hauszwerge in eine eigene Untergruppe. Sicher kann man trefflich darüber streiten, ob zwischen freilebenden Zwergen und Hauszwerge überhaupt eine Grenze gezogen werden kann oder sollte. Immerhin ist eine Unterscheidung insofern etwas fragwürdig, als man bei manchen Zwergen nicht so genau weiß, wo man sie hinstecken soll. So berichtete etwa Ludwig Bechstein von folgender Begebenheit:

„Solcher Kobolde hatte es auch zu Aachen, hießen dort Hinze, wie man auch hie und da in Deutschland die Katzen nennt, die Hexenlieblinge, wohnten im Felsgeklüft unter der Emmaburg, da waren viele Gänge und unterirdische Keller, daraus zog in gewissen Nächten der Hinzenschwarm hervor mit spukhaftem Gelärm und Gepolter, klapperten an die Haustüren und trieben viel Tückerei und bösen Mutwillen.“²⁵

Dass er die Hinze als Kobolde identifiziert, zeugt lediglich von Bechsteins wenig ausgeprägter Begeisterung für eine systematische Nomenklatur der Zwerggeister. Üblicherweise werden Kobolde nämlich als Einzelgänger beschrieben. Allenfalls tollen mal ein paar wenige zusammen im Haus herum. Aber sie erscheinen nicht in größeren Gruppen, und sie leben auch nicht in Felsklüften. So kommen wir nicht umhin, Ludwig Bechstein zu widersprechen. Ganz klar: Es handelt sich hier nicht um Kobolde, sondern um eine Horde lärmender Zwerge. Bechstein berichtet weiter, dass die „Hinzlein“ im Umzug begriffen waren:

„[...] aber wo zogen sie hin? – In die Stadt Aachen zogen sie, in einen alten Mauerturm, zu dem ein unterirdischer Gang nach dem Felsen unter der Emmaburg führte, und nun ging der Spuk erst recht an.“

Wir werden hier Zeuge eines beginnenden Domestizierungsereignisses, bei dem ursprünglich in Felsklüften lebende Zwerge in die Stadt ziehen. Noch deutlicher wird die Transformation von Zwerg zum Wichtel in einer anderen, ebenfalls von Bechstein überlieferten Sage. In dieser kamen Erdmännchen ins niedersächsische Schloss des Grafen von Hoya:

„Darauf hat das Männlein also gesprochen: Nächste Nacht wollen unserer etliche in dein Haus kommen, deiner Küche und deines Saales sich bedienen, ohne Nachfragen und Lauschen deiner Diener, deren keiner etwas davon erfahren darf, das soll dir und deinem Geschlechte zugute kommen.“²⁶

Fair wie Zwerge üblicherweise sind, entschädigt die Erdmännchenhorde den Grafen für die Benutzung der Küche und der Räumlichkeiten. Bechstein zufolge bestand die Bezahlung aus drei klassisch-magischen Gegenständen: einem Schwert, einem Salamanderlaken²⁷ und einem goldenen Ring.

Hauswichtel können aus den unterschiedlichsten Gründen ins Haus kommen. Die Aachener Zwerge in der von Bechstein geschilderten Begebenheit hatten offenbar nur Lärmereien im Sinn. In Pommern drangen Unterirdische aber zum Zweck des Kindsdiebstahls über die Hölle (den Raum zwischen Ofen und Wand) ins Haus ein:

„Eine Frau hatte auf dem Ofen eine Kiste zu stehen, welche mit alten Flaschen und sonstigem Gerümpel gefüllt war. Eines Tages, als sie zufällig auf einige Stunden das Haus verlassen mußte, kam hinter der Hölle hervor eine ganze Schar Unnererdschken, um sich in der Stube umzusehen. Kaum hatten sie den Kasten auf dem Ofen entdeckt, als sie auch vermuteten, es möge das Kind der Frau darin liegen.“²⁸

Sagen über helfende Hauswichtel scheinen sich insbesondere im Raum des Rheinisch-Hessischen Berglands zu konzentrieren. Am bekanntesten sind sicherlich die Heinzelmännchen. Da es über sie viel zu erzählen gibt, ist ihnen eine eigener ausführlicher Textabschnitt gewidmet („Die seltsame Sage von den Heinzelmännchen“, ab Seite 419).

OBERDEUTSCHE ZWERGE

Der Germanist Anton Birlinger erwähnt in seiner Sammlung des schwäbischen Brauchtums „Erdluite“, die jede Nacht zu einem Schuster in der Nähe von Marbach am Neckar gekommen sein sollen:

„Nachts, vor er in's Bett ging, warf er Schuhe und Stiefel und Alles, was man ihm Tags über zum Machen brachte, unter sein Schuhmacherbänke, sagte jedesmal dazu: »so, besorgt mein Sach pünktlich und gut!« Sowie er im Bett und alles ruhig war, ging's an ein Trippeln und Trappeln, an ein Hämmern und Klopfen, und Morgens, wenn man aufstand, lag Alles schön und prächtig und gut gemacht da.“²⁹

In ähnlicher Weise sollen die Erdluite bei einem Müller im südöstlich von Marbach gelegenen Murrhardt geholfen haben. Auch verschiedene bayerische Sagen handeln von Wichtlein oder Wichteln. Meist werden sie aber als Erdmännlein bezeichnet, welche die Menschen in hilfreicher Absicht besuchen. Hier ein Beispiel aus Niederbayern:

„In Mitterndorf bei Neßlbach nun hatten die Erdmännlein früher sich auch herumgetrieben wie einst zu Köln und wollten wir getreulich berichten, wie sie in ihrem Eifer den Menschen behilflich gewesen, wir bräuchten nur das oben angeführte Gedicht wiederzugeben, so hätten wir's beinahe. Nach getaner Arbeit, so erzählt die Sage von den Erdmännlein zu Mitterndorf, haben sie immer die Bratröhren abgeguckt, und hat sich dann vielleicht ein Stückchen Braten, etwas Schmarren

oder ein sonstiger Speiserest vorgefunden, flugs, fielen sie darüber her.“³⁰

Der Passus „wie einst zu Köln“ bezieht sich natürlich auf die berühmten Heinzelmännchen. Neben verschiedenen Berichten über Erdmännlein und Erdweiblein in Bergen und Zwerglöchern berichtet der schon zuvor genannte Anton Birlinger auch von einem kohlrabenschwarzen Männlein, das in einem Nonnenkloster bei Tübingen lebte, nur einen Fuß hatte und darum Einfüßle genannt wurde.³¹ Mit dieser Begebenheit deutet sich schon eine Eigenart der oberdeutschen Zwerge an: Ganz im Gegensatz zu ihren norddeutschen Verwandten, die vom Geläut der Kirchenglocken vertrieben wurden, besitzen sie eine gewisse Affinität zu den christlichen Kirchen. Der Passauer Schulrat Martin Buchner berichtet 1922 in der Sage „Die Erdmännlein von Stephansbergham“ von einer ganzen Zwergenschar, die eine Kirche blitzblank putzen und dann darin eine christliche Messe feiern.³² Andererseits gleichen die niederbayrischen Erdmännchen den nord- und mitteldeutschen Zwergen in vielerlei Hinsicht. Sie wohnen in Erdlöchern und verschwinden, wenn man ihnen Kleidung schenkt.³³

In Bayern kennt man Zwerge auch als Schrazen oder Schranzen. Allerdings werden unter diesen Namen auch verschiedene andere Naturgeister wie die Schrate (z.B. Waldschrate) subsummiert. Im Schwarzwald und im benachbarten Allgäu kennt man das Schrätteli oder Schrättele, das der Beschreibung nach ein typischer (oft weiblicher) Nachtmahr ist. Der niederbayerische Volksschullehrer und Sagensammler Michael Waltinger (1874-1957) berichtet von der Heterogenität der Schrazen:

„Nach dem Glauben der Alten waren die Schrazen Waldgeister. In manchen Gegenden aber scheint man das im Laufe der Zeit vergessen zu haben und man verwechselte und vermengte sie schließlich mit den Elben und Zwergen, besonders aber auch mit den Kobolden, jenen

bienenemsgen Hausgeisterlein. So mag es gekommen sein, daß man um Rimbach heute noch von den Schrazen spricht, die in unterirdischen Gängen beim Aighof und Götzlhof gelebt haben sollen. Die Sage erzählt, diese Schrazen seien den Leuten in allem behilflich gewesen, hätten überall zugegriffen, wo eine Arbeit noch unvollendet war und hätten keinerlei Lohn beansprucht.“³⁴

Hier kommen Schrate als typische Zwerge daher, die den Menschen bei ihrem Tagwerk helfen.

Eine weitere süddeutsche Besonderheit soll hier nicht unerwähnt bleiben. Im Schwarzwald hat es angeblich Zwerge gegeben, die in Seen wohnten und daher Seemännlein genannt werden. Im Seebachtal oder auch Glaswaldtal (der Name kommt von einer Glashütte, die dort im 17. Jahrhundert stand) bei Rippoldsau liegt ein Bergsee, der sogenannte Seebenweiher (auch Wildsee oder Glaswaldsee). Der Sage nach war im See des Öfteren eine Nixe zu sehen, und es gab dort auch Seemännlein.³⁵ Diese wurden als kindgroße Wesen, oben wie Menschen, unten wie Fische gestaltet, beschrieben. Ganz wie Zwerge konnten sie sich unsichtbar machen. Eines der Seemännchen kam jeden Tag den Berg hinab zum Seebacher Hof (auch Seeben- oder Seewenhof) und half den Leuten bei der Arbeit. Als die Leute ihm aus Dankbarkeit ein neues Kleidungsstück machten, sagte es sei nun entlohnt und ließ sich nie wieder blicken. Eine sehr ähnliche Sage kennt man vom Hutzenbacher See, der nahe eines gleichnamigen Ortes (heute Huzenbach geschrieben) und gute 10 km Luftlinie nordöstlich vom Glaswaldsee liegt. Dort lebten ein Seeweiblein und ein Seemännlein. Das Seemännlein kam des Öfteren nach Hutzenbach um einem Viehbauern bei der Arbeit zu helfen.³⁶ Auch hier ist das Seemännlein nach einer Kleidergabe verschwunden.

Die seltsamen Seemännlein könnten durch eine Wesensverwechslung zwischen Wassermann- und Zwergsagen entstan-

den sein. Dafür spricht erstens ein logischer Fehler im oben wiedergegebenen Erzählstrang, denn es wird kein Wort darüber verloren, wie das helfende Männlein mit seinem Fischschwanz den weiten Weg vom See bis zum Seebacher Hof zurücklegen konnte. Und zweites spricht die Seltenheit von Seemännlein-Sagen für ein (vielleicht nur ein einziges Mal entstandenes) lokales Narrativ.

Anklänge finden sich immerhin in einer Episode aus dem ersten Abenteuerroman in deutscher Sprache, dem *Simplicius Simplicissimus*. Dort trifft der Protagonist Simplicius bei einer Reise zum Mummelsee (ebenfalls im Schwarzwald, 10 km nordwestlich vom Glaswaldsee) auf Wesen, die er Wassermännlein nennt³⁷. Dank eines magischen grünen Steins, den er vom König der Wassermännlein bekommt, kann er mit Ihnen unter Wasser herumschwimmen. Diese Begebenheit erinnert an die irische Sage über König Fergus, der mittels eines von Zwergen überreichten Krautes die gleiche Fähigkeit bekam (siehe Seite 222 im Abschnitt „Irische Zwerge“). In der Wahrnehmung von Simplicius wirken die Wassermännlein zunächst wie Fröschen und werden mit der Zeit immer menschenähnlicher. Weitere Details werden leider nicht beschrieben; insbesondere scheinen diese Wassermännlein im Unterschied zu den Seemännlein keine Fischschwänze zu besitzen.

DER BERG RUFT

Die Zwerge des Alpengebiets gleichen denen der deutschen Mittelgebirgsregionen in vielerlei Hinsicht. In Sagen aus der Oststeiermark heißt es, dass die Wohnungen der Zwerge *„tief in der Erde“* liegen und *„mit der Außenwelt durch gut verborgene Spalten in Verbindung“* stünden. Doch seien es *„keine finsternen Erd- und Lehmhöhlen, sondern prächtige kleine Schlösser“*.³⁸ In Tirol, von Innsbruck

bis Bozen, nennt man die Zwerge der Berge Nörggelen oder Nörgglein. Wie die mitteldeutschen Wichtel suchen sie zumindest zeitweise den Kontakt zu den Menschen. Das Weinnörggele aus Südtirol hilft gelegentlich im Haus oder im Weinkeller aus. Koboldhafte Züge zeigt es, wenn es desnächtens herumpoltert.³⁹ In anderen Teilen Tirols und in Kärnten wohnt das Nörggele in Nörggelenlöchern. Es hilft bei der Feldarbeit, kann manchmal aber auch böse sein und stiehlt Menschenkinder. Westlich von Meran kennt man ähnliche Wesen unter den Namen Norgg, Ork oder Lorgg.⁴⁰ Sie bewachen die Tiere der Bergwelt, etwa die Gämsen, aber auch das Alpenvieh der Menschen. Weil sie beim Viehhüten geholfen haben sollen, werden sie manchmal auch Hütherli genannt.

Manche dieser Zwerge konnten Schätze anzeigen⁴¹, und manchmal beschenkten sie sogar anständige Menschen. Unweit von Bozen soll ein Nörggele einen Ritter einen Glück bringenden Edelstein geschenkt haben.⁴² Auch aus Niederösterreich wird von typischen Zwergen berichtet, die früher in einer Kalksteinhöhle des Hexenbergs bei Hundsheim gelebt haben sollen. Nördlich davon, im Weinviertel und hier insbesondere im Schrattenthal kommen die Schratteln vor. Wie die Nörggelen sind sie selten böse und helfen den Menschen auf vielfältige Art und Weise, etwa bei der Arbeit im Weinberg. Sie treten in Gruppen auf und ähneln den bayerischen Schranzen.

In weiten Teilen der Schweiz kennt man die Bergmännlein. Wie in Österreich helfen sie den Hirten beim Viehhüten, und wenn es Not tut dann kommen sie auch in den Stall oder scheren die Schafe. Eine besondere Erwähnung soll hier ein Zwergentyp aus dem Schweizer Kanton Aargau finden. Nach einer Erzählung von Heinrich Herzog haben einst in den Höhlen des Juragebirges Erdmännlein gehaust, die Erdbibberli genannt wurden.⁴³ Sie

konnten die Gestalt von Feldhühnern annehmen und flogen dann auf dem Acker herum.

IM OSTEN 'WAS NEUES

Weite Teile von Mitteleuropa hatten vom Mittelalter bis in die Neuzeit eine ausgeprägte Verbindung zum deutschen Sprach- und Kulturraum. In der Zeit der deutschen Zuwanderung im Zuge des hochmittelalterlichen Landesausbaus entstand eine sprachliche und kulturelle Kontakt- und Durchmischungszone, die auch als *Germania Slavica* bezeichnet wird.⁴⁴ Pommersche Adlige und schlesische Fürsten förderten den Zuzug von deutschen Siedlern aus dem Heiligen Römischen Reich, um Anschluss an den wirtschaftlich aufblühenden Westen zu gewinnen. In Schlesien, dem heutigen Tschechien (Böhmen und Mähren) sowie in Teilen des Königreichs Ungarn (u.a. Siebenbürgen) stellten die deutschen Bauern bald die dominante Bevölkerungsgruppe und bildeten eine kulturell geschlossene Siedlungszone. Auch kleinere Teile des Königreichs Polens wurden dem deutschen Sprachraum angegliedert und verloren slawisch geprägte Kulturelemente. In den meisten polnischen Gebieten und auch in der Oberlausitz behielt die slawische Mehrheitsbevölkerung jedoch die Oberhand.

Im Ostseeraum gab es seit Anfang des 12. Jahrhunderts vielfältige Bestrebungen deutscher, polnischer, litauischer und dänischer Kriegsherren, die Gebiete zwischen Elbe und Oder zu unterwerfen. Für die christliche Kirche war die beabsichtigte Landnahme gleichzeitig ein willkommenes Instrument zur Zwangsmissionierung der als „Wenden“ bezeichneten heidnischen Bevölkerung; unter anderem wurde sogar ein „Wendenkreuzzug“ ausgerufen. Im Zuge einer bis ins 14. Jahrhundert andauernden Entwicklung wurden von deutschen Siedlern verstärkt neue Dörfer angelegt oder bestehende Siedlungen erweitert. Die Westslawen zwischen Elbe und Oder wurde in der Folge weitgehend assimiliert.

Von den baltischen und slawischen Gebieten östlich von Saale und Elbe in Norden und der österreichischen Steiermark im Süden bis nach Böhmen und Moldawien hinein entwickelte sich vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit eine vergleichsweise große Kontaktfläche, in der sich die vorchristlichen baltischen und slawischen Glaubensinhalte mit den mythologischen Vorstellungen der neuen Siedler vermischteten. Es ist generell notorisch schwierig, zu ermitteln, ob bestimmte mythologische Elemente als ursprünglich einzustufen sind oder durch spätere Einflüsse sekundär dazu kamen. Dies gilt in besonderer Form für den hochdynamischen baltisch-slawischen Raum vom 15. bis 18. Jahrhundert. Götter und Naturgeister, die gemeinhin den in dieser Region lebenden Glaubensgemeinschaften zugeordnet wurden, könnten ihren mythologischen Ursprung auch viel weiter westlich gehabt haben. Im Falle der Zwerggeister ist es immerhin sehr auffällig, dass man beispielsweise die Namen Ölkers, Ölken, Aulken im Münster- und Emsland, sowie dann nur noch in sehr ähnlicher Form als Öllekes und Üllekes im Gebiet des pommerschen Stettin, 500 km weiter östlich, findet (siehe den Abschnitt „Die Alvermanekes“, Seite 163). Im Gebiet dazwischen werden die Zwerge fast ausschließlich als Unterirdische bzw. Niederdeutsch als „*Unnererdschke*“ bezeichnet. Durchaus möglich also, dass einige mythologische Figuren im Gepäck niederdeutscher Siedler als Kulturtransferenelement mit nach Osten gewandert sind.

NIEDERLAUSITZ UND SPREEWALD

Von den westslawischen Stämmen, die im Mittelalter zwischen Ostsee und Erzgebirge lebten, haben bis heute zwei benachbarte Bevölkerungsgruppen überdauert: Die Niedersorben im Gebiet des Spreewalds und die Obersorben der Lausitz. Von mittelalterli-

chen Chronisten werden sie meist als Wenden bezeichnet. Heute bezeichnen sich vor allem Niederlausitzer so. Von den heute etwa 60.000 Sorben leben zwei Drittel in der sächsischen Oberlausitz. Schätzungen zufolge beherrscht höchstens die Hälfte aller Sorben noch die sorbische Sprache; insbesondere das dem polnischen nahestehende Niedersorbisch ist vom Aussterben bedroht. Die meisten Sagenfiguren der slawischen Mythologie sind auch im sorbischen Volksglauben präsent. Die bekannteste Figur ist sicherlich die Mittagfrau (*pśezpołdnica*) als klassischer Korn- bzw. Erntedämon. Aber die sorbische Mythologie kennt auch Zwerge, Wassermänner und andere Kobolde. Der Verein „Sorbischer Kulturtourismus“ hat den Wassermann (*wódny muž*) sogar zum Vereinslogo gemacht.

In der Sorbischen Kultur sind die Zwerge als „Ludki“ (sing. „Ludk“) bekannt. Zumindest auf sprachlicher Ebene könnte eine Verwandtschaft zu den polnischen und russischen „Krazno Lutki“ bestehen (siehe den Abschnitt „Polen-Litauen und das östliche Grenzgebiet“ ab Seite 108). Die sorbische Bezeichnung wurde von deutschsprachigen Nachbarn als „Luttchen“ übernommen. Ludki oder Luttchen sind in der Niederlausitzer Sagenwelt sehr ähnlich zu den norddeutschen „Unterirdischen“. Wie diese wohnten die Ludki in Hügeln und Erdlöchern, den *ludkowa gora* oder *ludkowa gorka*.⁴⁵ Für die Ludki aus dem Landkreis Oberspreewald-Lausitz ist zudem das Vertauschen von Menschenkindern mit Wechselbälgern beschrieben⁴⁶. Verschiedentlich aufgefundene Urnen aus vorzeitlichen Gräbern im Gebiet der Niederlausitz fanden im Volksglauben ihren Niederschlag, indem sie als Haushaltswaren (Ludki-Töpfe, Luttchentöpfe) angesehen wurden. Auf das schon seit mindestens dem 16. Jahrhundert bekannte Phänomen scheinbar aus dem Boden wachsender Erdtöpfe werden wir im Zusammenhang mit der Entstehung von Zwergensagen noch einmal

zurückkommen (siehe den Abschnitt „Töpfe aus der Erde“, Seite 367).

OBERLAUSITZ, NIEDERSCHLESISIEN UND BÖHMEN

Bei Görlitz in der Oberlausitz sollen die Heinchen oder Hainchen in Erdhügel oder großen Steinen (sog. Heinenhäuser; oft in Wahrheit Hünengräber) gelebt haben. Kleine Flämmchen sollen die Orte ihrer unterirdischen Werkstätten verraten haben. Wer einen Pfennig oder ein Stück Leinwand auf die Feueresse eines Heinchens legte, so die Legende, fand dort am nächsten Morgen Ackergeräte oder Kupfergeschirr.⁴⁷ Dieses Motiv erinnert an die Zwergenschmiede im Harz, die ebenfalls Auftragsarbeiten entgegennahmen (siehe den Abschnitt „Mitteldeutsche Wichtel“, Seite 85). Andernorts heißen die Zwerggeister auch Vensmännel oder Feensmännel.⁴⁸ Möglicherweise handelt es bei Hainchen und Feensmänneln um lokale Benennungen, die von Hainen (wie der Ort Hainewalde) bzw. den zahlreichen Feen-Bergen und Feen-Höhlen⁴⁹ (z. B. die Vens- oder Feensberge bei Ostritz und Thum) der Lausitz abgeleitet wurden.

Die häufigste Bezeichnung für Zwerge der Oberlausitz ist jedoch „Querxe“. Ähnliche Namen kennt man von Franken („Quergl“, „Querke“) über das Vogtland („Querze“) und Thüringen („Querliche“) bis hin nach Niederschlesien.⁵⁰ Dort soll es auf dem Prudelberg (Witosza) bei Stohnsdorf (Staniszów) ein bekanntes Querxloch geben.⁵¹ Hinweise auf die Bedeutung des Namens liefert die fränkischen Mundart: Knirpse, kleine Kinder, werden auch als Quergl bezeichnet;⁵² die Wortbildung ist vermutlich lautmalerisch, analog von Zwetschke zu Quetschke, als Umbildung von Zwerg zu Querg zu sehen. Auch für das deutsche Verb quengeln (im Sinne einer kindlichen weinerlichen Lautäußerung)

sei fränkisch „*quergln*“ (niederdeutsch „*quarren*“) zu setzen. Im Rheinland nennt man kleine verwachsene Menschen „Quarr“ bzw. „Quarres“.⁵³ Die sprachlichen Wurzeln legen nahe, dass die Querxe im Zuge des deutschen Landesausbaus im Mittelalter aus dem Westen in die slawischen Gebiete eingeführt wurden.

In der Oberlausitz scheinen die Querxe ihr Verbreitungszentrum rund um Hainewalde und Zittau gehabt zu haben. Von ihren beschriebenen Merkmalen her ähneln sie stark den nord- und mitteldeutschen Zwergen. Sie besitzen Nebelkappen um sich unsichtbar zu machen, treiben mit den Menschen Schabernack, machen aber auch Geschenke. Überhaupt nehmen sie am bäuerlichen Leben der menschlichen Bewohner der Gegend teil. Bei Dittersbach (heute *Jetřichovice*, Tschechien) sollen die Querxe Frauen im Wochenbett oder auch bei Tauffeierlichkeiten besucht und Geschenke gemacht haben⁵⁴. Auch das Erzählmotiv „Abzug der Zwerge“ (siehe Seite 124) taucht in verschiedenen Varianten auf.

Querxe kennt man auch aus den böhmischen Teilen der Oberlausitz. Dort treten sie der Sage nach in großen Gruppen auf, wohnen in Erdlöchern und machen manchmal auch als Brotdiebe von sich Reden. Allerdings weist schon der Prager Sprachwissenschaftler und Sagensammler Josef Virgil Grohmann (1831-1919) darauf hin, dass die Figur des klassischen mitteleuropäischen Zwergs (tschechisch *Trpaslici*) der ursprünglichen tschechisch-slawischen Mythologie kaum vorkommt, sondern auf die deutsch-böhmischen Gebieten beschränkt bleibt.⁵⁵ Aus der Sagenwelt Tschechiens und der Slowakei kennt man dagegen kleine Berggeister namens *Permoníci* oder *Permoníčci*. Angeblich sollen sie in Bergwerken arbeiten und auch selbst Stollen graben. Damit stehen die den Bergwerkskobolde näher als den Zwergen im engeren Sinn. Über die Entstehung der böhmischen Zwerge und der anderen Natur- und Hausgeister unterrichtet uns Grohmann in

seinem „Sagen-Buch von Böhmen und Mähren“, das einen ganz zauberhaften Entstehungsmythos enthält:

„Als Gott die übermüthigen Engel aus dem Himmel verstieß, wurden aus ihnen die bösen Geister, welche den Menschen bei Tag und bei Nacht beunruhigen, ihn necken und schädigen. Die in die Hölle stürzten und in die Löcher und Abgründe, das sind die Teufel (čertové, d'ablové) und die Todmädchen (Moreny). Aus denen aber, die auf die Erde fielen, wurden die Kobolde (Šotkové), Schrätlein (Škratkové), die Zwerge (Trpaslici), Däumlinge (Palečkové), die Alpe (Můry a Můrauky), die Mittags- und Abendgespenster (Polednice, Klekanice), und die Irrlichter (Bludice). Die in die Wälder fielen, wurden zu Waldgeistern, als da sind: die Hehmänner (Hejkalové), die wilden Männer (divi mužove), die Waldmänner (lesní mužové, Lesoňové) und die wilden Weiber und Waldfrauen (divé ženy, Lesnice). Jene endlich, die ins Wasser fielen, wurden zu Wassergeistern, zu Wassermännern (Vodnikové č. Hastermanové), zu Meerjungfern (mořké panny) und Wasserfrauen.“⁵⁶

OSTPREUßEN UND DAS BALTIKUM

Die Eroberungen des Deutschen Ritterordens im 13. Jahrhundert ermöglichten die Gründung des sogenannten „Deutschordensstaats“, der bis Mitte des 16. Jahrhundert bestand und im Wesentlichen das spätere Ostpreußen begründete. Der Name Preußen leitet sich von einer Gruppe baltischer Stämme namens Prußen ab, die bereits viele hundert Jahre zuvor in einem Gebiet südlich vom Kurischen Haff bis zur Danziger Bucht siedelten. Ostpreußen war kulturell ein wahrer Schmelztiegel. Zu der Vielzahl der dort vereinigten Ethnien zählten, zusätzlich zu den unterworfenen Stämmen im Kernland, Esten und Livländer im Norden, Litauer im Osten, Elbslawische Stämme im Westen sowie ein starker polnischer Bevölkerungsanteil aus Masuren im Süden. Durch einen massiven Zuzug deutscher Siedler wurden die deutsche Sprache und Kultur zunehmend dominierend.

Während Polen schon im 10. Jahrhundert christianisiert worden war und seitdem streng katholisch blieb, behielten weite Teile des Großherzogtums Litauen bis weit ins 14. Jahrhunderts ihre alte polytheistische Religion. Im baltischen Kernland Litauens blieben Reste dieses Glauben noch bis ins 17. Jahrhundert lebendig. Vermutlich aus diesem Grund sind vorchristliche Erzählungen über Naturgeistern gerade aus Ostpreußen und dem Baltikum in besonderer Reichhaltigkeit überliefert. Ab etwa dem 15. Jahrhundert entstanden zahlreiche schriftliche Abhandlungen über die „alte, heidnische Götterwelt“. Meist präsentieren diese mythologischen Zusammenstellungen ihren Lesern ein schier unüberschaubares und völlig zusammenhangloses Konglomerat von Göttern und Geistern aus verschiedenen historischen Epochen, unterschiedlichen Siedlungsgebieten und diversen kulturellen Hintergründen. Dies mag einerseits der ethnischen Vielfalt dieser Region geschuldet sein. Andererseits kam aber erschwerend hinzu, dass die im Volk praktizierten Rituale im Lauf der Zeit zunehmen mit Elementen des christlichen Aberglaubens durchsetzt und vermischt wurden. Dieser Hintergrund muss bei allen nachfolgenden Erzählungen über Zwerg- und Hausgeister berücksichtigt werden.

OSTPREUßISCHE BARSTUKKEN

Die Zwerge der ostpreußischen Sagenwelt werden meist Barstukken genannt. Ludwig Bechstein beschreibt sie als Erdmännchen, deren Hauptaufenthaltort unter Holunderbüschen lag:

„In der Stadt Rastenburg und bei derselben gibt es auch Zwergmännlein, die führen dort den seltsamen Namen Barstukken, auch Fingerlinge, und die sind nicht so böse als die andern, die weiter nordwärts hausen. Sie wohnen vornehmlich in einem Hügel bei dem Dorfe Heiligelinde, wo in den Heidenzeiten eine übergroße Linde gestanden haben soll, unter welcher nach dem Volksbrauch die Götter verehrt wurden. [...] Die

Barstukken, auch Berstuken genannt, hatten einen Gott über sich, der hieß Puschkait. Seine und ihre Wohnung war unter Holunderbüschen.“⁵⁷

Rastenburg, das heutige *Kętrzyn*, liegt etwa 100 km südöstlich von Königsberg im Kreis Ermland-Masuren. Etwa fünf Kilometer südwestlich von Rastenburg, unweit des Dorfes Heiligelinde (*Święta Lipka*) am nördlichen Ende des Deinowasees (heute *Jezioro Dejnowo*), steht eine Wallfahrtskirche, die auf eine Kapelle aus dem



späten 15. Jahrhundert zurückgeht. Diese Kapelle wiederum wurde (wie so oft im Zuge der Missionierung) am Ort eines alten slawischen Baumheiligtums errichtet, das als der „alte Götterhügel“ bekannt war. Darauf stand eine Linde, auf die vermutlich auch der Dorfname Heilige Linde zurückzuführen ist. Der Sage nach war

Abb. 9: Kloster Heilige Linde im Kreis Rastenburg, Ostpreußen

dieser Ort ein Heiligtum für den baltischen Gott *Pūškaitis* (Puschkaitis, auch Puskaitis oder Puszkaitis geschrieben).

Zahlreiche Beschreibungen aus dem 16. bis 17. Jahrhundert nennen *Pūškaitis* als eine der Haupt-Gottheiten der preußischen Stämme. Manchmal wird diese Aussage auf den litauischen oder sogar bis auf den lettischen Kulturraum ausgeweitet⁵⁸. In neueren Untersuchungen wird diese Verallgemeinerung jedoch zurückgewiesen⁵⁹. Fast immer wird *Pūškaitis* im Zusammenhang mit untergeordneten Hilfsgeistern genannt: den Barstukken. In lateini-

schen Texten findet man meist die Schreibweise *Barstuccae*, andernorts aber auch Berstucken, Perstucken oder lautliche Variationen davon.

Einer der frühesten Berichte über Puschkaitis und seine Erdmännchendiener ist in einem Brief enthalten, den der polnische Drucker Johannes Meletius (eigentlich Jan Malecki-Sandecki; ca. 1490-1567) an Georgius Sabinus, den Gründungsrektor der Universität Königsberg, schrieb.⁶⁰ Dieses Dokument schilderte vorchristliche Gebräuche im Baltikum (dem Titel des Briefes nach Bräuche der Prußen und Livländer) und war vom Inhalt offenbar so interessant, dass noch vor einer Veröffentlichung durch Meletius im Jahr 1551 ein Raubdruck erschien.⁶¹ In dem Brief wird unter anderem die folgende Opferzeremonie geschildert. Zunächst wird dem Gott Puschkaitis („*Putscaeto*“) an seinem heiligen Baum, dem Holunder, ein Speiseopfer dargebracht. Er wird dann darum gebeten, seine unterirdischen Bediensteten („*Barstuccae, quos Germani Erdmenlen, hoc est, subterraneos vocant*“, Barstucken, von den Deutschen Erdmenlen, d.h. Unterirdische, genannt) des Nachts in die Scheune⁶² des Dorfes zu senden. Dort wird den Barstucken ein Tisch mit reichlich Speisen und Getränken gedeckt. Die Scheune wird über Nacht verschlossen. Am nächsten Morgen folgt eine Begutachtung, was die Barstucken verzehrt haben. Sollten sie das Opfer verschmährt haben, besteht Grund zur Sorge, dass die Götter verstimmt sind und ungehalten reagieren könnten.

Eine Beschreibung dieses Opferrituals findet sich in ähnlicher Form auch in dem sogenannten „Sudauerbüchlein“⁶³. Der Name bezieht sich auf einen im Südosten von Ostpreußen und darüber hinaus siedelnden baltischen Volksstamm namens Sudauer (auch Jatwinger genannt). Die gedruckte Fassung erschien 1741, als Vorlage wird eine Handschrift aus dem frühen 16. Jahr-

hundert vermutet. Möglicherweise hat Meletius sich dieser Quelle bedient. Jedoch weicht die Schilderung im Sudauerbüchlein leicht ab; hier wird vor allem die Motivation für das Opfer deutlicher herausgestellt. Die Barstukken sind nämlich dafür zuständig, den in der Scheune verwahrten Getreidevorrat zu bewahren und zu mehren. Daneben kannte man in der Region offenbar noch eine weitere Gottheit bzw. eine Gruppe von Naturgeistern mit unklarer Beschreibung und Funktion. Bei Meletius und im Sudauerbüchlein wird ein Gott der Edelleute namens Marcoppolu⁶⁴ bzw. Markkop-pole⁶⁵ aufgelistet, jedoch später im Text werden Marcoppolum bzw., die Marckopolle als dem Puschkaitis zugehörige (Unter-) Götter beschrieben. Andere Autoren gingen noch einen Schritt weiter und stellten Marcopolen⁶⁶ oder Markopeten⁶⁷ mehr oder weniger synonym neben die Barstukken. Der preußische Historiker Christoph Hartknoch (1644-1687) war in dieser Angelegenheit eher skeptisch und konnte mit der Götterzuordnung so gar nichts anfangen:

„Den MARCOPETUM aber, den Meletius auch unter andern andern vornehmern erzehlet, und ihn zum Gott der reichen und wolhabenden Leute machet weiß ich nicht, ob man unter die auß dem Waisselio [Anm: Matthäus Waissel, Herausgeber einer preußischen Chronik von 1599] erzehlte Götter bringen könne.“⁶⁸

Andere waren weniger kritisch, nahmen die seltsamen Figuren als gegeben hin und fantasierten munter drauflos. Zur Illustration ist hier die Sichtweise des in Memel (heute Klaipėda) geborenen deutschen Theologen Matthäus Prätorius wiedergeben. Dieser macht die Marcopeten in seiner 1698 publizierten Chronik Preußens in einer recht fragwürdigen etymologischen Ausdeutung zu Wassergeistern:

„Einige Nadrauer haben auch einen Unterschied unter den Kaukczyz und Bezdukkus. Diese wohnen eigentlich in den Wäldern unter den

Bäumen, die Kaukuczei aber in den Scheunen, Speichern, auch Wohnhausern. Beide aber nennen sie doch Barzdukkus, weil sie auff eine Art, zu mahlen was den Barth betrifft, gestalt seyn. Auch werden sie Marakopullei von dem Ort, da sie herkommen, genennet, nemblich auß dem Meer [...]"⁶⁹

Diese sind eben die Mar-Kopeti und Mar-Kopoli (andere setzten Kaupolei) die die Preussischen Scribenten vor Götter der Herren und vornehmen Leute gehalten, und ist [...] alte Tradition das die Barsdukken unter der Erde wohnen. Unter der Erden aber, glauben sie, dass auch Wasser und zwar [...] eine große See sey [...] und daher werden sie Mar-copeti seu Macopullei genannt, weil sie isz marios kopa i.e. außm Meer steigen.

LITAUISCHE KAUKAI

In deutschsprachigen Beschreibungen der litauischen Mythologie werden die Barstukken meist als *kaukai* (sing. *kaukas*) bezeichnet. Die litauische Sagenwelt kennt sie als gnomenhafte Naturgeister, die vornehmlich in Hügeln wohnen. Möglicherweise ist aus diesem Wohnort auch die Benennung der Erdgeister abzuleiten. So trug beispielsweise eine Siedlung der Prußen am Rand des Mehmdeltas, etwa 60 km südöstlich von Klaipėda, den Namen Kaukehmen (litauisch *Kaukiemis*, heute *Jasnoje*, Ясное). Der Sage nach befand sich dieser Stelle zuvor eine uralte Kultstätte, an der Pūškaitis und die zugehörigen Erd- oder Waldgeister verehrt wurden. Kaukehmen kann als Zusammenziehung des prußischen *kaukai kaimas* gelesen werden. Gut zuzuordnen ist die Bedeutung von „kaimas“ (litauisch *kaimas*, Dorf). Das prußisch-litauische *kaukara* bedeutet Hügel, Kuppe, so dass man *kaukai kaimas* auch ganz einfach „Dorf am/auf dem Hügel“ überset-

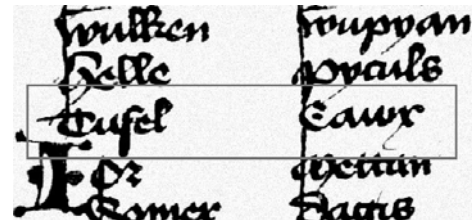


Abb. 10: Elbinger Vokabular. Eintrag: Tuffel – Cawx (Umrahmung vom Autor)

zen könnte. Im gesamten Baltikum existieren zahllose Orts- und Geländenamen, die sich von der Wurzel *kauk-* ableiten.⁷⁰

Etymologisch verwandt zu *kaukus/kaukai* ist das altpreußische Wort *cawx* (auch *cux*, *kuks*). Das Elbinger Deutsch-Preußische Vokabular (um 1400) erwähnt gleich auf dem ersten Blatt einen Eintrag: *Tufel – Cawx*.⁷¹ Dennoch wird *Cawx* ursprünglich nicht direkt den Teufel (mittelniederdeutsch *Tufel*) gemeint haben, sondern war lediglich eine christlich-preußische Adaption der Bezeichnung *Kaukai*.⁷² Einer detaillierten Untersuchung über die Verteilung der verschiedenen Erdgeisternamen zufolge finden sich von *Kaukas* abgeleitete Bezeichnungen eher im nichtpreußischen Norden des Baltikums, während die *Barstukken* eher auf die Region rund um Königsberg beschränkt sind.⁷³

POLEN-LITAUEN UND DAS ÖSTLICHE GRENZGEBIET

Zwischen dem 14. und dem 18. Jahrhundert existierte ein riesiger Doppelstaat des Königreichs Polen mit dem Großherzogtum Litauen, der sich vom Baltikum und Polen über Weißrussland, Teile der Ukraine und Russlands von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer erstreckte. Insofern ist es nicht verwunderlich, in allen diesen Gebieten ähnliche Erzählmotive über Zwerggeister zu finden. Die Masuren im Süden von Ostpreußen, die heutige Woiwodschaft Ermland-Masuren, war durch einen starken Zuzug von polnischen Bauern und Handwerkern geprägt. Der ostpreußische Historiker Max Toeppen berichtete, dass die „Unnererdschken“ in Masuren „*Krazno Lutki*“ genannt würden.⁷⁴ Wie ihre westlichen Verwandten wird ihnen nachgesagt, Menschenkindern mit Wechselbälgern zu vertauschen. Das Wort *Lutki* wird üblicherweise mit „Leutchen“ oder auch „Männlein“ übersetzt. In *Lutki/Ludki* könnte aber auch das gotische (und damit ostgermanische) Wort *leitils* stecken, dass in der Wulfilabibel in der Bedeutung „klein“ zu finden ist (Luc.

16,10). Im niederdeutschen und im englischen hat es sich im Adjektiv *lütt* bzw. *little* erhalten.

Die nahezu gleichlautende moderne polnische Bezeichnung für Kobolde und Zwerge, *Krasnoludki* bzw. *Krasnoludy*, legt allerdings einen slawischen Ursprung des Wortes nahe. In der modernen Ikonographie trägt der polnische Zwerg meist eine rote Zipfelmütze. Deshalb wird *Krasnoludki* manchmal auch von der roten Farbe der Kopfbedeckung abgeleitet. Allerdings kann *krasno* im Polnischen sowohl „rot“ als auch „schön“ meinen. Deshalb wird eine Bedeutungsübertragung angenommen, bei der „rot“ im Sinne von rotwangig, gutgenährt und somit gutaussehend, schön, zu verstehen ist. *Krasno Lutki* sollte also mit „schöne Leutchen“ oder „schönes Volk“ übersetzt werden. Die gleiche Semantik liegt auch dem kymrischen Name *Tylwyth Teg* für die Elben und Kobolde aus Wales zugrunde (siehe den Abschnitt „Die Anderswelt“ ab Seite 216). Auch im nordwestlichen Teil des heutigen Russland kannte man die Zwerge als *Krasnoludki* (*Краснолюдки*; von russ. *Красный*, „rot“). Der deutsch-baltische Journalist und Kulturhistoriker Bernhard Stern berichtet darüber hinaus in seinem 1907 erschienenen Buch über russische Volkskultur von Zwerggeistern namens „*Püschiki*“, die zusammen mit einem Riesen „*Polkan*“ die Hauptfiguren in einer alten Volkssage sein sollen. Der österreichische Volkskundler Anton Tkány nannte den *Polkan* dagegen einen Waldgeist des russischen Volksglaubens, der wie ein Zentaur einen Pferdeleib hatte.⁷⁵

Zwerge und Riesen sind in der russischen Folklore ein beliebtes Narrativ. Ein schönes Beispiel liefert eine Sage aus der Gegend von Sotchi, die nachfolgend weitgehend ungekürzt wiedergegeben wird. Die Stadt Sotchi liegt am Schwarzen Meer in einer Region namens Krasnodar im südwestlichen Teil des Nordkaukasus, in der man zahlreiche bronzezeitliche Megalithgräber

gefunden hat. Diese sind mittlerweile zu einem beliebten Ausflugsort für esoterisch angehauchte Wallfahrer geworden. Der Sage nach haben einstmals Riesen die „Steinhäuser“ als Wohnungen für die Zwerge gebaut:

Einst war dieses Land mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, und es lebten darin nur Riesen und Zwerge [im Originaltext: карликax]. Die Riesen waren groß wie Eichen und von unheimlichem Aussehen. Sie bewohnen die Täler an den Flüssen und lebten von der Jagd. Die Zwerge, ihre verkrüppelten Nachbarn, lebten in dunklen, kalten Höhl hoch oben in den verschneiten Bergen. Sie hatten Hasen als ihre Reittiere abgerichtet. Die Zwerge waren schlau und übten sich in vielen Zauberkünsten. Dagegen hatten die Riesen zwar große Körperkräfte, aber sie waren dumm. Lange Zeit lebten die Riesen und die Zwerge so im gleichen Gebiet, ohne voneinander zu wissen. Eines Tages jedoch stiegen die Zwerge ins Tal herab, Dabei trafen sie auf die Riesen, die sich auf einer Lichtung im Spiel riesige Steine zuwarfen und Bäume samt der Wurzel ausrissen. Da kam den Zwergen ein listiger Gedanke. Sie gingen zu den Riesen, um sie zu überreden, Steinhäuser zu bauen, da ihnen dies mittels ihrer Riesenkräfte ja nicht weiter schwerfallen sollte. Bei der Unterredung ließen die Zwerge heimlich einen Zauber auf die Riesen fallen. So wurden die Riesen gezwungen, den Zwergen aus Steinen Häuser zu bauen. Überall im Land entstanden so die Dolmen. Sie hatten ganz kleine runde Öffnungen als Fenster, so dass nur Zwerge hineingelangen konnten. Noch lange Zeit sah man die Zwerge auf den Wiesen vor den Dolmen herumreiten und als Übung vom Rücken ihrer Hasen Pfeile in die kleinen Fenster schießen.

EULENSPIEGELEIEN UND DREISTER BETRUG

Über den vorchristlichen Volksglauben Preußens wurden bis ins späte 19. Jahrhundert zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen verfasst. Dies ist vermutlich einerseits auf die späte Christianisierung der baltischen Stämme und den dadurch lange Zeit möglichen unmittelbaren Kontakt mit dem praktizierten Volksglauben zurückzuführen. Andererseits wurde das alte Quellenma-

terial vervielfältigt und für eine große Zahl von Gelehrten zugänglich, weil auf Betreiben des Adels zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert zahlreiche Landeschroniken mit Beschreibungen der preußischen Religionsgeschichte entstanden. Möglicherweise hat gerade diese Informationsvielfalt über die sogenannten „preußischen“ oder „wendischen“ Götter und Geister eine ganze Reihe von Spaßvögeln und Hobby-Historikern dazu inspiriert, die tatsächlichen Begebenheiten durch phantasievolle Hinzusetzungen in der Attraktivität noch zu steigern. Manch ein renommierter Gelehrter war dann entweder naiv oder sensationshungrig genug, diese „angereicherten“ Beschreibungen aufzunehmen und leichtfertig weiter zu verbreiten. So entstanden ausgeschmückte Versionen einer vorgeblich wendischen Mythologie, die in der älteren Fachliteratur für reichlich Verwirrung gesorgt haben.

LESEFEHLER UND WINDIGE INFORMANTEN

1615 erschien ein Büchlein des polnischen Theologen Jan Łasicki (auch Johann Lasicz oder Johannis Lasicus genannt), das vermutlich aber schon im Jahr 1582 abgefasst wurde. Darin liefert Łasicki eines der ältesten schriftlichen Zeugnisse für die Kaukai:

*„Kaukie sunt lemures, quos Russi vboze apellant, barbatuli, altitudine unius palmi extensi”*⁷⁶

Kaukie sind Lemuren, von den Russen vboze genannt, Männlein, eine Handspanne groß.

Die genannten „vboze“ (andernorts uboze geschrieben) werden meist als altslawische Totengeister interpretiert. Beispielsweise verweist der polnische Slawist Aleksander Brückner auf eine polnisch-lateinische Predigtsammlung aus dem 15. Jahrhundert, in der ein Opferkult für Dämonen namens *vbosthye* („*daemonibus sacrificia offerunt, quae dicuntur vbosthye*“) erwähnt wird.⁷⁷ Bekannt

ist auch eine altslawische Bezeichnung *uboïje* („das arme Männlein“) in der Bedeutung eines Hausgeists bzw. Kobolds. Abgesehen von dieser durchaus wichtigen Information über eine frühe Verwendung und mögliche Lesart der Bezeichnung *Kaukai* kann man dem Büchlein keine weitere Bedeutung zumessen. Łasicki führt rund 80 angebliche Göttergestalten der litauischen Mythologie auf, von denen einige aus dem Brief des Meletius und dem Sudauerbüchlein entnommen sind, die meisten jedoch aus späteren Quelle stammen. Vermutlich mangelnde Kenntnisse in der litauischen Sprache und andere Missverständnisse des Autors ergaben so eine kunterbunte Kompilation aller möglichen Namensvariationen, Verschreibungen oder Lesefehler.

Im 17. Jahrhundert sammelte der bereits erwähnte Theologe Matthäus Prätorius für seine preußische Chronik „*Deliciae prussicae* oder preussische Schaubühne“ mit einer gewissen Sorglosigkeit zahllose Geschichten über die vorchristlichen Bräuche in Preußen. Bei seiner Arbeit stand er lange Zeit in engem Austausch mit Christoph Hartknoch, dem Direktor des Gymnasiums in Thorn. Zum Bruch dieser Zusammenarbeit kam es, weil Hartknoch zu gleicher Zeit ebenfalls ein Buch über die preußische Historie verfasste und 1684 auch veröffentlichte. Prätorius' Werk wurde dagegen erst 1871 erstmals in Auszügen gedruckt. Da Hartknoch sich jedoch des Quellenmaterials von Prätorius gleichermaßen ungeniert wie unkritisch bediente, kamen einige zweifelhafte Erkenntnisse des letzteren über Hartknochs Reputation indirekt zu akademische Weihen und fanden noch bis ins 20. Jahrhundert hinein Eingang in das gelehrte Wissen über Preußens Vorzeit. Zwar können einige der Quellen von Prätorius, wie etwa der Brief des Meletius oder das Sudauerbüchlein, als halbwegs zuverlässig ansehen werden. Eine der als problematisch einzustufenden Informationsquellen war dagegen der ostpreußische

Theologe Simon Grunau (ca. 1470 – 1537, oft auch als Grunaw oder Grunauen zitiert), aus dessen Chronika über Preußens Geschichte sich Prätorius ausgiebig bediente.

Grunaus Chronika gilt heute als wissenschaftlich nicht verwertbar, weil sie mit geschönten oder nicht-realen Dokumenten und Vorkommnissen durchsetzt ist. Der deutsche Historiker Johannes Voigt titulierte ihn deshalb als „Lügenmönch“; viele andere wie beispielsweise Max Toeppen haben sich diesem Urteil angeschlossen. Grunaus Fehler beruhen allerdings wohl eher auf schlechten Informanten als auf absichtlicher Irreführung. Viele seiner Angaben stammen nämlich ausgerechnet von Erasmus Stella (1460–1521, deutsch: Johannes Stüler). Stella war ein weitgereister und gebildeter Mann, besaß aber offenbar als Bürgermeister von Zwickau ausreichend Muße und Skrupellosigkeit, um sein näheres und weiteres Umfeld mittels ausgedachter pseudoakademischer Schriften mit haarsträubendem Unsinn zu veralbern.⁷⁸

GETÜRKTE GÖTTER

Einen noch dreisteren Fall von Geschichtsverfälschung hielt dann allerdings das 18. Jahrhundert bereit. Im Bestreben um die Rekonstruktion der „alten germanischen Götterwelt“ des Deutschen Volkes im Zeitalter der Romantik nahmen sich einige Forscher auch der ehemals slawisch besiedelten Gebiete Mecklenburg-Vorpommerns an. Von besonderem Interesse schien die Lokalisation einer geheimnisumwitterten Tempelburg der Ostseeslawen namens Rethra.⁷⁹ Neben Demmin, Burg Stargard sowie zahlreichen anderen, über fast ganz Mecklenburg-Vorpommerns verteilten Örtlichkeiten wurde schon 1610 der Schlossberg in Prillwitz südlich des Tollensesees als ein möglicher Standort ausgemacht. Es traf sich also ganz ausgezeichnet, als 1768 bekannt wurde, dass

die Neubrandenburger Familie Sponholz im Besitz von zahlreichen altertümlichen Bronzefiguren und Gebrauchsgegenständen war, die bereits 80 Jahre zuvor auf dem Prillwitzer Schlossberg aufgefunden worden sein sollten. Die Gegenstände waren mit zahlreichen Runenzeichen beschriftet, wobei mehrfach das Wort „RETHRA“ entziffert werden konnte. Insbesondere auf den Figuren fanden sich weitere interessante Buchstabenfolgen, etwa „PERCUN“ oder „RIDEGAST“, die an baltische (Perkun) und elb-lawische (Radegast) Götternamen erinnerten.

Damit schien nun bewiesen, dass man es mit Gegenständen aus dem sagenhaften Rethra-Heiligtum zu tun hatte, welches, so schloss man messerscharf, also am Prillwitzer Berg gelegen haben musste. Dem Fund wurde somit eine geschichtliche Bedeutung ersten Ranges beigemessen; das angebliche Rethra-Konvolut ging mit astronomisch steigenden Preisen durch verschiedene Hände, bis es der Neustrelitzer Superintendent, Konsistorialrat Andreas Gottlieb Masch, im Auftrag des Neustrelitzer Fürstenhauses für ein stattliches Vermögen aufkaufte. Zusammen mit dem Neustrelitzer Hofmaler Daniel Woge, der mit der Anfertigung von Kupferstichen betraut wurde, schrieb Masch eine detaillierte Beschreibung der Objekte. Im Zusammenhang mit Zwerggeistern ist eine gut 6 cm große Metallfigur von besonderem Interesse, die im Werk von Masch und Woge unter der Figurennummer 32 als „Satyr“ aufgeführt wird. Zu der Runenbeschriftung schrieb Masch:

*„[...] über den Rücken bis zur Kniebeuge Berstuce. Auf der linken Seite des Rückens: Crive; unter den linken Arm bis an die Kniebeugung: Weidelbot;“*⁸⁰

Der Rostocker Privatgelehrte Heinrich Friedrich Taddel las die Runen als BERSTVON, CRIVE, VEIDELBOT.⁸¹ Abgesehen von diesen leichten Abweichungen herrschte bei den Gelehrten Einigkeit darüber, dass diese drei Worte in die „wendische“ (gemeint war

baltische) Mythologie der Prußen und Litauern verwiesen. Der höchste Priester der Prußen soll vermutlich „Kriwe“ (litauisch *Krivis*) genannt worden sein, darunter in der Rangfolge standen die „Weidelotten“. Das Runenwort „Berstuce“ soll offensichtlich auf die Erdgeister, die Barstukken, verweisen.

Natürlich ist die Geschichte viel zu schön, um wahr zu sein. Bereits vor der Veröffentlichung der aus-

föhrlichen Beschreibung von Masch und Woge erschien 1768 in einem Neustrelitzer Periodikum ein Artikel mit dem Titel: *"Einige bescheidene Zweifel gegen das neulich entdeckte und bekannt gemachte angebliche Pantheon der alten Rhedarien und Wenden in Meklenburg"*, der den Auftakt zu einem fulminanten, sich über viele Jahre hinziehenden Gelehrtenstreit gab. Heute wird allgemein angenommen, dass die eingangs erwähnte Familie Sponholz für die Anfertigung der Bronzefiguren und Gegenstände verantwortlich zu machen ist. Der älteste Sohn der Familie, Jacob Sponholz, war als Goldschmied im nahegelegenen Neubrandenburg ansässig und hatte durchaus die Mittel und die Fähigkeiten zur Herstellung der Gegenstände. Neben den beachtlichen Finanzerträgen durch die Veräußerung der Figuren profitierte die Familie Sponholz unter anderem auch dadurch, dass Jacobs Bruder Gideon eine offizielle Grabungserlaubnis bekam und mit dem Segen des Neustrelitzer

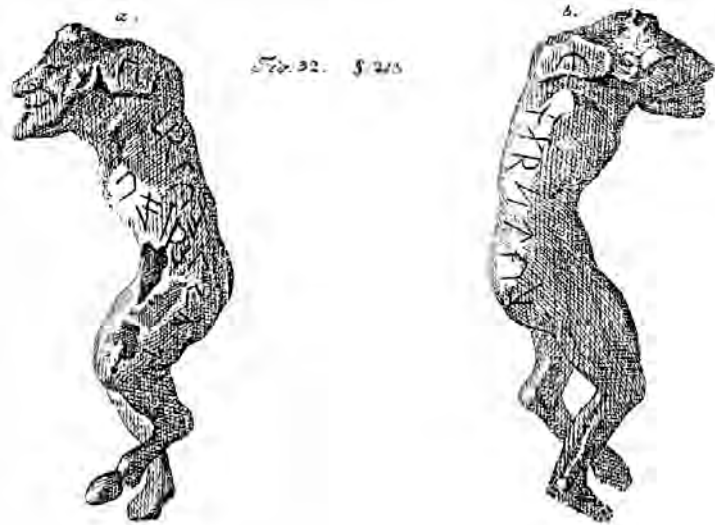


Abb. 11: Eine Metallfigur mit der Beschriftung „Berstuce“ aus dem Prillwitzer Konvolut

Fürstenhauses sein Antiken- und Naturalien-Kabinett bereichern konnte.

Interessant ist immerhin die Ausgestaltung des angeblichen „Berstuc“ als Satyr mit spitzen Ohren und Pferdefuß. Sie verweist auf einen Künstler mit klassischer Bildung, dem die Assoziation heidnischer Zwerggeister mit griechischen Naturgeistern offenbar näherlag, als eine Darstellung von kleinen Männchen mit spitzen Hüten und langen Bärten. Heute sind die angeblichen slawischen Kultgegenstände unter dem Namen „Prillwitzer Idole“ bekannt. Sie wurden 1950 dem Historischen Museum Schwerin übereignet und gelangen nur noch in unregelmäßigen Abständen bei Regionalausstellungen ans Licht der Öffentlichkeit.

DIE PROMINENTESTEN NARRATIVE

Bei aller Vielfalt in den Geschichten über die Zwerge der Volkssagen kann man einige häufig auftretende Erzählmotive ausmachen, die auch geographisch weit verbreitet sind. Möglicherweise waren diese Narrative besonders beliebt, wurden gerne weiter erzählt und haben auch diverse Migrationsbewegungen begleitet. Vielleicht sind es auch sehr alte Motive, die das Zentrum späterer Diversifizierungen und Ausschmückungen bilden. Das Austauschen von Menschenkindern mit Wechselbälgen wurden mit Sicherheit über viele hundert Jahre hinweg weiter erzählt. Bei anderen Erzählmotiven sind Alter und Ursprung weitgehend unklar. Nachfolgend sind die Kernpunkte von vier der prominentesten Narrative kurz zusammengefasst.

AUSGELOHNT

Eines der seltsamsten Narrative in Zwergensagen ist das „Ausgelohnt-Motiv“. Es existiert in zahlreichen Varianten und beschreibt im Kern die etwas überraschende Verhaltensweise bestimmter, dem Menschen behilflicher Geister, sich als entlassen zu betrachten und davonzuziehen, nachdem man ihnen Kleidung für ihre Arbeit angeboten hat. Überwiegend sind es keine „echten“ Hausgeister, die dieses Verhalten zeigen. Hausgeister, wie manche Hauskoblde etwa, sind an das Haus oder zumindest den Hausherrn auf irgendeine Weise gebunden. Die „ausgelohnten“ Wesen sind jedoch typische Zwerge. Sie treten meist nicht als unmittelbare Mitbewohner der Menschen auf, sondern sie haben eigene Wohnplätze und besuchen die menschlichen Behausungen mehr oder weniger regelmäßig als Gäste ins Haus, um zu helfen. Zur Illustration sei hier ein Beispiel aus Niederbayern angeführt:

„Aus dem Burgstein kamen Nachts drei Wichteli in die Bubenmühle, mahlten das Getreid, und reinigten die Mühle, so daß am Morgen alle Arbeiten verrichtet waren. Weil sie so fleißig waren, ließ ihnen der Müller Kleider machen. Vermeinend, sie seien nun abgedankt, sagten sie weinend: »Ausgelohnt! ausgelohnt! haben wir doch so viel gearbeitet, und nun müssen wir schlenkern!«⁴⁸²

Auch das erste von drei Märchen aus der Sammlung der Brüder Grimm von 1812, gemeinsam überschrieben mit „Von den Wichtelmännern“ (ATU-476, KHM-39), enthält das Motiv. Die Wichtelmänner helfen einem Schuster bei der Arbeit, bis dieser ihnen Kleider näht und sie davonziehen. Beim Abschied singen sie:

*„Sind wir nicht knaben glatt und fein?
was sollen wir länger schuster sein!“⁸³*

Wendelin Marwede hat in seiner Dissertation „Die Zwergsagen in Deutschland nördlich des Mains“ das Ausgelohnt-Motiv vom Ber-



Abb. 12: Den Hauswichteln werden neue Kleider geschenkt

gischen Land im Südwesten über den Harz und Mecklenburg bis nach Pommern (heute Polen) im Nordosten nachgewiesen. Weitere Beispiele, auch für den süd-deutschen Raum und die Schweiz, finden sich bei Adalbert Kuhn.⁸⁴ Es ist aber nicht auf Sagen des deutsch-sprachigen Raums beschränkt. Vor allem im Vereinigten Königreich findet man das gleiche Verhalten bei Pixies und Brownies, den Hauswichteln der englischen Folklore.

Ein Farmer aus Cornwall beobachtet des Nachts in seiner Scheune einen grün gekleideten Pixie (Pisky in der kornischen Sprache)

beim Getreide dreschen. Er beschließt, dem hilfreichen Wesen einen neuen, ebenfalls grünen Anzug anzufertigen. Der Pixie ist offenbar erfreut und zieht die Kleidung an, ruft dann aber aus:

*“Pisky fine, Pisky gay,
Pisky now will fly away”*⁸⁵

In der Populärkultur weithin bekannt gemacht hat es Joanne K. Rowling im zweiten Buch ihrer Harry Potter-Reihe. Darin fängt der Haus-Elf Dobby eine von seinem Besitzer Lucius Malfoy geworfene Socke auf und betrachtet sich durch das unbeabsichtigte Kleidergeschenk als aus dem Dienst entlassen:

*„Dobby: »Dobby has got a sock. Master threw it, and Dobby caught it, and Dobby – Dobby is free«*⁸⁶

Im Katalog der Erzählmotive von Volkssagen aus England und Nordamerika von Ernest W. Baughman wird das Motiv unter dem Index F381.3 *„Fairy leaves when he is given clothes“* geführt.⁸⁷ Hans-Jörg Uther fasst die Definition in seinem Typenverzeichnis etwas weiter: *„Zwerge (...) helfen Menschen bei der täglichen Arbeit, werden aber durch menschliche Neugier (...) vertrieben“*.⁸⁸ Seine Interpretation überlappt dadurch aber ein Stück weit mit der übergeordneten Kategorie F381 von Baughman: *„Getting rid of fairies“*. Da eigentlich nur die Reaktion der Hauswichtel auf ein Kleidergeschenk eine überraschende Wendung ist, wollen wir uns nachfolgend auf die erstgenannte und engere Definition des Ausgelohnt-Motivs beschränken.

Die vermutlich älteste Fassung stammt aus dem 16. Jahrhundert und findet sich in der Zimmern’schen Chronik. Dort heißt es, beim Grafen von Ober-Eisenburg im Schloss Büdingen hätte ein Erdmännlein in der Küche und anderswo geholfen.⁸⁹ Nachdem der Graf ihm einen roten Rock und eine Kappe anfertigen ließ, hätte es die Kleidung angezogen und dann in der Stube

herumgesprungen mit den Worten: „*Solt ich alle nächt bachen und mit beschwerden wachen?*“ Dann sei es auf Nimmerwiedersehen verschwunden. In der Chronik wird auch noch eine zweite ähnliche Begebenheit erwähnt, bei der ein Erdmännle bei einem Tuchmacherehepaar in Freising in der Nacht gewerkelt hat. Der dankbare Tuchmacher schenkt ihm Schuhe einen schwarzen Rock; und beides nimmt das Erdmännle dankbar an. Aber als es später noch eine rote Kappe erhält, ist es davongegangen. Froben Christoph Graf von Zimmern vermutet folgerichtig: „*Man sagt, sie künden die rott farb nit leiden und werden darmit vertriben*“.⁹⁰

Sollte es also tatsächlich an der Farbe liegen? Dass die Zwerge eine rote Mütze ablehnen, klingt aberwitzig angesichts der Tatsache, dass dieses Utensil oftmals als geradezu kennzeichnend für sie dargestellt wird. Oft wird daher vermutet, dass besonders elegante Kleidung ist, die die Wichtel vertreibt, weil sie sich dann für zu fein zum Arbeiten fühlen. Also einfach pure Eitelkeit? Eine Sage aus Nordengland lässt auch das zweifelhaft erscheinen. In den Klippen der Runswick Bay an der Nordküste von Yorkshire gibt es einige kleine Höhlen, die dort als „*hob holes*“ bekannt sind. Hob ist eine Kurzform von Hobgoblin, einer Bezeichnung für verschiedene englische Zwerggeister (siehe auch die Ausführungen zu Puck und Goblin ab Seite 241 im Abschnitt „*Englische Zwerge*“). Einer dieser hob hole-Bewohner bekam von der Bevölkerung den etwas tautologisch anmutenden Namen Hobhole Hob. Er konnte angeblich Kindern mit Keuchhusten gesunden lassen, wenn man vor seiner Höhle den folgenden Spruch aufsagte:

„*Hobhole Hob! Hobhole Hob! My bairn's got t'kincough. Tak't off! Tak't off!*“⁹¹

Einmal ließ ein Elternpaar zum Dank Kleidung zurück, woraufhin der Hob verschwand. Ob er sich nun zu fein zum Heilen war?

Als Begründung für das Kleidergeschenk wird in einigen Sagen angeführt, die Wichtel hätten abgerissene Kleidung gehabt oder wären sogar ganz nackt gewesen. Dieses Element ist aber bei weitem nicht immer Teil des Ausgelohnt-Motivs und es ist eher anzunehmen, dass es als nachträgliche Zufügung zur Plausibilitätssteigerung der Erzählung entstand. Neben der Kleidergabe wird in Hauswichtelsagen oft berichtet, dass die dienstbaren Geister von den Hausbewohnern auch Speisen bekamen. Und auch diese Gabe war offenbar nicht unproblematisch. In der Oberpfalz machten die - dort Strazeln genannten - Hauswichtel in einem Wirtshaus die Arbeit, die am Tage übrig geblieben war:

*"Die gute Frau wollte ihnen (den Strazeln) auch Etwas zu Gute thun und ließ ihnen mehrere male besondere Speisen zurichten. Auf dieses hin blieben sie aus, sie waren für ihre Arbeit im Hause bezahlt und durften nicht mehr bleiben"*⁹²

Aus mythologischer Perspektive handelt es sich bei den genannten Beispielen um historisch alte Rituale, nämlich Opfertagen an Hausgötter. Das Speiseopfer wurde vom Mediävisten Claude Lecouteux als sehr frühes mythologisches Element der vorchristlichen Glaubenswelt Europas beschrieben, das einem römischen Ahnen- oder Totenkult entstammt und sich in der Folgezeit mit einem germanischen Matronenkult vermischt hat. Durch späteren Figurentausch entstanden Erzählungen, bei denen der Tisch für Hauswichtel gedeckt wurde. Die vermutlich älteste Quelle für eine Kleiderspende an dienstbare Hausgeister im süddeutschen Raum liefert uns Burchard von Worms in seiner zwischen 1012 und 1023 entstandenen Sammlung von Kirchennormen (Decretum Libri XX). Im sogenannten Bußbuch, in dem abergläubische Praktiken und deren Bußauflagen aufgeführt sind, heißt es:

„fecisti pueriles arcus parvulos et puerorum suturalia, et projecisti sive in cellarium sive in horreum tuum, ut satyri vel pilosi cum eis ibi

*jocarentur, ut tibi aliorum bona comportarent et inde ditior fieres? Si fecisti X dies i. p. e. a. penit*⁶⁹³

(Hast du kleine Kinderschleifchen und Kinderschuhe⁹⁴ gemacht und sie entweder in deinen Keller oder in deine Scheune geworfen, damit die Satyrn oder die Haarigen⁹⁵ dort damit spielen können, damit sie dir Güter anderer Leute bringen, und du dadurch reicher wirst? Wenn ja, musst du zehn Tage bei Wasser und Brot Buße tun)

In diesem Fall ist die Gabe der Kinderbekleidung offenbar Teil des Rituals und ohne erkennbare negative Folgen für das Verhältnis zu den Hausgeistern.

Die vergleichende Analyse des „Ausgelohnt“ Motivs konfrontiert uns mit einer ambivalenten Faktenlage: Belohnungen (Opfergaben) können von Hausgeistern mal angenommen werden, mal aber auch nicht. Von Hans-Jörg Uther und Edith Marold wird das Ausgelohnt-Motiv auf eine erstmals von Herodot beschriebenen Praktik des sogenannten „stummen Handels“ zurückgeführt.⁹⁶ Herodot berichtet an der genannten Stelle von einem (angeblichen!) karthagischen Handelsverfahren, das auf Einvernehmlichkeit abzielt und bei dem niemand übervorteilt wird. Allerdings beschreibt das Ausgelohnt-Motiv in Zwergensagen fast immer eine unerwartete und damit aufgezwungene Entlohnung (lediglich in einer, nämlich der oben aufgeführten Thüringer Sage, erwarten die Zwerge eine faire Bezahlung). Insofern muss man den Ursprung im „stummen Handel“ wohl mit einem mittelgroßen Fragezeichen versehen. Sagenforscher haben zahlreiche weitere Vermutungen über den Hintergrund des Ausgelohnt-Motivs angestellt. Adalbert Kuhn vermutete, dass vor allem geschenkte Schuhe die Wichtel vertreiben und bemerkte dazu: „Man sagt auch, wenn jemand entlassen werden soll: der bekommt bald ein paar Schuh“ - leider ohne diese Behauptung wei-

ter auszuführen oder zu belegen. Die Auslohnung mit Kleidergeschenken auf Basis einer angeblichen Rechtsvorschrift wurde u.a. bei Will-Erich Peuckert, der das Ausgelohnt-Motiv eingehender untersuchte. Kaus Graf hat in seinem Blog-Artikel „Von Zwergen und Kobolden – der Erzähltyp Ausgelohnt (DMK/Uther 477) vor 1800“ einige Argumente aufgeführt und aufgezeigt, dass sie nicht sonderlich überzeugen.

Etwas Licht ins Dunkel bringt möglicherweise eine Sage aus Thüringen, in der die Wichtel nur eine adäquate monetäre Entlohnung ihrer Arbeit akzeptieren. Zu viel bezahltes Geld lassen sie einfach liegen. Sie verschwinden, als ihnen erkennbar zu wenig (!) Lohn gezahlt wird:

„In Meura stand sonst eine alte Linde., unter der die Feuerleitern aufgehoben wurden. Unter dieser Linde wohnten Querliche, welche den Leuten bei ihrer Arbeit gern halfen. Hatte Jemand viel Flachs, den er nicht selbst aufspinnen konnte, so legte er ihn Abends auf eine der Feuerleitern und am Morgen fand er ihn fertig gesponnen wieder. Zum Lohn für diese Hilfe legte er ein Geldstück hin; war es zu viel, so ließen die Querliche den Überschuß liegen. Als aber Jemand gar zu wenig Lohn hingelegt hatte, wurden die Querliche darüber erzürnt und sind für immer von dort weggezogen.“⁹⁷

Ganz offenbar geht es also nicht um die Natur der Gabe (seien es nun Speisen, Schuhe, Kleidung oder monetärere Zuwendungen), sondern um eine regelkonforme Ausführung. Auch andere Sagen weisen auf diesen Umstand hin. Eine Erzählung aus der Oberpfalz lautet beispielsweise:

„Bei einem Bauern in Wutzldorf war ein Schrazel. Es mußte für seine Dienste gerade das rechte Maß erhalten. Nicht zu viel, nicht zu wenig. Weder zu gut noch zu schlecht durften die Speisen sein, die ihm der Bauer vorsetzte“⁹⁸

Und der Müller der Klostermühle in Schönthal, der die Hauswichtel durch ein Kleidergeschenk verlor, habe erst zu spät erfahren...

„...wie man ihnen keinen höheren Lohn reichen dürfe, als drey Stückchen Brod auf die Bank hingelegt, damit sie nicht glauben sollen, man habe ihnen den Dienst aufgesagt und zahle sie aus“⁹⁹

Im Volksglauben war bei Opfergaben, wie ganz allgemein bei der Handhabung magischer Dinge, vielfach die Einhaltung eines zugehörigen Rituals von entscheidender Bedeutung. Dabei mussten sowohl besondere Kenntnisse über den Ablauf der Handlung vorliegen, als auch bestimmte Tabus beachtet werden. Im Umkehrschluss könnten mangelnde Fertigkeiten, fehlende Informationen und unabsichtliche Ritualfehler als willkommene Gründe der eigenen Rechtfertigung für ausbleibende magische Erfolge gedient haben. In diesem Lichte betrachtet wäre mit dem Ausgelohnt-Motiv einfach eine naheliegende Erläuterung des Hausherrn für das Verschwinden seiner hilfreichen Wichtel aus dem Haus popularisiert worden.

ABZUG DER ZWERGE

Eng verwandt mit dem Vorhergehenden ist das Erzählmotiv „Abzug der Zwerge“. Hier geht es nicht um den Austritt hilfreicher Geister aus dem Hausdienst, sondern um den Abzug ganzer Völker. Üblicherweise wird in diesem Motiv berichtet, dass ein Zwergenvolk eine bestimmte Region „irgendwann vor langer Zeit“ verlassen hat.

Meist überqueren die Zwerge bei ihrem Abzug eine Trennlinie – sei es eine Sichtachse wie ein Bergmassiv, oder eine andere geographische Auffälligkeit. Die am häufigsten genannte Grenze ist ein größerer Fluss, über den die Zwerge mit Hilfe des ortsansässigen Fährmanns übersetzen. Meist wird dieser durch einen einzelnen Zwerg angesprochen, den Rest seiner Fahrgäste sieht er nicht. Die Fähre wird jedoch schwer beladen und liegt bei der

Überfahrt tief im Wasser. In manchen Varianten muss der Fährmann sogar wiederholt übersetzen. Im Vogtland verließen die - den Zwergen eng verwandten - Holzweiblein die Gegend und ließen sich über die Elster setzen, was die ganze Nacht dauerte.¹⁰⁰

Auch andere Geistergruppen haben den Fährdienst genutzt. In Großwallstadt soll der Fährmann einst mehr als hundert Leute übergesetzt haben: Es

war der wilde Jäger nebst seinem Gefolge.¹⁰¹ Für die

Bezahlung der Überfahrt durch die Zwerge werden verschiedene Varianten geschildert. Üblicher-

weise wird der Fährmann am Ende dabei übervorteilt. Manchmal bekommt er nur Pferdemit als Lohn, der sich just dann

in Gold verwandelt, als er schon das meiste entsorgt hat. Manchmal fragen die Zwerge auch scheinheilig, ob er pro Kopf oder pauschal entlohnt werden möchte, wobei der Fährmann überwiegend die für ihn ungünstigere letztere Variante wählt. Das Entlohnungs-Motiv taucht auch in Sagen vom Zwergenabzug auf, in denen ein Fährmann mangels Fluss nicht benötigt wird. In solchen Fällen wurde von den Zwergen ein Passiergeld an die Dorfbevölkerung gezahlt. Beim Abzug der Zwerge bei Sachsa waren es angeblich ihrer sechshundert, die am Rathaus jeweils einen Pfennig in einen „Dresdner Scheffel“ (ein geeichtes Hohlmaß) geben mussten.¹⁰²

Der Grund für den Abzug der Zwerge ist sehr variabel. Manchmal werden sie durch die Menschen aktiv vertrieben, oder sie fliehen



Abb. 13: Der Fährmann setzt das Zwergenvolk über.

vor menschengemachtem Lärm. In den Bergbauregionen werden oft die lauten Hammerwerke an den Erzgruben genannt. In den spät christianisierten Regionen des deutschen Flachlands fliehen die Zwerge vor den läutenden Kirchenglocken¹⁰³. Nicht immer ist allerdings ein Grund für den Abzug der Zwerge genannt. Wie das Ausgelohnt-Motiv verfolgt auch das Motiv „Abzug der Zwerge“ einen ätiologischen Zweck: „Du sagt, hier hätten einst Zwerge gewohnt. Warum sind sie denn jetzt nicht mehr da?“

WECHSELBÄLGER

Den Zwergen wird nachgesagt, dass sie neugeborene Menschenkinder stehlen. Im Austausch lassen sie ein hässliches bzw. deformiertes Lebewesen von der Größe eines Kleinkindes zurück, das über altersuntypische Fertigkeiten verfügt. Dieses sogenannte Wechselbalg-Motiv findet sich in einem breiten Band von Mittel- und Norddeutschland bis in die ehemaligen deutschen Ostgebiete nördlich von Posen. Auch in britischen, französischen, skandinavischen und anderen Sagen praktizieren die Zwerge einen vergleichbaren Kindstausch.

Im deutschsprachigen Raum ist die häufigste Bezeichnung für das getauschte Kind vermutlich „Wechselbalg“. Daneben sind aber zahllose andere Namen bekannt; darunter im Norden Deutschlands „Kielkröpfe“, im Süden „Wechselbutte“ oder „Büttling“, in Dänemark „Skifting“ und in England wie auch in Frankreich „Changeling“. Interessanterweise wird der Kindstausch nicht nur den Zwergen nachgesagt, auch Albe/Elben und Nachtmahre, Nixen, Waldfrauen und andere Dämonen werden ähnlicher Vergehen beschuldigt. Da das Narrativ im gesamten keltisch-germanischen Siedlungsgebiet vorkommt¹⁰⁴, könnte es einen sehr ursprünglichen mythologischen Hintergrund haben. Wir werden

auf diese Vermutung im Abschnitt „Frau Holle und ihre Zwerge“ noch ausführlicher zurückkommen. Als Beispiel für eine typische Wechselbalg-Erzählung mag die folgende gelten:

„An der Schwalm bei Uttershausen, rechts von dem Wege, der nach Homberg führt, liegt der Dosenberg; dicht am Ufer gehen zwei Löcher hervor, die waren vor Alters Aus- und Eingänge der Wichtelmännchen. Einmal schnitt eine Frau Korn am Dosenberg und hatte zur Seite ihr kleines Kind liegen. Ein Wichelweibchen kam geschlichen, nahm das Menschenkind und legte sein eigenes an die Stelle.“¹⁰⁵

Die Geschichte vom Kindsdiebstahl während der Feldarbeit lässt sich bis auf einen historischen Vorfall zurückverfolgen, den der protestantischen Pastor Paul Friese (Paulus Friesius) im Jahr 1583 als bezeugte Begebenheit schriftlich festhielt.¹⁰⁶ Ein Adeliger aus Breslau zwang eine Wöchnerin mit ihrem erst acht Tage alten Säugling zur Feldarbeit. Das abgelegte Kind wurde vom „Teufel“ gegen einen Wechselbalg getauscht. Als dieser mit Rutenhieben traktiert wurde, brachte der Teufel das richtige Kind zurück.

Eine Geschichte mit kindstauschenden Zwergen aus dem niedersächsischen Hitzacker, die zudem etwas über die Beweggründe der Handlung und über geeignete Abwehrmaßnahmen verrät, findet man im Sagenbuch von Ludwig Bechstein:

„Aber einstmals hat ein reisender Handwerksbursche, der so eine Pfanne fand, die zur Zurücknahme hingestellt war, den Zwergen das Brot weggegessen und das Bier weggetrunken und etwas Unsauberes in die Pfanne getan, da sind die Zwerge böse geworden, haben ihr Geräte nicht mehr hergegeben und sich ihr Bier in den Kellern selbst geholt, haben auch die Kinder hernach gern umgetauscht [...] denn die Wöchnerin sah schon, wie sie in der Nacht aufwachte, eine ganze Schar Zwerglein in ihrer Stube sitzen, die einen Wechselbalg wärmten und ihr Kind angriffen, weil sie aber Dosten und Dorant bei sich im Bette hatte, konnten sie ihr und ihrem Kinde nichts anhaben, doch behielt letzteres ein Mal. Dosten und Dorant sind gar gute Kräuter, das erste heißt auch Wohlgemut (Origanum), untergestreut vertreibt es die Nattern; des

zweiten Name ist vielen Kräutern gemein: der Katzenmünze, dem kleinen Löwenmaul, der Schafgarbe und dem Andorn (*Marrubium*), der letzte ist der echte.“¹⁰⁷

Kinder galten in den ersten Tagen nach der Geburt als besonders gefährdet; auch bestimmte Zeiträume im Jahr (etwa die sogenannten Raunächte in der Zeit des Jahreswechsels: die Wochen nach der Wintersonnenwende, meist bis zum 6. Januar) wurden als kritisch angesehen. Zur Abwehr praktizierte man verschiedene volksmagische Rituale;¹⁰⁸ propagiert wurde auch die Schutzwirkung bestimmter magischer Kräuter. Zwei solche Pflanzen, die aufgrund der attraktiven Alliteration meist zusammen genannt werden, hat Ludwig Bechstein in der vom ihm geschilderten Begebenheit bereits erwähnt: Dosten und Dorant. Dosten bezieht sich auf den Gewöhnlichen Dost (*Origanum vulgare*). Dorant kann je nach Region zahlreiche verschiedene Pflanzen meinen. Neben dem Andorn (*Marrubium vulgare*), für den auch der alte Trivialname Weißer Dorant überliefert ist, galt als Dorant unter anderem auch das Große Löwenmaul (*Antirrhinum maius*), das Acker-Löwenmaul (*Antirrhinum orontium*), das Gemeine Leinkraut oder Frauenflachs (*Linaria vulgaris*), oder die Sumpf-Garbe (*Achillea ptarmica*).¹⁰⁹

Unter bestimmten Umständen konnte der Rücktausch von Wechselbälgern erzwungen werden. Neben der von Paul Friese in der Breslauer Begebenheit geschilderten Praxis des Prügelns mit Ruten konnte man versuchen, den Wechselbalg durch eine scheinbar unsinnige Handlung zum Sprechen zu verleiten. Dieser verriet dann versehentlich sein wahres Alter, wodurch der Zauber gebrochen wurde (siehe dazu auch den Abschnitt „Sind Wechselbälger Zwerge?“ ab Seite 485). Eine in vielfacher Färbung in Deutschland und den benachbarten Regionen kolportierte Methode, die auf diesem Mechanismus beruht, ist beispielsweise die

vorgebliche Zubereitung von Speisen durch das Kochen von Eierschalen. In der Fassung nach Grimm gibt sich der dadurch verblüffte Wechselbalg sogleich zu erkennen und ruft:

*„Nun bin ich so alt wie der Westerwald und habe doch nicht in Eierschalen kochen sehn.“*¹¹⁰

ZEIGT HER EURE FÜßE

Während die Zwerge der Tiefebene von Friesland bis Pommern offenbar keine berichtenswert ungewöhnlichen Füße besitzen, findet man weiter südlich des Öfteren Sagen, in denen von Zwergenfüßen mit besonderer Gestalt die Rede ist. In der Oberpfalz sollen die dort Strazeln genannten Zwerge Kinderfüße mit vier Zehen besitzen. Weitaus häufiger ist jedoch von Gänse- oder Entenfüßen die Rede. Solche Sagen findet man mehrheitlich in einem Gebiet von Baden bis nach Thüringen. Die Ofenmännlein, fingerlange Wesen mit roten Mäntelchen und Hütlein aus Schwaben, wie auch die Moosweiblein bei Wildemann im Harz, sollen Gänsefüße gehabt haben^{111,112}. Besonders häufig ist das Tierfußmotiv in Schweizer Sagen vom Aargau bis Bern. Neben Gänse- und Entenfüßen können die Zwerge hier auch Geißfüße haben. Möglicherweise sind auch die bereits zuvor (S. 95) erwähnten, wie Feldhühner aussehenden Erdbibberli aus der Baseler Gegend hier einzuordnen.

Dass manchen Zwergen Vogel- und andere Tierfüße als Attribute zugewiesen werden, ist sicherlich in einer Verschmelzung mit Elementen des jüdisch-christlichen Aberglaubens begründet, bei der auch der Alp-, Alfen- oder Drudenfuß eine Rolle gespielt hat. „Drudenfuß“ ist eine Bezeichnung für das Pentagramm-Symbol aus dem mittelalterlichen Okkultismus (manchmal wird auch nur die mit einer Spitze nach unten weisende Form so ge-

nannt). Den Alben (hier insbesondere Druckgeister; Druden, Druten) wurde nachgesagt, sie würden Fußabdrücke mit Pentagramm-ähnlichem Aussehen hinterlassen, weil sie Hühner-, Enten-, Gänse-, oder Schwanenfüße besäßen. In diesen Kontext gehört möglicherweise auch das Sagenmotiv der Schwanenjungfrau¹¹³. Das Pentagramm wurde ganz allgemein als Schutzsymbol gegen Dämonen und den Teufel angesehen; auf den Boden gezeichnet verwehrte es Dämonen Eintritt in die Stube, es wurde aber auch an Fenstern oder Kinderbetten angebracht. Ein verwandtes Symbol ist der Drudenstein oder Hühnergott genannte Lochstein, der im Haus oder im Stall aufgehängt wurde.

Die Verallgemeinerung von den Zwergen auf die größere Gruppe der Alben mit Vogelfüßen ist natürlich zunächst nur eine Verlagerung des Problems und hilft für die prinzipielle Erklärung der Tierfuß-Symbolik nicht viel weiter. Man kann vermuten, dass hier ein altes Postulat des christlichen Aberglaubens verbaut ist. So kann sich der Teufel oder einer seiner Dämonen zwar in eine menschliche Gestalt verwandeln, doch gelingt dies nicht vollständig. Dem Verwandelten verbleibt ein tierisches Element am Leibe, an dem er zu erkennen ist. Der Volkskundler Oskar Dänhardt berichtet von einer maltesischen Redensart:

*Der Teufel kann sich in jede beliebige Gestalt verwandeln, nur nicht in die eines Menschen. Er hat meistens Hühnerfüße, und diese sucht er zu verstecken. Oft hat er aber auch die Füße eines Esels, eines Pferdes oder die einer Kuh.*¹¹⁴

Der bocksbeinige Teufel der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Glaubenswelt bekam seine Füße möglicherweise vom griechischen Hirtengott Pan, um die Todsünde der Wollust zu versinnbildlichen. Wann und über welchen Zeitraum die ikonographischen Attribute des Teufels entstanden bzw. im Volksglauben verankert wurden, soll hier nicht im Detail untersucht werden.

Vermutlich haben sie frühchristliche oder sogar jüdische Wurzeln, denn im Talmud erscheint der Satan als Vogel, Hirsch oder Ziegenbock¹¹⁵. Der Königin von Saba, die einst Salomon besuchte, wird nachgesagt, sie sei in Wirklichkeit das Nachgespenst Lilith gewesen und habe ihre Beine verbergen müssen, weil sie entweder schwarz behaart gewesen seien oder Esels oder Ziegenfüße gehabt hätte¹¹⁶. Nur am Rande erwähnt sei hier die Ähnlichkeit zur (angeblich) gänsefüßigen Mutter von Karl dem Großen, der Königin Bertha¹¹⁷.

Wie die Königin von Saba schweinen auch die tierfüßigen Zwerge im Allgemeinen darauf bedacht zu sein, diese zu verbergen. In den meisten Sagen wird die wahre Natur der Zwergenfüße deshalb auch nur auf eine indirekte Weise erschlossen. So streuen etwa neugierige Menschen des Nachts Asche auf den Boden und finden am nächsten Morgen entsprechende Fußabdrücke darin – was zur Folge hat, dass die überführten Zwerge nie mehr wiederkommen (siehe dazu auch das „Ausgelohnt-Motiv“ ab Seite 117). Dieses Element könnte ebenfalls auf jüdische Vorstellungen zurückzuführen sein. In der Mischna, einer verschriftlichte Form der sog. „mündlichen Torah“ des rabbinischen Judentums, findet sich gleich im ersten Kapitel (bzw. der ersten Ordnung), dem „Sera'im“, ein Passus über Dämonen (*Berachot* 6a). Man erfährt dort, dass sie sehr zahlreich aber leider unsichtbar sind. Doch kann man sie durch das Verbrennen der Nachgeburt einer schwarzen Katze wieder sichtbar machen. Wenn man lediglich ihre Fußspuren sehen möchte, dann gibt es eine einfachere Methode:

Derjenige, welcher sie [die Dämonen] kennen lernen will, nehme gesiebte Asche und streue sie ums Bett, er wird am Morgen Abdrücke von Hühnerfüßen sehen.

Von den jüdischen Dämonen und christlichen Teufeln wanderten die Tierfüße vermutlich in die europäische Sagenwelt und ver-

mischten sich mit verschiedenen vorchristlichen Geisterwesen. Durch die allgemeine Diabolisierung von Naturgeistern konnten so neben Zwergen und Alben auch alle möglichen anderen Geister- und Schreckfiguren dieses Attribut bekommen. In der vorpommerschen Stadt Grimmen soll zur Walpurgisnacht ein geheimnisvoller Wagen durch die Straßen gefahren sein:

„Es ist eine Kutsche, auf deren Bocke ein Kutscher mit einem Hühnerfuße und einem großen Hute sitzt, während vier kleine schwarze Mäuse vorgespannt sind, welche sie ziehen, wer aber in der Kutsche selbst sitzt, das weiß man nicht.“¹¹⁸

Offen bleibt, warum die Zwergensagen Nord- und Osteuropas praktisch nichts von Vogelfüßen vermelden. Dass diese Regionen erst vergleichsweise spät christianisiert wurden, könnte als Beleg für die Wirksamkeit eines jüdisch-christlichen Kulturtransferprozesses genommen werden. Lässt man die Zwerge andererseits einmal beiseite, so scheint der Tierfuß als mythologisches Motiv einen alten Ursprung zu haben, der nicht zwangsläufig nur in der jüdisch-christlichen Tradition wurzeln muss. Möglicherweise gibt es sogar eine Verbindung zur slawischen Baba-Jaga, je nach mythologischem Hintergrund als Waldfrau oder Hexe bezeichnet, deren Hütte auf Hühnerbeinen steht.

GEBURTSHILFE

Eine Reihe von Zwergensagen beinhalten ein Geburtshilfe-Erzählmotiv, bei dem Menschenfrauen, meist zu nächtlicher Stunde, zu gebärenden Zwerginnen geführt werden, um dort Hebammendienste zu leisten. Die vermutlich älteste dieser Geschichten ist wiederum in der Zimmern'schen Chronik überliefert. Dort ist zwar nicht explizit von Zwergen, wohl jedoch von „kleinen Leuten“ die Rede. Ein „unerkannter Mann“ hätte, so die

Geschichte, in Gernsbach eines Nachts um eine Hebamme ersucht. Eine alte Frau ging mit ihm mit. Der Mann hätte sie dann längere Zeit durch die Finsternis geführt, bis sie an einen Felsen gelangten:

„Letstlich hat er sie weit in ein holen felsen und in ein berg hinein geführt. Da hat sie vil liechter, auch sonst vil kleiner leut gefunden, under denen ain schwangere fraw, die geperen sollen. Und hat niemands mit ir geredt; sie hat bei der schwangeren frawen ir ampt volbracht. Im abschaiden hat man ir ain reinischen pfening zu lohn geben.“¹¹⁹

Im weiteren Verlauf beschwert sich die Hebamme zunächst über den kargen Lohn, letztendlich stellte sich aber heraus, dass der Pfennig zukünftig für einen ständig gefüllten Geldbeutel sorgte. Die Gernsbacher Gegend mit der Burg Eberstein und der unterhalb der Burg liegenden Klingelkapelle ist reich an Zwergensagen; auch der Graf von Zimmern hat in seiner Chronik von einigen weiteren Begebenheiten berichtet. Noch heute kann bei einer Wanderung auf dem Gernsbacher Sagenweg auf dem Erdmännlespfad bis zur altern Erzgrube gelangen, in deren Nähe der Eingang zum Palast der Erdmännlein liegen soll.

Nicht nur einfache Hebammen aus dem Volk wurden von den Zwergen um Hilfe gebeten, sondern auch adelige Damen. Der Chronist der Adelsfamilie von Alvensleben¹²⁰, Cyriacus Edinus, berichtet 1581 von einer Herrin des Alvenslebenschens Geschlechtes (vermutlich Oda von Bodendieck, gest. um 1330) auf der altmärkischen Burg Kalbe/Milde, die zu einer Geburtshilfe gerufen wurde und zum Lohn einen goldenen Ring erhielt. Der Goldring existiert noch heute und befindet sich im Domschatz zu Halberstadt. Die Sage von der Geburtshilfe der Ahnfrau wurde von zahlreichen Autoren tradiert und auch von den Brüdern Grimm übernommen. In der Grimm'schen Version wurde die Frau durch die

bereits offen stehenden Stadttore in einen Gang und weiter in einen Berg geführt...

„...bis sie endlich vor ein kleines Weiblein gelangte, das auf dem Bette lag in großen Geburtswehen. Die adeliche Frau aber reichte ihr Hülfe (nach einigen brauchte sie nur die Hand ihr auf den Leib zu legen) und glücklich wurde ein Kindlein zum Tageslicht geboren. Nach geförderter Sache sehnte sie sich wieder aus dem Berg heimzugehen, nahm von der Kindbetterin Abschied (ohne etwas von den Speisen und Getränken, die ihr geboten waren, berührt zu haben) und die vorige Magd gesellte sich ihr aufs neue zu und brachte sie unverletzt nach dem Schlosse zurück.“¹²¹

Von früheren Versionen unterscheidet sich die oben wiedergegebene Begebenheit zum einen hinsichtlich des geringen Aufwands der Geburtshilfe durch Handauflegen, zum anderen durch die implizierte Gefahr durch die bereitliegenden Speisen der Unterirdischen. Was den ersten Punkt angeht, haben die Grimms möglicherweise einer adeligen Dame die Kompetenz zur praktischen Durchführung einer Geburtshilfe abgesprochen und mit dem Kunstgriff des Handauflegens versucht, die Glaubhaftigkeit der Begebenheit zu bewahren. In einer frühen Version aus dem Jahr 1666 wird nämlich auffälligerweise ganz ausdrücklich jene praktische Kompetenz unterstrichen und darauf hingewiesen, dass die Dame eine...

„...allen Leuten zu dienen bereitsame Matrone gewesen; die sich sonderlich gleichsam glücklich geschätzt /wenn sie denn Bürgers-Weibern in Kindes-Nöthen könnte behülflich seyn; derentwegen es denn auch geschehen / daß sie häufig begehret / und von jedermänniglich sehr geehret worden.“¹²²

Was die Speisen angeht, so wollten die Grimms wohl auf den alten Aberglauben verweisen, dass in der Unterwelt das Essen, Trinken, Sprechen oder das Berühren von Dingen Verderben bringen kann. Tatsächlich hat der Volkskundler Georg Schambach einige Erzählungen ausfindig gemacht, in denen Unterirdische entweder vor

dem Genuss ihrer Speisen explizit warnen oder den Menschen ihre vergiftete Speisen sogar anbieten.¹²³

Warum aber nun Zwergenfrauen Geburtsschwierigkeiten haben und auf Menschenhilfe angewiesen sind, liegt nicht unmittelbar auf der Hand. Interessanterweise gibt es auch einige wenige Sagen, die von einer ähnlich gelagerten Problematik bei Meerfrauen berichten. So sei einst „eine vornehme Fraw von Adel / auß dem Geschlechte der von Hahnen / vor diesem sol durch eines Meer-Weibes Zofo genötigt seyn / zur Wehemutter mit ihr unter den Fluß zu gehen“.¹²⁴ Eine vergleichbare Geschichte aus dem Süd-Harz findet sich auch in der Sammlung von Johann Nachtigal, nur ist hier aus der adeligen Frau eine Hebamme aus dem Dorf geworden:

*„Einst holte ein Nix des Nachts die Hebamme aus einem Dorfe, und brachte sie, unter großen Versprechungen, zu der Wasservertiefung, wo er mit seinem Weibe wohnte. Er führte sie in seine unterirdische Behausung herab; und die Hebamme verrichtete ihr Amt. Der Nix belohnte sie reichlich.“*¹²⁵

Auch vom Salzunger See in Thüringen kennt man eine solche Begebenheit.¹²⁶ Da nun offensichtlich nicht nur Zwergenfrauen von der Geburtsproblematik betroffen sind, könnte man vermuten, dass es sich um ein prinzipielles Defizit übermenschlicher Wesen handelt. Zwergenfrauen und Nixen scheinen nur deshalb so prominent herausgestellt, weil es an anderen gebärfähigen Geisterwesen mangelt. Das Defizit selbst ist vermutlich Ausdruck derselben dämonischen Unvollständigkeit, die wir schon zuvor bei den Wechselbälgern und bei den Vogelfüßen der Zwerge kennengelernt haben: Auch wenn den Dämonen nach christlichem Verständnis eine menschenähnliche Gestalt zugebilligt wurde, so sollen sie doch keine vollwertigen Menschen sein. Der Sukkubus kann selbst keine Kinder zeugen und begeht Samenraub, die menschengestaltigen Zwerg-Dämonen behalten tierische Attribu-

te an ihren Füßen, und Zwergen- und Nixenfrauen können ohne menschliche Hilfe keine Kinder gebären.

KOBOLDE UND ANDERE HAUSGEISTER

Die Kategorie der Hausgeister umfasst eine Vielzahl von sehr unterschiedlichen Wesen. Manche Schilderungen von Hausgeistern zeigen Anklänge an römische Schutz- und Totengötter; in anderen ist von böartigen Wesen die Rede, welche die Menschen in ihren Häusern heimsuchen. Auch magische Objekte wie der alchemistische Homunculus und das Reichtum bringende Heckenmännchen gehören in diese Gruppe. Zwerge und Wichtel, die als hilfreiche Geister ins Haus kommen wurden nicht selten ebenfalls als Hausgeister oder gar Kobolde bezeichnet. Bei dieser Vielfalt ist nicht immer klar zu definieren, was denn nun als Hausgeist zu gelten hat. Erika Lindig unterscheidet in ihrer umfassenden Übersicht zweckmäßigerweise zwischen den eigentlichen Hausgeistern und Geistern im Haus.¹²⁷

Koboldartige Hausgeister sind üblicherweise in irgendeiner Weise an das Haus oder an den Hausherrn gebunden. Ein Spezialfall ist der Bergkobold, der zwar keine Häuser bewohnt, aber immerhin in Bergwerken und damit in menschengemachten Bauwerken haust. Er gehört zur Gruppe der Stollengeister oder Bergmännchen, deren Entstehung wir im Abschnitt „Der Zwerg im Berg“ ab Seite 345 gesondert beleuchten werden.

DER VORNEUZEITLICHE KOBOLD

Folgt man der einschlägigen Fachliteratur¹²⁸, hat das Wort Kobold altdeutsche Wurzeln. Ein wichtiger Ankerpunkt für diese Ansicht ist der St. Gallener Benediktinermönch Notker (genannt Notker Teutonicus bzw. Notker der Deutsche, ca. 950 – 1022), der zahlreiche lateinische Werke ins Althochdeutsche übersetzte.¹²⁹ Dabei hat er sich auch an der Eindeutschung verschiedener römischer

Hausgötter versucht. Die Laren übersetzt Notker als „*ingoumen*“, Hüter des Inneren (= des Hauses). Er nennt auch einen Hausgenossen „*hûsing*“ als Entsprechung der römischen Penaten. Um eine altdeutsche Entsprechung des römischen Begriffs „*genius loci*“ zu erhalten, bildete Notker den Begriff „*stetigot*“. Das Erstglied *stet(e)-* ist in seiner Bedeutung noch im heutigen Wort Stätte für Haus/Platz erhalten.

Eine ähnliche Bezeichnung stammt aus einem mittelalterlichen Traktat über das Priesteramt „*Summa fratris Rudolphi de confessionis discretionis*“. Die Identität des als Verfasser angegebenen Frater Rudolphus ist leider nicht bekannt.¹³⁰ In einem Abschnitt über den Volksaberglauben ist von Opfertöpfen in den Ecken des Hauses die Rede, die für die Hausgötter („*penates*“) gedacht seien, welche man im Volke auch „*stetewalden*“ nennen würde¹³¹. Die Endung *-walden* findet sich noch im heutigen Wort walten bzw. verwalten. Als eine mögliche protogermanische Wurzel wird **kuba-Walda* in der Bedeutung von Hausmeister, Hausverwalter genannt. Für die Bildung des Wortes Kobold könnte der altdeutsche Begriff *stete-* durch das mittelhochdeutsche Wort *kobe* (Stall, abgedecktes Erdloch) ersetzt worden sein. Die Endung *-old* könnte aus dem althochdeutschen *hold* (gewogen, zugeneigt) stammen, so wie es auch im Wort Unhold vorkommt. Eine andere Möglichkeit wäre eine Umbildung des zuvor genannten Begriffs *walden*.

Welche dieser Deutungen auch zutreffen mag, in jedem Fall führen alle genannten Ableitungen des Kobolds aus dem Altdeutschen zu einer sprachlichen Verbindung mit dem Haus. Diese Interpretation passt zur modernen Lesart der Figur. Heute wird der Kobold meist als zwergartiger Hausgeist rezipiert, der im besten Fall neckende Eigenschaften besitzt, aber auch zum tückischen Plagegeist werden kann. Bei näherer Betrachtung drängt sich jedoch die Vermutung auf, dass das Element des Tricksers

separat von dem des Hausgeistes entstanden ist. In manchen Beschreibungen tritt ein freilebender ungebundener Koboldtypus auf, der zudem oft als Hallodri mit tückischen Wesensmerkmalen geschildert wird. Andererseits gibt es offenbar einen friedlichen Hausgeist-Typus, der weitgehend im Verborgenen lebt und mit einem Schüsselchen Milch glücklich zu machen ist.

Die Darstellung des Kobolds als tückischer Plagegeist oder Trickser könnte ihren Ursprung in der griechischen Mythologie haben (siehe dazu den Abschnitt „Dionysische Kobalen“ ab Seite 500). Dessen ungeachtet taucht dieser Koboldtypus auch in der deutschen profanen Literatur des Mittelalters auf – und zwar bemerkenswerterweise schon ab Mitte des 13. Jahrhunderts, in etwa zeitgleich zum *stetewalden*-Begriff des Frater Rudolfus. Im Urkundenbuch der Stadt Frankfurt wird die Vergabe eines Lehens durch Berthold Graf von Ziegenhain am 4. Oktober 1250 dokumentiert. Unter den Zeugen ist auch ein „Heinrich, genannt der Kobold“ („*Heinricus dictus Coboldus*“).¹³² Und in einer Sammlung von Minneliedern des Johann Jakob Bodmer findet sich ein Werk des Konrad von Würzburg („*Chuonrat von Wiurzburg*“), das etwa um die gleiche Zeit entstand. Dort heißt es:

„*Mir ist ein loser hoveschalk
Als ein kobolt von buhse.*“¹³³

Überspringende oder neckische Handlungen sind als „koboldhafte“ Eigenschaften geradezu sprichwörtlich geworden und liegen auch dem alten deutschen Wort *Kobolz* für Purzelbaum zugrunde.¹³⁴

Von christlichen Gelehrten wurden Kobolde und andere Hausgeister des heidnischen Volksglaubens meist aus der Tradition der klassischen Antike heraus beurteilt und als volkssprachliche Varianten der römischen Haus- und Herdgeister ausgemacht. Tatsächlich gibt es eine Reihe von Gemeinsamkeiten zwischen

beiden Wesengruppen. Wie bei den römischen Penaten war auch für viele mittel- und osteuropäische Hausgeister der häusliche Herd ein typischer Aufenthaltsort. Beide Gruppen bekamen Speisen als Opfergaben; etwa ein Schüsselchen mit Milch oder Brotkrümel.

Balthasar Trochus, Priester und Rektor der Lateinschule in Aschersleben¹³⁵, verfasste 1517 ein Schullexikon, dem er auch eine kleine Dämonen-Systematik hinzufügte. Darin scheidet er zu-

nächst die guten von den bösen Dämonen. Zu den letzteren rechnet er Lemuren, die Totengeister der römischen Mythologie (siehe den Abschnitt „Römische Schutz-, Haus- und Totengeister“ ab Seite 199), sowie Lamien

und Larue (vampirähnliche Geister und Nachtgespenster). Ihnen gegenüber stellt er die guten Hausgeister „Lares“ und „Penates“. Den Kobold führt er als eine volkstümliche Bezeichnung der Laren auf:

„...boni lares foci sunt vulgo kobelte“¹³⁶

(die guten Herdgeister werden im Volk kobelte genannt)

DER KOBOLD IM BALTIKUM

Auf den oftmals fließenden Übergang zwischen Naturgeistern und Hausgeistern wurde bereits zuvor hingewiesen (siehe den Abschnitt über Wichtel ab Seite 89). Doch nicht nur bei den Zwergen

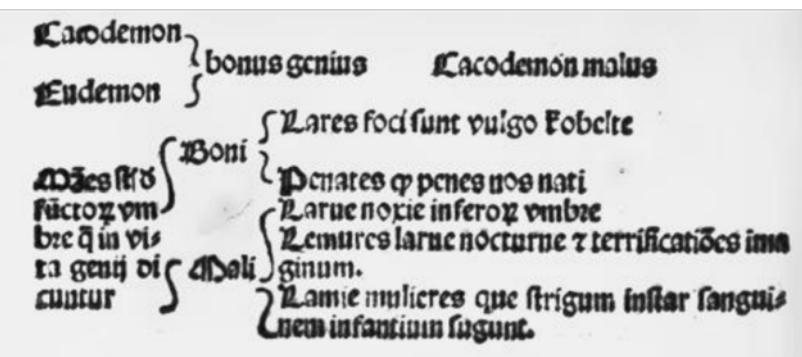


Abb. 14: Ausschnitt aus der Dämonologie des Balthasar Trochus

des rheinischen Berglands, auch bei den ostpreußischen Zwerggeistern findet sich ein solcher Brückenschlag. So geben sich etwa die Barstukken mit ihrem Wohnort unter Holunderbüschen als unterirdische Erdgeister zu erkennen. Das Speiseopfer in der Dorfscheune, welches in dem Brief von Johannes Meletius geschildert wird (siehe Seite 105), weist ihnen andererseits auch typische Merkmale von Hausgeistern zu. Noch deutlicher wird die duale Natur der Erdgeister in einer urbanen Weiterentwicklung des Opferrituals. Lucas David, der Hofrat des Hofgerichts Königsberg, begann 1575 mit der Abfassung einer umfassenden preußischen Chronik in acht Bänden.¹³⁷ Darin zitiert er das Scheunenopfer nach Meletius und berichtet im Weiteren von einer noch lebenden alten Frau, die jeden Donnerstag einen gebratenen Hahn als Speiseopfer in den Keller ihres Hauses gebracht haben soll. David kommt zu dem Schluss, dass dies „*Teuffels Gespenst*“ ergo nicht nur unter Holunder-Bäumen, sondern auch in Häusern, Kellern und Vorratshaltungen wohnen würde.¹³⁸

Vor dem Hintergrund ihrer Eigenschaft als Diener einer Wald- oder Baumgottheit sind die Barstukken ursprünglich wohl eher den Natur- als den Hausgeistern zuzurechnen. Tatsächlich berichtet Meletius auch noch von anderen Wesen der ostpreußischen Geisterwelt, die dem typischen Hausgeist näher zu stehen scheinen. Sie sollen in der ruthenischen Sprache (die Amtssprache im Großfürstentum Litauen im 16. und 17. Jahrhundert) „*Colt-ky*“ genannt worden sein.¹³⁹ Die Griechen würden sie als „*Cobili*“, die Deutschen als „*Coboldi*“ kennen, wie Meletius ergänzend hinzufügt. Die *Colt-ky* leben versteckt in den Winkeln des Hauses oder in kleinen Holzhäuflein. Die menschlichen Bewohner versorgen sie mit Speisen, denn im Gegenzug vermehren die Hausgeister den Getreidebestand des Haushalts – oft allerdings angeblich dadurch, dass sie es vom Nachbarn stehlen. Um die nützlichen

Helfer dauerhaft an das Haus zu binden, bedarf es nach Meletius eines bestimmten Rituals. Wenn nämlich die Hausgeister ein Haus als potentiellen Wohnsitz erwählt haben, verschmutzen sie dort den Boden mit Holzspänen und verunreinigen die Milch in den Melkkübeln mit Tiermist. Wenn der Hausherr den Boden dennoch nicht fegen lässt und sogar von der verschmutzten Milch trinkt, bleiben die Hausgeister dauerhaft.

Trotz dieser Unterschiede ist die Merkmalsüberschneidung zwischen den Coltky und den Barstukken augenfällig. Beide werden von Menschen gefüttert, und beide haben die gleiche Funktion beim Bewahren oder Vermehren des Wohlstands ihrer Ernährer, hier speziell in Form von Getreide. Ob diese Übereinstimmung Zufall ist, oder ob zwischen Coltky und Barstukken eine Merkmalsübertragung stattgefunden hat und wenn ja, von welcher Seite sie kam, ist vermutlich nicht mehr zu ermitteln. Jedenfalls ist es aber vor diesem Hintergrund verständlich, dass Barstukken/Berstucken, Markopeten/Marcopolen, Kaukai/Cauxe, sowie Coltky/Coboldi oftmals lediglich als Namensvarianten derselben Erscheinungsform angesehen wurden. Christoph Hartknoch, den wir bereits zuvor als skeptischer Kritiker der vielfältigen preußischen Geisterwelt kennengelernt haben, konstatiert:

„So können wir auch sprechen, daß diejenigen die Meletius auß der Russischen Sprache nennet KOLTKI (Griechisch Kobali, von dem Wort κόβαλος, welches einen grausamen Daemonem Dionysiacum heisset) und die in Teutscher Sprach die Koblode genant werden, keine andere seyn, als die Barstuccae und Marcopetae - wiewohl Meletius einen Unterscheid unter ihnen machet.“¹⁴⁰

Hartknochs Verweis auf die „russische Sprache“ (gemeint ist Ruthenisch, der Vorläufer des Weissrussischen) sollte jedoch nicht zu der Vermutung verleiten, dass der Kobold ursprünglich eine slawische Sagengestalt ist. Der Grund für die in älteren Texten

oftmals zu lesende Verortung des Kobolds in der slawischen Mythologie ist unter anderem dem früher häufig verwendeten (aber mißverständlichen) Begriff „wendische Religion“ geschuldet. Als „Wenden“ wurden in den deutschen Gebieten seit dem Mittelalter pauschal alle (östlichen) heidnischen Völker unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit bezeichnet. Ursprünglich waren die Wenden nur einer von mehreren in Livland ansässigen Stämme, der sich paradoxer Weise sogar als einer der ersten zum christlichen Glauben bekehren ließ. In den vielfältigen Abhandlungen über die preußische Geschichte, die vom 17. bis zum 19. Jahrhundert verfasst wurden, bezieht sich „wendisch“ aber gleichermaßen auf westslawische, ostslawische oder baltische Glaubenssysteme.

Diese Unschärfe führte zu einigen waghalsigen historischen Vermutungen und volksetymologischen Konstruktionen, die nicht selten auch aus der Feder anerkannter Gelehrter flossen. Philipp Melanchthon hat beispielsweise behauptet, dass sich der Name der brandenburgischen Stadt Jüterbog von einem slawischen Morgengott namens „Jutrobog“ (nach *jutro* „Morgen“ und *bog* „Gott“) ableitet. Vielleicht hat ja dieses Omen den Jüterboger Gelehrten Paul Jakob Eckhard, Diakon an der örtlichen Nikolaikirche, an die slawische Geschichtsforschung geführt. Jedenfalls bereicherte er die osteuropäische Mythologie 1734 um eine neuen Erkenntnis: *„Den letzten Platz unter den Göttern der Slawen nimmt Kalkus oder Kobalus ein“*.¹⁴¹ Noch 1842 versuchte sich der Prager Slawist und Philosoph Ignác Hanuš (auch: Ignaz Hanusch) an der Ergründung des „slawischen Mythos“. Er ergänzte seine gelehrten Ausdeutungen um Elemente des Zoroastrismus und vermeldete:

„Im Range gleich Ahriman, dessen Beinahme der Vwerwüster ist [...] findet sich dort Puszcz (Puscetus), im Lithauischen Puskajitis [...], der

gleich Ahriman unter der Erde im Finstern wohnt und ebenfalls ein unterirdisches Reich voll Dämonen beherrscht, welche unter Zwergengestalt gedacht und deshalb Parstuki oder Baystucy [...] oder Markopety [...] oder auch Koltki [...] genannt werden.“¹⁴²

Zusätzlich mischte er noch Elemente des westslawischen Pantheons bei und ergänzte:

„Czernobog war ausdrücklich ein Beiname des Berstuk, wie die »obotrit. Alterthümer« von Masch beweisen.“

Im Gegensatz zum „Kaltkus“ von Eckhard ist der westslawische Gott Czernobog (der „schwarze Gott“) etwas besser belegt und wird schon bei Helmold von Bosau in der *Chronica Slavorum* erwähnt. Die Verbindung zu den Barstukken ist dennoch ganz und gar haarsträubend und ist der schon genannten Beschreibung der Prillwitzer Idole durch Andreas Gottlieb Masch entnommen (siehe den Abschnitt „Getürkte Götter“ ab Seite 113).

Wie schon zuvor für die östlichen Zwerge postuliert, liegt der Verdacht nahe, dass es sich auch bei den Kobolden des Baltikums um Importprodukte aus dem Westen handelt, die wohl schon im Rahmen der deutschen Ostsiedlung im Hochmittelalter eingeführt wurden. Dabei mag es durchaus zu vielfältigen Durchmischungen mit slawischen Natur- und Hausgeistern gekommen sein. Wesen wie die Coltky ähneln in mancherlei Hinsicht dem wohl bekannteste Hausgeist des slawischen Volksglaubens, dem Domovoio oder Domovoj (russ. домово́й/*domovoy*). Dieser hat seinen Platz traditionell hinter dem Ofen, wo man ihn mit Milch füttern muss. Dafür beschützt er die Bewohner des Hauses und bringt ihnen Glück und Segen. Ähnlich dem westdeutschen Kobold ist er nicht an das Haus, sondern an den Hausherrn und dessen Familie gebunden. Deswegen wird er mitgenommen, wenn die Familie in ein neues Haus umzieht. Für den Umzug des Domowoj werden unterschiedliche Prozeduren angegeben. Eine davon ist

die folgende: Das älteste weibliche Mitglied der Familie nimmt vom Herde des alten Hauses einige noch glimmende Kohlen, legt sie in einen zuvor nie in Gebrauch gewesenen irdenen Topf und trägt diesen mit den an den Hausgeist gerichteten Worten: „*Bitte, Väterchen, folgen Sie uns in das neue Haus!*“ in die neue Wohnung, schüttet dort die Kohlen auf den neuen Herd und zerschlägt darauf den Topf.¹⁴³

KOBOLDE IN DEN VOLKSSAGEN MITTELEUROPAS

Betrachtet man die Vielfalt an Wesen, die in deutschen Volkssagen als Kobolde bezeichnet werden, so wird schnell klar, dass es sich um einen Sammelbegriff handelt. So werden dem Kobold in Nord- und Mitteldeutschland vielfach heftige Poch- Klopff- und andere Geräusche nachgesagt. Hier überlappt die Koboldfigur mit den Poltergeistern, die andererseits aber oft zu den körperlosen Spukgeistern und Gespenstern gerechnet werden.

Von Thüringen bis nach Masuren hinein kennt man Sagen von „*Cobolden*“, die Kinder stehlen¹⁴⁴ oder sogar mit Wechselbälgern vertauschen.¹⁴⁵ Sie sind aber vergleichsweise selten und insofern auch untypisch, als der Kindsraub eigentlich ein klassisches Verhaltensattribut von Zwergen ist (siehe den Abschnitt „Wechselbälger“, Seite 126). In einigen Dörfern Nord- und Mitteldeutschlands wurden sogar die Irrlichter als Kobolde bezeichnet.¹⁴⁶ Was als Kobold zu betrachten wäre, darüber haben auch die intensiven Untersuchungen der mythologiebegeisterten Gelehrten des 19. Jahrhunderts hat keine Klarheit geschaffen – eher im Gegenteil. Beispielsweise führt der Pfarrer und Volkskundler Carl Haupt in seinem „Sagenbuch der Lausitz“ unter dem Oberbegriff der Kobolde auch Vampire, Mittagsfrauen, Elben, Mahre, Alraunmännlein sowie verschiedene weitere Dämonen auf.¹⁴⁷ Für ver-

schiedene Arten herumspukender und die Menschen in verschiedener Gestalt heimsuchender Plagegeister wählte Ludwig Bechstein das an Kobold angelehnte Wort Tückebold.¹⁴⁸

HAUSKOBOLDE

Nord- und mitteldeutschen Sagen sind Kobolde meist eng mit dem Menschen verbunden und bewohnen als Hauskobolde auch seine Bauten¹⁴⁹. Oft begegnet man Koboldnamen, die auf eine Kopfbedeckung oder Kleidung hinweisen, wie beispielsweise Mützgen, Hütgen oder Hödeken. In Pommern kennt man die Kobolde auch als *Rôdbücksch* oder *Rôdjäckten* (Rothosen oder Rotjacken).¹⁵⁰ Manchmal tragen sie auch menschliche Vornamen (siehe dazu die Bemerkungen über Hausgeisternamen im Abschnitt „Die Evolution des Heinzelmännchens“ auf Seite 421). Wenig überraschend bilden norddeutsche und skandinavische Kobolde eine eng verwandte Gruppe. Besonders deutlich wird dies am Beispiel des dänischen „Nisse“, der dem „Puk“ aus Niedersachsen und Schleswig-Holstein (als „Pûkse“ auch in Pommern bekannt) nicht nur außerordentlich ähnelt, sondern mit ihm zusammen auch das deutsch-dänische Fusionswesen „Nis-Puk“ entstehen lässt. Nissen gibt es auch in Norwegen. In Schweden heißen die Hauskobolde „Tomten“ (sing. Tomte), sowie in Finnland ganz ähnlich „Tonttu“. Die Bezeichnung Tomte leitet sich direkt vom schwedischen Wort *tomt* für Haus, Bauernhof, Grundstück ab und bildet eine etymologische Parallele zur Ableitung des Kobolds aus dem mittelhochdeutschen Wort *kobe*. Nisse leitet sich dagegen vom Vornamen Nils (norddeutsch und skandinavisch Nis) ab, der wiederum eine Koseform von Nikolaus ist. Ein prominenter Vertreter der Nissen ist der dänische Julenisse, auch Weihnachtsnisse genannt. Man verpflegt ihn am besten mit Milchreis, dafür geht er dem Weihnachtsmann freundlicherweise bei den Geschenken zur Hand.

Der bevorzugte Aufenthaltsort von Hauskobolden ist die Dachkammer oder das Gebälk des Hauses. Nach einer Sage aus Pommern (die man in ähnlicher Form aber auch aus anderen Regionen kennt) blieb der Kobold im Dachbalken, als sein Besitzer diesen verkauft.¹⁵¹ Der Käufer des Balkens bekam so den Kobold und wurde ein reicher Mann. In vielen anderen Koboldsagen ist der Hausgeist jedoch eng mit dem Hausherrn verbunden. In einer Sage aus dem Erzgebirge wollte eine Familie einen Kobold loswerden indem sie ihr Haus anzündeten. Jedoch floh auch der Kobold mit der Familie aus dem Haus und sprach: „*Wären wir nicht so gerannt, so wären wir wohl mit verbrannt.*“¹⁵² Eine Sage aus dem Landkreis Lörrach berichtet von einem Kobold namens Rüdy oder Ruedi (ein Kosenname, der sich von Rudolf ableitet), der in einem Pfarrhaus wohnte. Er war ein Gestaltwandler der gerne die Leute erschreckte, aber andererseits auch den Dienstboten oft behilflich war. Dem Pfarrer wurde dies zu bunt und er zog in ein neues Haus. Der Kobold soll sich daraufhin an einem Balken in der Scheune Hauses erhängt haben:

*„Endli aber isch’s anderster chu, der Pfarer het’s gnueg g’ha,
Un, was g’schicht? – er zieht us, un d’Handwerkslit breche’s Hus ab.
Und wu die in d’Schire chu sin, se sehn sie, wit obe,
An eme Trom der Ruedi no bamble, dert het er si g’henkt gha.“*¹⁵³

Hauskobolde sitzen gerne am Küchenherd oder an dessen Aschloch. In Bischdorf im Spreewald saß ein Kobold den ganzen Tag auf dem Herd und unterhielt sich mit der alten Wohnungsbesitzerin.¹⁵⁴ Ein beliebter Aufenthaltsort für Kobolde ist auch der Stubenofen, insbesondere die dahinter gelegene „Hölle“. So wurde früher der Platz genannt, an dem das Wasser gekocht wurde. Der Wasserkessel wurde früher auch als Höllhafen bezeichnet (der „-hafen“ stammt von einem alten Begriff für irden, tönern). Eine Sage aus einem Dorf etwa 50 Kilometer nördlich von Stuttgart

erzählt von einem Bauern, der zusammen mit einer ersteigerten Kommode auch einen kleinen schwarzen Kobold ins Haus brachte. Dieser hielt sich gerne im Wasserkessel auf und bespritzte die Hausgäste.¹⁵⁵

GELDKOBOLDE

Ein in ganz Nordeuropa beliebtes Sujet ist der Reichtum bringende Kobold in der Dachkammer. Meist beglückt er seinen Besitzer mit Geld oder Edelmetalls, weswegen er auch Geldkobold genannt wird. Zur Illustration hier eine Sage aus dem finnischen Hävelä:

„In dem Gutshof von Hävelä wohnte ein Kobold in einer der Dachkammern, dicht neben der Kammer des jungen Herrn. Immer wenn er nach Hause kam, brachte er einen Ärmel voll Geld mit und schüttete es auf den Tisch der Kammer. Von dort durfte es der Herr holen. Es waren schwedische Reichstaler, und die Leute des Gutshofes wurden sehr reich.“¹⁵⁶

Wie andere Kobolde sind auch Geldkobolde im Haushalt behilflich. Im Gegenzug möchten sie gut gepflegt und vor allem gefüttert werden. Verschiedene Arten von Brei, Suppen oder auch manchelei Kuchen werden von ihnen mit Freuden angenommen. Wenn man sie jedoch schlecht behandelte, konnte es böse ausgehen:

„Der gute Kobold hält sich gewöhnlich auf dem obersten Boden des Hauses auf, er wird gehörig gepflegt, und besonders mit Milchsuppen gefüttert. Dafür bringt er Segen ins Haus, er schafft Geld herbei und verrichtet allerlei nützliche Arbeiten. Er muß sehr sorgsam gewartet und gepflegt werden, denn sonst wird er böse, zieht aus dem Hause und steckt es in Brand.“¹⁵⁷

Während von normalen Kobolden oft berichtet wird, dass sie irgendwann einfach so ins Haus kommen und bleiben, sind Geldkobolde offenbar nicht so leicht zu haben. Durch glückliche Fügung konnte man sie auch der freien Natur auffinden, in den meisten

Fällen musste man sie jedoch käuflich erwerben. Am einfachsten, man gung nach Leipzig, das war als Koboldmarkt weithin bekannt. Aber Achtung: Augen auf beim Koboldkauf:

*„In Auerbachs Hof zu Leipzig bekommt man Kobolde zu kaufen; doch muß man sich vorsehen, daß man nicht betrogen wird. Es giebt nämlich arme und reiche Kobolde.“*¹⁵⁸

Geldkobolde verschwimmen in den Volkssagen mit verschiedenen anderen magischen Wesen und Gegenständen, die ebenfalls im Haus wohnten bzw. aufbewahrt wurden und ihrem Besitzer Gesundheit, Glück und Reichtum versprachen. Vielfach handelte es sich um eine Wurzel in menschenähnlicher Form, der in speziellen Behältnissen (Gläser, Beutel, Schachteln) aufbewahrt wurde (siehe dazu auch Alraun und Galgenmännlein im Abschnitt „Volksmagie“ ab Seite 290). Etwas mehr in Richtung Kobold kommt das Heckemännchen, welches ebenfalls gefüttert werden wollte. Das alte Wort „hecken“ (gebräuchlich noch in: aushecken) bedeutet siviell wie brüten, ausbrüten. Das Heckemännchen konnte Geld „erbrüten“; ein anderer Name dafür war denn auch Geldbrüter. Heckemännchen konnte man offenbar direkt vom Teufel beziehen. Eine Sage aus dem Harz berichtet vom Wesen des teuflischen „Hickeding“:

*„Bei Buntenbock an der Ausflut aus dem Teiche hat sich ein Mann dem Teufel unterschrieben und dafür ein Hickeding erhalten, das Geld hecken konnte. Einstmals wollte er es an einen Tischlermeister verkaufen, da machte es aber ein furchtbares Brausen. Man giebt dem Hickeding Milch und Semmel zu essen. Eines Tages auf dem Freischießen zu Buntenbock sagte der Mann, dem dies Hickeding gehörte, zu seiner Frau, sie hätten ja vergessen, dem Hickeding zu fressen zu geben. Da war es verhungert, als sie nach Hause kamen.“*¹⁵⁹

SCHLOSSKOBOLDE

Manche Kobolde sind der herrschaftlichen Oberschicht der Menschen zu Diensten und folglich in Burgen und Schlössern anzutreffen. Der berühmteste Schlosskobold ist sicherlich der Hinzelmann, der auf Schloss Hudemühle am Südwestrand der Lüneburger Heide lebte. Hier ein Ausschnitt aus der Sage nach den Brüdern Grimm:

„Auf dem alten Schlosse Hudemühlen, das im Lüneburgischen nicht weit von der Aller liegt und von dem nur noch Mauern stehen, hat sich lange Zeit ein wunderlicher Hausgeist aufgehalten. Zuerst ließ er sich im Jahre 1584 hören, indem er durch bloßes Poltern und Lärmen sich zu erkennen gab. [...]

Als er gefragt wurde, woher er sei und was er an diesem Ort zu schaffen habe, sagte er, daß er aus dem böhmischen Gebirg gekommen wäre und im Böhmerwalde seine Gesellschaft hätte, die wolle ihn nicht leiden; daher sei er nun gezwungen, sich so lang zu entfernen und bei guten Leuten Zuflucht zu suchen, bis seine Sachen wieder besser ständen. Sein Name sei Hinzelmann, doch werde er auch Lüring genannt; er habe eine Frau, die heiße Hille Bingels. [...]

Hatte man fremde Gäste zu erwarten, so ließ sich der Geist sonderlich hören, und sein Arbeiten dauerte die ganze Nacht: da scheuerte er die Kessel, wusch die Schüsseln, säuberte Eimer und Zuber. Die Köchin war ihm dafür dankbar, tat nicht nur, was er begehrte, sondern bereitete ihm freiwillig seine süße Milch zum Frühstück.“¹⁶⁰

Die Hinzelmann-Begebenheit geht wohl ursprünglich auf den Kaplan von Schloß Hudemühle und späteren Pfarrer vom nahegelegenen Dorf Eickeloh namens Marquard Feldmann zurück. Dieser hatte die spukhaften Ereignisse auf dem Schloss der vorgesetzten Obrigkeit gemeldet und auch 1597 in einem Brief an der Schlossherrn aktenkundig gemacht. Die Grimms entnahmen ihre Geschichte allerdings einem länglichen Traktat „Der vielförmige Hintzelmann oder umbständliche und merckwürdige Erzählung

von einem Geist...“ aus dem Jahr 1702, in welchem die Hinzelmänn-Geschichte phantasievoll ausgebaut und im Kontext anderer bekannten Geistergeschichten aus Europa vorgestellt wird. Eigentlich verwendet der unbekannte Autor die Begebenheit eher als Rahmenhandlung für eine Streitschrift gegen die Kritiker der damals noch praktizierten Hexenverfolgung. Der Inhalt der Hinzelmänn-Sage orientiert sich an einigen im 17. Jahrhundert verbreiteten Erzählmotiven von Geistergeschichten. So soll Hinzelmänn angeblich eine neugierige Magd in Gestalt eines mit einem Messer erstochenen Kindes erschreckt haben (siehe Abb. 15).



Abb. 15: Hinzelmänn erschreckt die Magd in Gestalt eines toten Kindes mit Messern in der Brust

Dieses Erzählmotiv wird schon 1666 von Johannes Prätorius erwähnt. In seiner Geschichte (leider ohne Angabe des Ortes der Handlung) wird der Schlosskobold „Court Chimgen“ genannt.¹⁶¹ Dieser Name ist aus einem Diminutiv von „Joachim“ gebildet (siehe dazu auch den Abschnitt „Die Evolution des Hinzelmännchens“ auf Seite 421).

Die Beschreibung des Hinzelmänn ist auch noch insofern bemerkenswert, als dass er als verheiratet beschrieben wird. Üblicherweise ist Familienbildung ein Alleinstellungsmerkmal der Zwerge. Koboldfrauen sind in norddeutschen Sagen sonst unbekannt. Ein (anderer?) „Hinzelmänn“ soll auch auf dem Schloss in

Celle gelebt haben.¹⁶² Ob er verheiratet war, ist leider nicht überliefert.

Sehr bekannt ist auch das Petermännchen, ein Schlosskobold, der sich im Schweriner Schloss zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges umhertrieb.¹⁶³ Sogar Wallenstein persönlich soll seinen Schabernack zu spüren bekommen haben. Der mecklenburgische Volkskundler Richard C. T. A. Wossidlo trug rund 700 Dokumente über das Petermännchen zusammen – von kleinen Notizen bis hin zu längeren Erzählungen. Das reiche Quellenmaterial hat dazu geführt, dass das Petermännchen der wohl meistbeforschte Schlosskobold ist. Der Dichter Johann Friedrich Löwen interpretierte es als Nachhall des slawischen Gottes Radegast (das Schloss steht auf den Überresten einer alten Burganlage der nordslawischen Obotriten). Andere führen das Petermännchen auf einen einst im Schloss lebenden Hofzweig zurück.

Ludwig Bechstein berichtet in seinem Sagenbuch von weiteren Schlosskobolden, die alle Namen hatten und meist hilfreich in der Küche oder anderswo halfen, aber auch die Menschen neckten oder ihnen schlimmeres antaten.¹⁶⁴ Das konnte vom einfachen Umgehen als Poltergeist bis zum Abbrennen des ganzen Schlosses reichen. Zu diesen Schlosskobolden zählen Stiefel auf Schloss Kalenberg¹⁶⁵ und Klopfer auf dem Schloss zu Flügelau¹⁶⁶. Auch auf dem Sitz des Bischofs Bernhard zu Hildesheim, der Burg Winzenburg, soll im 12. Jahrhundert ein Kobold zugange gewesen sein¹⁶⁷. Nach Art eines Hofzwergs diente er als Ratgeber, verteilte aber auch viele Geschenke. Wegen des Filzhutes, den er trug, wurde er Hütchen oder Hödeken genannt. Hütchen konnte, wie es sich für einen Kobold gehört, durchaus auch bösartig sein. Einen Küchenjungen, der ihn ärgerte, zerhackte er und kochte die Stücke im Kessel für die Speisen des Hofes. Der Bischof entschloss sich daraufhin, Hütchen durch eine Beschwörung zu verbannen.

Eine ähnliche Geschichte ist aus dem vorpommerschen Schloss Loitz bekannt. Dort soll der Schlosskobold, in der Sage als Chimmeke bezeichnet, einen Küchenjungen zerrissen und in einen Steintopf gesteckt haben.^{168, 169} Die Loitzer Variante ist möglicherweise eine Nacherzählung der Hütchen-Geschichte; jedenfalls lässt sich der Kobold mit dem Filzhut bis auf den Benediktinerabt Johannes Trithemius zurückverfolgen, der um 1514 in seiner Chronik des Klosters Hirsau vom „Hedeckin“ (sächsische Mundart) bzw. „Hutgin“ oder „Hukin“ berichtet¹⁷⁰. Der Chimmeke taucht erstmals in der Pommerschen Chronik „Pomerania“ des Chronisten Thomas Kantzow (1505-1542) auf.¹⁷¹

SCHIFFSKOBOLDE

So wie die Kobolde an Land in die Häuser der Menschen eingezogen sind, so haben sie auch die Schiffe der Menschen als Behausungen auserwählt. Schiffskobolde werden auch als Klabautermänner bezeichnet. Sein dänischer Verwandter ist der *Skibsnisse* (Schiffsnisse). Wenn der Klabautermann sich zeigte, war das meist ein schlechtes Zeichen. Entweder starb der, der ihn erblickte, oder das ganze Schiff ging kurz darauf unter¹⁷². Auch wenn der Klabautermann eines Schiffes von Bord ging, kündigte sich Unglück an. Ein Steuermann belauschte einst das Gespräch seines Klabautermanns mit einem anderen:

„»Gehst du mit in See?«, fragte der auf dem andern Schiffe. »Nein«, antwortete der auf dem Schiff des Steuermanns, »ich bleibe. Im Kanal geht das Schiff unter.«" ¹⁷³

Der Steuermann ging daraufhin von Bord, das Schiff aber sank der Sage nach am nächsten Tag.

Der Klabautermann wird auch als Klabattermann, Klabatersmann und Kalfatermann bezeichnet. Über die Bedeutung

dieser Namen ist man sich nicht einig; ungeklärt ist, auch inwieweit diese Bezeichnungen sprachlich verwandt oder unabhängig voneinander entstanden sind. Klabauteermann könnte wie der Kobold aus dem rekonstruierten protogermanischen Wort für Hausmeister, **kuþa-Walda*, entstanden sein. Dafür spricht, dass das niederländische Wort für Kobold, *kabouter*, klanglich schon recht nahe am Klabauteermann steht. Auch das Niederdeutsche Diminutiv *Kobolterken* könnte in diese Richtung verweisen.

Andererseits könnte auch das Niederdeutsche *klabastern* (in der Bedeutung von poltern) Pate gestanden haben. Nach Aussage von Johann Grässe wurden Klabatersmännchen und Pukse zumindest in Pommern synonym gesetzt¹⁷⁴; dies deckt sich mit den Beschreibungen von Kobolden als Poltergeister. Der Kalfatermann könnte dagegen einer unabhängigen Benennungslinie entstammen, denn der seemännische Ausdruck für das Abdichten der Schiffsplanken lautet *kalfatern*. Für einen tieferen Einblick in diese spezielle Benennungsproblematik sei allen am Thema interessierten das zweite Bändchen der Reihe „Kulturhistorische Betrachtungen des Klabauteermanns“ empfohlen.¹⁷⁵

DER FEURIGE HAUSDRACHEN

Eine Sonderstellung unter den Kobolden nimmt der „feurige Hausdrachen“ ein. Er kann fliegen und bringt wie ein Geldkobold seinem Besitzer Schätze ins Haus:

„Wenn jemand schnell reich wird, so sagt man von ihm, er habe einen Kobold, welcher ihm Geld und Getraide zubringen und zwar fliegt er dann als feuriger Drache durch die Luft.“¹⁷⁶

Allerdings waren seine Gaben nicht, wie beim Heckemännchen, durch Magie erzeugt, sondern ganz profan beim Nachbarn gestohlen. Der Hausdrache war gemeinhin als Dieb bekannt. Traf

man aber einen Beute tragenden Drak unterwegs auf dem Weg zu seinem Herrn an, so konnte man ihn beschwören, d.h. zwingen, seine Beute zumindest teilweise fallen zu lassen. Zu diesem Zwecke kursierten im Volksglauben ganz unterschiedliche Methoden (z.B. das Präsentieren des nackten Hinterns) oder magische Sprüche (z.B. „Halfpart!“). Alle waren mit einem gewissen Risiko behaftet, denn wenn die Aktion fehlschlug (z.B. weil der Drak gar keine Beute dabei hatte), wurde der Beschwörende statt mit den erhofften Schätzen mit Exkrementen oder mit Läusen bedeckt.

Trotz seines Namens und der Flugfähigkeit ist der Hausdrache tatsächlich viel mehr Kobold denn Drache. Der Zwickauer Apotheker Johann Georg Schmidt wies schon Anfang des 18. Jahrhunderts in seiner Chemnitzer Rockenphilosophie darauf hin:

*“Weil aber insgemein gesaget wird / daß der Drache das und jenes holete, so möchte ich doch wissen, was man denn eigentlich durch den Drachen verstehe? denn es kan dieser Nahme auf dreyerley Art verstanden werden. Erstlich der Teufel an- und für sich selbst; zum andern der in der Lufft fahrende feurige also genannte Drach, und drittens ein natürlicher Drach, welcher ein grausamer grosser giftiger Wurm oder Schlange, dergleichen der Ritter St. George soll erlegt haben.”*¹⁷⁷

Dieser „also genannte Drach“ war in der frühen Neuzeit im gesamten deutschsprachigen Raum gut bekannt, was unter anderem an der Vielzahl regionaler Benennungen deutlich wird. Sehr häufig, etwa in Sachsen, heißt er einfach Drachen bzw. niederdeutsch „Drak“ bzw. „Drakel“. In Thüringen findet man „Steppken“, „Stepke“ bzw. „Stöpke“; nach Niedersachsen hin „Langswans“ (= Langschwanz), „Rüntchen“, oder „Teckelmucker“.¹⁷⁸ Weitere norddeutsche Namen zielen auf die feurige Erscheinung: „Glüswanz“ (= Glüschwanz), „Fuerdrake“ (=Feuerdrache) und ähnliches. In der sorbischen Lausitz nennt man ihn „Plon“, im ehemaligen Pommern und Ostpreußen oft „Alf“ oder - in slawisch ge-

prägten Sprachregionen – „Kolbuk“, „Kaubuk“ oder „Kubot-schik“. Aus Österreich kennt man unter anderem die Bezeichnung „Schab“ sowie aus der Schweiz „Mandreiola“. Nicht zuletzt folgen viele Texte auch der christlichen Doktrin: im katholischen Bayern sprach man vom leibhaftigen „Teufel“, der in die Häuser flog. Insgesamt kommt man wohl auf gut 50 verschiedene Benennungen, je nach dem wie man die (manchmal nur leicht unterschiedlichen) Schreibweisen und mundartlichen Variationen zählt. Für die nachfolgende kleine Abhandlung wollen wir bei der Bezeichnung „Drak“ bleiben, um eine Verwechslung mit den „richtigen“ Drachen zu vermeiden (was auch immer ein richtiger Drache sein mag). Davon abgesehen werden Drake auch nicht immer als drachenähnlich beschrieben; in der wendischen Lausitz erzählte man von einem goldbringenden Geist, der in Gestalt einer Dohle angeflogen kam.¹⁷⁹ Ähnliches berichtet der Lehrer Max Toeppen aus Ostpreußen:

*„Eine Kaufmannsfrau in Neidenburg hatte einen Vogel, wie eine Eule, der ihr Reichthümer verschaffte, wie sie denn auch einen großen Aufwand machte. Nach ihrem Tode soll die Eule durch den Schornstein zu einem Verwandten geflogen sein. Der Mann fand nach ihrem Tode einige tausend Thaler und Kostbarkeiten aller Art, goldene Uhren, Ketten, kostbare Kleiderstoffe, wovon er früher nichts gewußt hatte, wodurch die Sache bestätigt wurde.“*¹⁸⁰

In der frühen Neuzeit waren solche Verdächtigungen lebensgefährlich. Zwischen 1555–1664 fanden in der Stadt Bernburg an der Saale zahlreiche Hexenprozesse statt. Eines dieser Verfahren, durchgeführt von 1617–1619, zielte auf die Frau des Bürgermeisters Barbara Meyhe. Ihr wurden zahlreiche in Hexenprozessen typische Delikte vorgeworfen, von der Verhexung von Personen bis zur Anwendung von Zauberpraktiken. Unter anderem wurde sie auch gefragt, „ob sie einen Gelddrachen hätte, der auf dem Birn-

baum im Garten Geld ausspeie, ob sie einen Getreidedrachen hätte, der ihr vom Land anderer Leute das Getreide zuführe, ob ein schwarzer Vogel ihr die vielen vorgefundenen Eier gebracht habe?“ und ein Stadtknecht bezeugte den Besuch des Drachen bei ihr selbst noch im Gefängnis: „es möchte wohl der böse Feind bei ihr gewesen sein“, denn er habe hinter der Tür einen Lichtschein gesehen.¹⁸¹ Die Umstände von Hexenprozesse gingen in die Volküberlieferung ein und wurden mit zusätzlichen Beobachtungen und Erläuterungen ausgeschmückt – womöglich auch um zu verschleiern, dass die Verurteilungen meist auf verläumderischen Anschuldigungen der Dorfgemeinschaft gegenüber unliebsamen Personen beruhten.



Abb. 16: Angebliche Hexe mit einem drachenähnlichen geflügelten Hausgeist.

Drak-ähnliche Wesen kennt man auch aus der Sagenwelt des Baltikums. In den Volkssagen Litauens ist von dem *Aitvaras* die Rede, in Lettland wird er *Pukys* (lett. *pūķis*) genannt.¹⁸² Der *Pukys* ist auch neuzeitlichen lettischen Folklore eine populäre Figur. Er kann in Gestalt eines Hahnes oder einer Feuerschlange auftreten (vergl. auch den niederdeutschen Begriff „Fuerdrak“).¹⁸³ Üblicherweise sind *Aitvaras* und *Pukys* wie ihre westlichen Kollegen dafür zuständig, den Besitz ihrer jeweiligen Herren zu mehren. Im landwirtschaftlich geprägten Umfeld Ostpreußens wurde dem *Aitvaras* auch die Zulieferung oder die Vermehrung von Getreide zugeschrieben. In dieser Rolle überlappt seine Funktion mit

bestimmten baltischen Hausgeistern, denen ebenfalls die Getreidevermehrung als Hauptaufgabe nachgesagt wurde (siehe Seite 141 im Abschnitt „Der vorneuzeitliche Kobold“). Die erste Erwähnung des Aitwaras finden wir in einer sogenannten „Abschwörungsformel“. Im vermutlich ältesten preußisch-litauischen Druck, dem im Memel-Dialekt geschriebenen sogenannten Katechismus von Martynas Mažvydas aus dem Jahr 1547, wird in der Einleitung das folgende Sprüchlein aufgeführt:

*„Kaukus, Szemepatis ir laukasargus pameskiet
Wisas welnuwas deiwes apleiskiet [...]
Aitbwars ir deiwes to negal padariti“*¹⁸⁴

Gebt auf die Kauken, den Zemepatis [litauischer Erntegott] und die Laukosargen [litauische Feldgeister] lasst ab von den teuflischen Gottheiten [...] Aitvaras und die Gottheiten könnt ihr nicht halten

Ganz generell ist eine sichere Abgrenzung zwischen Erdgeistern, Hausgeistern und Kobolden kaum möglich. Barstukken bzw. Kaukai wurden Drak-typische Erzählmotive zugeschrieben und andersherum. Der schon mehrfach erwähnte Matthäus Prätorius hatte offensichtlich Interesse an einer korrekten Dämonologie und machte im Jahr 1698 auf eine zunehmende Vermischung der verschiedenen Wesen aufmerksam:

*„Jetziger Zeit nennen die Nadrauer [Anm: Nadrauer, ein Stamm der Prußen] diese Barzdukkas auch Kaukuczus, die sie obigermassen beschreiben und halten davor, dass sie den Leuten Getreydicht und Reichthump zuschlappen; jedoch dass sie diese von Aitwars, den man hie sonsten Alf heiszt, unterscheiden, und zwar [...]“*¹⁸⁵

Prätorius führt im Anschluss drei Unterscheidungskriterien zwischen dem Aitvaras und der Barstukken auf, wobei er interessanterweise auch das oben beschriebene klassische Drak-Merkmal des „mit Läusen beschüttet werdens“ nennt. Leider wurden seine

durchaus lobenswerten Differenzierungsbemühungen in der Fachwelt nicht weiter zur Kenntnis genommen, und das Mischmasch blieb erhalten oder verstärkte sich noch. So charakterisiert Franz Tetzner in seiner volkskundlichen Betrachtung über die slawische Mythologie aus dem Jahr 1902 den „Aitwars“ ganz richtig als einen geldbringenden Hausgeist, lässt seine Leser dann aber über einen gewissen „Kauks“ wissen:

*„Der Kauks ist ein iltis- oder katzenähnliches Tierlein, länglich wie ein Wiesel oder Hermelin, er wohnt unterm Strohdach in den Eckwinkeln. Er hat einen langen Schwanz, läuft schnell, fliegt nie. Er ist des Hauses guter Schutzgeist, bringt Getreide und Geld, das er den Feinden des Besitzers wegnimmt.“*¹⁸⁶

Merkmalsvermischung zwischen Zwergen, Kobolden, Alpen, Elben, Schratzen, Bilwissen etc. sind in Volkssagen ein häufiges Phänomen. Aber der Drak ist darüber hinaus ein ausgeprägtes Kompositwesen, das einen speziellen Verschmelzungsprozess durchlaufen haben muss. Bemerkenswerterweise gilt das auch für den Drachen, der in seiner neuzeitlichen Rezeptionsform vermutlich das Fusionsprodukt einer großen Schlange und dem biblischen Leviathan darstellt.¹⁸⁷ Und ähnlich wie der Drache zum feuerspeienden fliegenden Untier wurde, könnte auch der Drak zu seinen Eigenschaften gekommen sein. Denn auch das Feuerspucken war ihm nicht fremd:

*„In Madlow ist einst eine Frau gewesen, welche einen Drachen gehabt hat. Der Drache hielt sich in der Scheune auf und die Frau musste ihn täglich mit Brei füttern. Eines Tages hatte sie dem Drachen zu heissen Brei vorgesetzt. Darüber gerieth derselbe in grossen Zorn und spie in seiner Wuth Feuer aus, so dass die Scheune in kurzer Zeit niederbrannte. Den Drachen hat man zur brennenden Scheune hinausfliegen sehen.“*¹⁸⁸

ALBEN – ELBEN – ELFEN

Nicht zuletzt die ausgefuchste Kunstmythologie in den Werken von J.R.R. Tolkien hat dazu geführt, dass es insbesondere im 21. Jahrhundert zu einer systematischen Kategorisierung bestimmter Naturgeister und Fantasiegestalten wie Elben, Zwerge, Trolle und Zauberer in der Romanliteratur, in Kinofilmen und später dann auch in Computerspielen kam. Elben werden heutzutage üblicherweise als superheldenartige menschenähnliche Wesen gesehen, die in erhabenen, lichtdurchfluteten oder doch zumindest magisch erleuchteten Orten wohnen. Ihnen gegenüber stehen oft die Zwerge, von alters her verfeindet, als knorrige höhlenbewohnende Antithese. Riesen, Trolle, und manchmal auch ganz neue endemische Wesen wie Hobbits bereichern die Szenerie.

Jedoch gab es noch Mitte des 20. Jahrhunderts, als Tolkien seine Fantasyliteratur veröffentlichte, eine gänzlich abweichende allgemeine Vorstellungen über das Wesen der Naturgeister. Der (zeitweise aus Abscheu vor der nationalsozialistischen Rassenpolitik nach Irland emigrierte) deutsche Anthropologe und Keltenexperte Gustav Lehmann veröffentlichte 1951 einen Fachartikel: „Die irischen Elfen“, der mit folgenden Worten beginnt:

*„Unter Elfen denkt man sich gewöhnlich schöne, zarte Frauenbilder, die bei Mondschein ihre luftigen Reihen führen, unter Blumen schlummern usw. Solche gibt es ohne Zweifel in der englischen Kunstdichtung und der von dieser beeinflussten deutschen.“*¹⁸⁹

Dass sowohl dieses, wie auch das später von Tolkien etablierte Bild von den Elfen oder Elben im Wesentlichen ein Ausdruck des jeweiligen Zeitgeistes war, wird klar, wenn man Lehmanns weiteren Ausführungen folgt:

„Die englische Volksdichtung kennt verwandte, meist kräftigere Wesen.“

Lehmann verwendet in seiner Abhandlung das deutsche Wort Elfen für das englische „elves“, obwohl sich Jacob Grimm schon über 100 Jahre zuvor genau darüber aufgeregt hatte und wohl nicht zuletzt deshalb in der Konsequenz den Elb erfand:

„ELB [...] habe ich statt des unhochdeutschen elf hergestellt, welches man, des eignen wortes uneingedenk, ohne überlegung, dem engl. elf nachgebildet hatte; elf klingt in unsrer sprache so, als wollten wir kalb, half anstatt kalb, halb sagen [...]“¹⁹⁰

In europäischen Volkssagen werden elbenartige und zwergartige Wesen zwar meist unterschieden. Ein erster Hinweis auf eine gewisse Verwandtschaft ist die Tatsache, dass sie ähnliche Eigenheiten zeigen. Beide Wesengruppen können in Hügeln wohnen, sie machen Musik und tanzen gerne. Außerdem tauschen sie manchmal Menschenkinder gegen Wechselbälge aus. Der Volkskundler Leander Petzoldt macht in seinem Lexikon der Naturgeister sogar kurzen Prozess mit den deutschen Elben:

„Im deutschen Volksglauben ist die Bezeichnung und Gestalt der Elben nicht bekannt.“¹⁹¹

Petzoldt zielt mit seiner Aussage wohl auf den Grimm'schen Kunstgriff ab und hält ansonsten offenbar nichts davon, die deutschen Alben als Elben zu bezeichnen. Tatsächlich ist die Bezeichnung „Elben“ in deutschen Sagensammlungen selten; erwähnt werden sie beispielsweise von Ludwig Bechstein (siehe etwas weiter unten). Wie dem auch sei, jedenfalls sind Alben und Elben völlig andersartig als die von Gustav Lehmann beschriebenen Elfen. Die Alben wurden im deutschen Volksglauben meist als gefährliche, dem Menschen Schaden zufügende Naturgeister gesehen. Die Vorstellung der Alben als Krankheitsdämonen ist allerdings wesentlich durch den mittelalterlichen christlichen Aberglauben geprägt (siehe dazu den Abschnitt „Druckgeister und Elbenpfeile“ ab Seite 308). Auf den britischen Inseln hat sich der Begriff der

„Elves“ durch verschiedene Vermengungen vom frühen Mittelalter bis in die frühe Neuzeit gleich mehrfach gewandelt. Je nach Zeitraum und Interpretation sind in diesem Wesen unterschiedliche Anteile von Merkmalen der mythologischen irischen Bevölkerung (den *Sídhe*), verschiedenen Naturgeistern, sowie „Feen“ (*fairies*) enthalten (siehe den Abschnitt „Die Anderswelt“, Seite 216). Hierbei ist weiterhin anzumerken, dass Bezeichnung „fairies“ auch schon für sich genommen eine sehr inhomogene Gruppe von Wesen umfasst, die erst in der frühen Neuzeit die Konnotation von jenen zarten geflügelten Elfenwesen bekommen hat, die in den Texten der englischen und deutschen Romantik zu finden ist.

In manchen Gebieten Deutschlands, insbesondere im Nordwesten nach Skandinavien hin sowie im deutsch-niederländischen Grenzgebiet, kennt die volkstümliche Überlieferung durchaus Wesen, die den „*irischen Elfen*“ Gustav Lehmanns recht nahestehen. Beispielsweise berichtet Ludwig Bechstein in seinem Sagenbuch:

*„In den Gewässern um die Nordseeküsten, um Friesland und zwischen der Elbemündung und Helgoland, erblickt man häufig schwimmende Eierschalen; in diesen fahren die Elben herum. Das sind kleine zarte Elementargeisterlein, teils guter, teils schlimmer Art. Sie wohnen im Wasser und kommen oft in Wasserbläschen über fischleeren Weihern auf die Oberfläche, hausen aber auch in kleinen Hügeln; in Brabant heißen diese Hügel Alvinnenhügel, da hat das alte Wort Alf, Elf, Elbe sich nur in Alfin, Alvinne umgewandelt.“*¹⁹²

Bechsteins Beschreibung ist natürlich stark von den von „Alven“-Sagen¹⁹³ unserer niederländischen Nachbarn beeinflusst. Diese sollen in Wäldern, an Quelle und in Bergen und Hügeln gelebt haben, die als Alfenhügel bzw. nach der weibliche Form Alvinne auch als Alvinnenhügel bezeichnet werden (s. auch den Abschnitt über „Witte Wivern“ ab Seite 164).¹⁹⁴ Die hügelartigen Behausun-

gen erinnern an die *Sídhe*-Hügel der altirischen Mythologie. In Schweden kennt man vergleichbare Wesen als *Alver*, in modernem Dänisch heißen sie *Elver(folk)*. In älteren dänischen Dialekten findet man auch die Bezeichnung *Eller*, die sich als Erstglied in *Ellerkonge* (Elbenkönig) oder *Ellepiger* (Elfenmädchen) erhalten hat. Wie wir noch sehen werden, gleichen die hügelbewohnenden Elben in mancherlei Hinsicht den Unterirdischen (Zwergen). Möglicherweise liegt dies in keltischen Elementen begründet, die beide Wesengruppen mit sich tragen (siehe „Keltische Geister“, Seite 214). Auch nach der altnordischen Mythologie bilden die Zwerge als Schwarzelben (*Svartálfar*) mit den Lichtelben (*Ljósálfar*) eine gemeinsame Kategorie (siehe „Die ätiologischen Zwerge der Edda“, Seite 207). Nicht zuletzt deshalb behandelte Jacob Grimm sie wohl in seiner „Deutschen Mythologie“ in einem gemeinsamen Kapitel: „Wichte und Elbe“.¹⁹⁵

DIE ALVERMANNEKES

Es ist eine bemerkenswerte Koinzidenz, dass die Zwerge in den südlichen Niederlanden Alvermannekes, Alvermannetjes oder Auvermannetjes (d. h. Elbenmännchen) heißen.¹⁹⁶ Den überlieferten Erzählmotiven nach zu urteilen, sind sie von den norddeutschen Unterirdischen praktisch nicht zu unterscheiden. Die in den Alvermannekes offenbarte Verbindung von Elben und Zwergen unterstützt die alte Vermutung des Literaturhistorikers und Sagenforschers Ludwig Laistner (1845-1896), dass eine ganze Reihe von Zwergenbezeichnungen letztendlich auf Variationen von Alven, Alben oder Alfen zurückzuführen sind.¹⁹⁷ Dazu zählt er unter anderem die Aulken des Münster- und Emslandes, deren Bezeichnung sich seiner Meinung nach vom Diminutiv Alveken (Elbchen) ableiten soll. Eine mögliche sprachliche Verwandtschaft

wird durch den Wassergeist Alke unterstrichen, der in einem Weiher in Alfhausen (sic!) nahe Osnabrück gehaust haben soll. Von den Aulken ist es sowohl geographisch als auch sprachlich nur ein kleiner Schritt zu den Aunken des Osnabrücker Landes, die oft auch als Sgönaunken, Sgönunken oder Skönhaunken bezeichnet wurden. Das Erstglied geht aller Wahrscheinlichkeit nach auf das plattdeutsche *sgön* (schön) zurück. Sgönaunken und Sgönunken könnten auch auf Krötennamen (Unke, Auke¹⁹⁸) verweisen¹⁹⁹ – wobei man aber einwenden könnte, dass die Kröte eine häufige Verwandlungsform verschiedener Geister darstellt; darunter nicht nur Zwerge, sondern beispielsweise auch Nachtalbe. Alternativ hat der Sprachwissenschaftler und Mythologe Adalbert Kuhn vermutet, dass Aulken, Alken, Ölken, Öllerken und Üllerken allesamt als „die Alten“ oder „die Älteren“ zu übersetzen sind.²⁰⁰ Das Wort *öller* ist tatsächlich im mecklenburgischen und im küstenpommerschen Platt verbreitet (*öllern* = Eltern, *öllernhuus* = Elternhaus).²⁰¹ Zwar wird Kuhns These inzwischen von Linguisten überwiegend zurückgewiesen, letzte Sicherheit bieten die ersatzweise angebotenen Alternativen allerdings auch nicht.

WITTE WIVERN

Einen weiteren Hinweis für eine Verwandtschaft zwischen Elben und Zwergen liefern die friesischen *Witte Wivern*. Der deutsche Universalgelehrte Johannes Prätorius erwähnt sie in seiner Weltbeschreibung „*Anthropodemus Plutonicus*“ im Abschnitt über die Bergmännchen:

„Denn also spricht Kempius in Frisia: das zun Zeiten Ludovici Pii anno Christi 840 in Frießland viel Gespenster gewesen / welche im Loche eines Berges gewohnet und subterraneum Specum [Anm.: gemeint sind unterirdische Höhlen] innen gehabt haben, welche wunderbahrlicher Weise ohne Menschen Hände gemacht gewesen: in solcher seynd

gesessen die albae Nymphae, die man ingemein Wiite Wiwy geheissen / das ist /weisse Weiber.“²⁰²

Prätorius hat diese Information, wie er selbst schreibt, von dem niederländischen Historiker Cornelius Kempe, der Mitte des 16. Jahrhunderts eine Abhandlung über die Geschichte Frieslands verfasste. Kempe hatte sein Wissen aber auch nur aus zweiter Hand und berief sich in seinem Bericht auf den Heiligen Odulphus

(Odulf von Utrecht) der zuzeiten von Kaiser Lothar I (der Sohn von Ludwig dem Frommen, Röm. Kaiser 840 – 855) in Friesland gegen den Aberglauben predigte und sich als Nachfolger des Bonifatius zum neuen Apostel der Friesen berufen fühlte. Offenbar musste Odulf gegen zahlreiche heid-

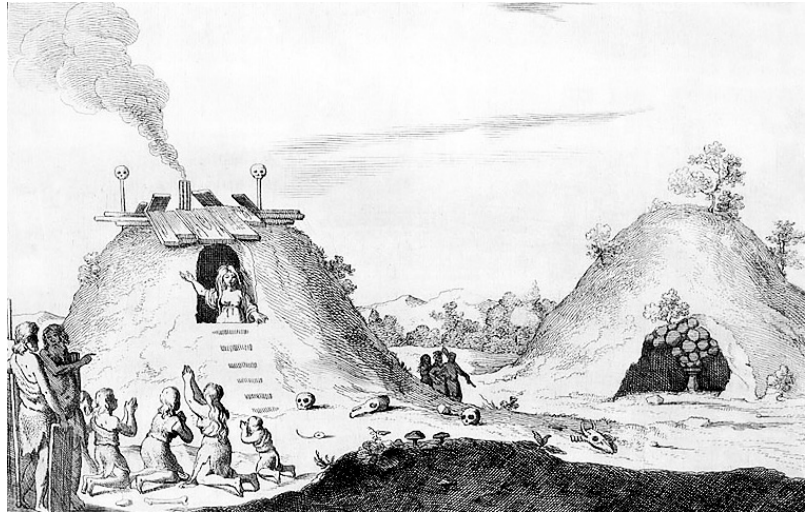


Abb. 17: Erdhügel mit „Witte Wywen“

nische Bräuche ankämpfen, denn seinerzeit (um das Jahr 840) sei Friesland angeblich noch voller Gespenster gewesen sein („*multa laruarum infernalium spectra*“) die unter markanten Hügeln in unterirdischen Höhlen gehaust hätten. Dies seien die weißen Frauen, welche im Volksmund auch Witte Wywen geheißen haben („...*quas antiqui vocabant Albas Nymphas, siue vulgari gentis sermone Witte Wywen*“), wie Kempe hinzufügt. In modernen Werken über die niederländische Folklore findet man sie in der Schreibweise „*witte wieven*“, oft auch „*witte juffers*“.

Gelegentlich wird die in der lateinischen Übersetzung nahegelegte sprachliche Verbindung der Witte Wivern zur weißen Farbe (lat. *alba*, fem. von lat. *albus* „weiß, hell“) bestritten. So wird etwa behauptet, das Wort „wit“ entstamme dem Dialekt „Nederlands Nedersaksisch“ und bedeute eigentliche „weise Frauen“. Diese Interpretation scheint auch eine Radierung von Gerrit van Goedesbergh aus dem Jahr 1660 (siehe Abb. 17) zu belegen, auf der die Erdhügelbewohnerinnen als vom Volk angebetete Priesterinnen dargestellt werden. Der Druck entstammt einer Abhandlung über die Geschichte und Urgeschichte der niederländischen Provinz Drente des deutsch-niederländischen Gelehrten Johan Picardt. Picardt wiederholt darin die altbekannten Berichte über hügelbewohnenden „Witte Wijven“. Immerhin erkennt er in den Hügeln („*berghjes*“) ganz zutreffend die Tumuli von Großsteingräbern, welche er weniger zutreffend vorsintflutlichen Riesen statt einer neolithischen Megalithkultur zuschreibt.

Sprachlich ist die Interpretation als „weise Frauen“ insofern problematisch, als „weise“ (niederländisch *wijze*) auf das altsächsische, althochdeutsche wie auch mittelniederdeutsche *wīs* zurückgeht. Selbst die ältesten Belege (siehe etwa die Beschreibung von Kempe) scheinen doch eher auf einen Bezug zur Farbe Weiß zu deuten. Andererseits kann nicht völlig ausgeschlossen werden, dass die Chronisten (insbesondere vor dem Hintergrund ihres lateinischen Bildungshintergrunds) das „wit“ fälschlicherweise zu „*albus*“ machten. Jacob Grimm sortierte die *Witte Wivern* in eine separate Gruppe von Geistererscheinungen, die auf die (postulierten!) alten Göttinnen Behrta und Hold (Frau Percht und Frau Holle) zurückgehen sollen. Konsequenterweise war er gezwungen, eine Verwandtschaft mit den Elben abzulehnen:

„Nicht weniger weiss in Friesland, Drenthe und den Niederlanden das Volk von den witten wijven oder juffers in hügel und höhlen, obgleich sie daselbst mit elbischen gestalten vermengt werden.“²⁰³

Demgegenüber berichtet der schwedische Geograph und Bischof von Uppsala, Olaus Magnus, in seiner berühmten Geschichte der nordischen Völker von Jungfrauen, die in einer Erdhöhle wohnen („*virginibus habitatum reperit specum*“) und als Nymphen bezeichnet werden.²⁰⁴ Diese Nymphen stellt er zu den Elben, die an vielen Orten im Norden bei Nacht einen Tanzreigen aufführen würden („*quae in multis locis Septentrionalis regionis, praesertim nocturno tempore, suum saltatorium orbem*“), welcher auch Elfenreigen genannt würde („*hunc nocturnum monstrorum ludum vocant incolae Choream Elvarum*“).

Von ihrer frühmittelalterlichen Beschreibung als Erdgeister bis zu ihrer neuzeitlichen Interpretation als Priesterinnen bzw. als magische Frauen haben die *Witte Wivern* somit eine erstaunliche Transformation durchlaufen. Auch in deutschen Sagen finden sich weiße Frauen in vielerlei Zusammenhängen. Dabei sollte man allerdings die Grimm'sche Kategorie, die auch diverse Schlossgeister und Spukerscheinungen umfasst, beiseitelassen. Weitaus interessanter sind jene Naturgeister, die als „weißen Fräulein“ bezeichnet werden. Manchmal verschmelzen sie mit den Saligen²⁰⁵, manchmal zeigen sie aber auch zwergische Merkmale. Als Beispiel sei hier eine Sage aus Schwaben wiedergegeben, in der die weißen Fräulein Gänsefüße haben (siehe dazu auch den Abschnitt „Zeigt her eure Füße“ ab Seite 129):

„Aus einem Berge bei Sigmaringen kamen ehemals oftmals drei weiße Fräulein in die Stadt und kauften bei einem Metzger Fleisch; aber Niemand wußte, wer sie waren und wie sie hießen. Dabei war es auffallend, daß sie ihre Füße immer sorgfältig zu verbergen suchten. Eines Tags bekamen sie aber dennoch die Leute zu sehen und nahmen

wahr, daß sie Gänsefüße hatten. Sowie die weißen Fräulein merkten, daß man ihre Füße gesehn hatte, sind sie weg geblieben.“²⁰⁶

ANMERKUNGEN UND REFERENZEN FÜR DAS KAPITEL 3

-
- 1 Aarne, A. (1910); Uther, HJ. (2004)
 - 2 Es gibt auch andere Versuche zur Klassifizierung. Ina-Maria Greverus hat beispielsweise argumentiert, das auch Märchen örtlich und zeitlich fixiert sein können und deswegen vorgeschlagen, die Wechselwirkungen zwischen den jeweiligen Protagonisten (Märchenheld bzw. Sagenmenschen) mit ihrer magischen Umwelt (märchenhafte Zauberwelt bzw. mythologische Glaubenswelt) als Kriterium anzusetzen. Greverus, IM. (1958): S. 264
 - 3 Thompson, S. (1961)
 - 4 Christiansen, RT. (1958)
 - 5 Sinninghe, JR. (1943)
 - 6 Simonsuuri, L. (1961)
 - 7 Berger, K. (2001).
 - 8 Barack, KA. (1881–1882): Bd 4, S. 131
 - 9 „Die Unterirdischen“. Müllenhoff, K. (1845): S. 279
 - 10 Strackerjan, L. (1909): Bd. 1, S. 488
 - 11 Ebenda
 - 12 Siehe beispielsweise Paul, H. (1989)
 - 13 Kuhn, A. (1859): S. 65-66, Nr. 51-52.
 - 14 Pröhle, H. (1856): S. 10.
 - 15 Pröhle, H. (1886): S. 8-9, S. 14
 - 16 Grimm, J. (1844): S. 440
 - 17 Jiriczek, OL. (1892): S. 5
 - 18 von Pachelbel-Gehag, JC. (1716); Grimm, J. (1816): Nr. 34
 - 19 Neben dem Lärmen nennt die Zwergin auch noch das unchristliche Verhalten der Menschen, das „*Schweren* [= Schwören] und *grosse Fluchen*“ und die „*Sabbaths-Entheiligung*“ als Gründe für den Weggang.
 - 20 Lyncker, K. (1860): S. 54, Nr. 86
 - 21 Bächtold-Stäubli, H. (1927/1987): Bd. 9, S. 1011
 - 22 Grimm, J. (1819-1837), Bd. 3 S. 67. Für eine weiterführende Diskussion siehe Nishiwaki, M. (2016): S. 146ff
 - 23 Weiteres zu Tabu- und Dämonennamen siehe Röhrich, L. (1951)

-
- 24 Johannes Künzig war Professor für Volkskunde an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe und legte in seiner unveröffentlichten Habilitationsschrift 1936 ein Typensystem der Volkssagen vor, in dem er die Eigenständigkeit der „Hauszwerge“ postulierte. Lindig, E. (1987): S. 25
- 25 „Die Hinzlein zu Aachen“. Bechstein, L. (1853): S. 114-115
- 26 „Der Graf von Hoya“. Ebenda: S. 240
- 27 Gegenstände aus der Haut des Salamanders galten als Attribute von Zauberern bzw. Alchemisten; ihnen wurde Feuerfestigkeit nachgesagt. Der (Feuer-)Salamander wurde nach der alchemistischen Elementelehre des Paracelsus dem Feuer zugeordnet.
- 28 Jahn, U. (1999): S. 59, Nr. 67
- 29 Birlinger, A. (1859): S. 171
- 30 Waltinger, M. (1901/2017): S. 111
- 31 Birlinger, A. (1859): S. 168. Das „Einfüßle“ referiert sehr wahrscheinlich auf den Teufel. Schon im 16. Jahrhundert zieht Johann Weyer diesen Vergleich in „*De praestigiis daemonum*“ unter Verweis auf Aristophanes (*empusan*, einfüßig) und erwähnt ein auf einem Fuß hüpfendes Gespenst. Weyer, J. (1565): S. 133
- 32 Buchner, M. (1922): S. 80
- 33 Ebenda: S. 37
- 34 Waltinger, M. (1901/2017): S. 109
- 35 Hoffmann, JJ. (1899): S.87f; Baader, B. (1846): S. 476f
- 36 Meier, EH. (1852): S. 67
- 37 von Grimmelshausen, HJC. (1969/1921): Bd. 5, Kap. 12
- 38 Hausmann, F. (1931)
- 39 v. Hörmann, L. (1874). ONLINE:
http://www.sagen.at/texte/sagen/oesterreich/tirol/allgemein/salig_fraeu_lein_noergelen.html
- 40 v. Alpenburg, JN. (1857): S. 88-89
- 41 Ebenda: S. 13
- 42 Ebenda: S. 360
- 43 Herzog, H. (1871): S. 4-5
- 44 Geprägt wurde der Begriff durch den Berliner Historiker Wolfgang Hermann Fritze (1916 - 1991)
- 45 Haupt, K. (1862): Bd. 2 S. 45

-
- 46 Veckenstedt, E. (1880): Kap. XVII, Nr. 67, 68
- 47 Haupt, K. (1862): Bd 2, S. 43f
- 48 Haupt, K. (1859): Vorbemerkung
- 49 Schurtz, H. (1890): S. 163
- 50 Lippert, J. (1882): S. 444
- 51 „Die Querxe“. Büsching, JGG. (1816): S. 72
- 52 Friedrich, W. (2001): S. 284
- 53 Meisen, K. (1928-1971)
- 54 Grohmann, JV. (1863): S. 179
- 55 Ebenda: S. 169
- 56 Ebenda: S. 108f
- 57 „Die Barstukken“. Bechstein, L. (1853): S. 225
- 58 z. B. Gotthard Friedrich Stender, in: Baltų religijos ir mitologijos šaltiniai. T. IV. XVIII a. Sudarė N. Vėlius, 2005: S. 199, 207
- 59 Beresnevičius, G. (2006)
- 60 Johann Meletius, *Epistola ad Georgium Sabinum de sacrificiis et idololatria veterum Livonum et Borussorum*. Von Hieronymus Meletius bereinigte Fassung in: „*Libellus de religione et sacrificiis idolatricis...*“, 1573, Exemplar der Staatsbibliothek Berlin. ONLINE:
<http://resolver.staatsbibliothek-berlin.de/SBB0001079100000000>
- 61 Thoma Hornero (Thomas Horner), Gesandter des Ordensmeisters von Livland, druckte den Brief von Johannes Meletius offenbar ohne dessen Zustimmung als Anhang seines Büchleins über die Geschichte Livlands. Meletius, J. (1551)
- 62 Gemeint ist die „*jauja*“, ein beheiztes gemeinschaftliches Bauwerk, in dem das Getreide gedroschen und über den Winter gelagert wurde. Balsys, Rimantas. *Sovijus. Tarpdalykiniai kultūros tyrimai* 5.1 (2017): 10-22.
- 63 *Hieronymus Meletius - Wahrhaftige Beschreibung der Sudawen sammt ihrem Bockheiligen und Ceremonien*. Urtext und Autor sind nicht bekannt. In: Lilienthal, M. (1741): S. 712
- 64 Meletius, J. (1551): S. 4
- 65 Lilienthal, M. (1741): S. 708
- 66 David, L. (1575/1812): Bd. 1, S. 127
- 67 u. a. bei Arnkiel T. (1691): S. 74
- 68 Hartknoch, C. (1684): S. 143

-
- 69 Pierson, JW. (1871): S. 31
- 70 Kiseliūnaitė, D. (2011)
- 71 Elbinger deutsch-altpreußisches handschriftliches Vokabular. Verfasst vom Marienburger Mönch Peter Holzwescher. Originalfassung vermutlich Ende des 13. Jhd. Fol. 169
- 72 Kiseliūnaitė, D. (2011): S. 195
- 73 Ebenda: S. 201, Abbildung 4
- 74 Töppen, MP. (1866): S. 22
- 75 Tkány, A. (1827): S. 72
- 76 Johann Lasicz. *De diis Samagitarum ceterorumque Sarmatarum et falso-rum Christianorum*. Basel, 1615 (geschrieben verm. 1582). S. 51. Abdruck in: Zeitschrift für Deutsches Alterthum, Bd. 1, S 143.
- 77 Brückner, A. (1892): S. 186
- 78 Schoenborn HJ. (1938)
- 79 Bis heute ist weder klar, wo Rethra sich befand, noch welches Aussehen die Burg und das Heiligtum genau hatten. Es existieren lediglich zwei extrem widersprüchliche Beschreibungen von Thietmar von Merseburg und Adam von Bremen aus dem 11. Jhd.
- 80 Masch, AG. (1771): S. 116-117
- 81 Boll, FC. (1854): S. 192-202.
- 82 „Die Wichtlein der Bubenrother Mühle bei Eichstädt“. Schöppner, A. (1853): S. 360. ONLINE: <http://www.zeno.org/nid/20005670780>
- 83 Brüder Grimm (1837): S. 183. Interessanterweise taucht der Spruch der Wichtelmänner erst in dritten neu bearbeiteten Auflage auf. In der Erstausgabe von 1812 tanzen sie wortlos zur Tür hinaus.
- 84 Kuhn, A. (1886): Bd. I, S. 33-38
- 85 Thoms, WJ. (1859)
- 86 Rowlin, JK. (1998)
- 87 Baughman, EW. (1966): S. 222
- 88 Uther, HJ. (2015)
- 89 Barack, KA. (1882): Bd. 4. , S. 134-135. Online https://de.wikisource.org/wiki/Seite:De_Zimmerische_Chronik_4_134.jpg
- 90 Ebd. S. 135-136.
- 91 Briggs, KM. (1957): S. 274. Im Originaltext: „...was accustomed to cure the whooping cough.“

-
- 92 Schönwerth, F. (1858): Bd. 2, S. 295
- 93 Burchard von Worms, *Decretorum libri XX*, Lib. 19, Canon 5 Nr. 103. Schmitz, HJ. (1898): S. 432
- 94 Der Begriff „*arcus parvulus*“ wird oft als „kleine Bögen“ übersetzt. Auch die Deutung von „*suturalia*“ als Kinderschuhe ist nicht völlig klar. Erstens kommen in den Handschriften verschiedene Schreibweisen vor (*sutularia*, *sitularia*, *scutularia*), zweitens muss man der Interpretation einer Variante von *subtalaria* folgen, für das eine Übersetzung „*calce*“ (Schuhe) existiert. Alternativ könnte man auch "Lumpen" i.S.v. alter Kinderkleidung übersetzen.
- 95 Begriffe wie *satyri*, *silvani*, *fauni* oder *pilosi* werden im mittelalterlichen Latein oft verwendet, um verschiedene Wesen der vorchristlichen Glaubenswelt (Zwerge, Kobolde, andere Hausgeister) anzusprechen. Lecouteux, C. (1995): S. 65
- 96 Uther, HJ. (2013): S. 95; E. Marold in Ranke, Brednich, u.a.: *Enzyklopädie des Märchens* (1977–2015). Band 12, Eintrag Schmied, S. 107. In beiden Quellen fehlerhaft zitiert als Herodot IV-96 statt richtig IV-196.
- 97 Witzschel, A. (1866): S. 192
- 98 Schönwerth, F. (1858): Bd. 2, S. 293
- 99 Ebd. S. 303
- 100 Schmidt, J. (1827): S. 143
- 101 Pfeifer, V. (1948): S. 88
- 102 Pröhle, H. (1886): S. 222
- 103 Im gläubigen Mittel- und Süddeutschland werden Zwerge dagegen oft sogar selbst als Kirchgänger geschildert. Manchmal treten sie als kirchenputzende Wichtel auf, selten feiern sie sogar eigene Messen.
- 104 Bächtold-Stäubli, H. (1927/1987): Bd. 9, S. 863
- 105 Lyncker, K. (1860): S. 48
- 106 Friesius, P. „*Dess Teuffels Nebelkappen: Das ist: Kurzer Begriff den gantzen Handel von der Zauberey belangend zusammen gelesen*“. Frankfurt/M, 1583. Abgedruckt in: Saur, A. (1586): S. 225
- 107 „Die Zwergenwiege“. Bechstein, L. (1853): S. 264
- 108 „*Neugeborenen Kindern muß man vorm Schlafengehn eine Scheere aufgemacht auf die Wiege legen, bis sie getauft sind. Schlafen sie bei der Mutter, muß man sie beim letzten Wickeln mit einem Kreuz vor Brust und Stirn*

-
- segnen. Sonst vertauschen sie die Unterirdischen.*“ Müllenhoff, K. (1921): S. 314
- 109 Marzell, H. (1921)
- 110 Grimm, J. (1844): S. 437
- 111 „Die Ofenmännlein“. Birlinger, A. (1861): Nr. 74
- 112 „Die Moosweiblein von Wildemann“. Pröhle, H. (1863): S. 37
- 113 Schwanenjungfrauen können sich in Schwäne verwandeln und haben dann auch Schwanenfüße. Es gibt vereinzelte Volkssagen, die von elbischen Wesen sprechen. Siehe auch Hatto, AT. (1961)
- 114 Dähnhardt, O. (1907-1912): Bd 4, S. 296. Seine Quelle war Bertha Ilg, eine auf Malta lebende junge Schriftstellerin und Sammlerin maltesischer Volksmärchen
- 115 Babylonischer Talmud, Traktat Sanhedrin 95a, 107a, 112b
- 116 Krebs, W. (1975): S. 149
- 117 Bertha (Bertrada), die Mutter von Karl dem Großen, hatte angeblich einen mißgestalteten großen Fuß. In verschiedenen Versionen der auf diesem Umstand anspielenden Berthasage ist oft auch von einem Gänsefuß die Rede.
- 118 „Der Mäusewagen in Grimmen“. Grässe, JGT. (1868-1871): S. 512
- 119 Barack, KA. (1882): S. 118. ONLINE:
https://de.wikisource.org/wiki/Seite:De_Zimmerische_Chronik_4_118.jpg#3
- 120 Bezeichnenderweise trägt diese Familie ihre Beziehung zu den elbischen Naturgeistern bereits im Nahmen (Alven = Alben)
- 121 „Die Frau von Alvensleben“. Grimm, J. (1816): S. 85f
- 122 Prätorius, J. (1666): S. 112
- 123 Schambach, G. (1855): S. 382
- 124 Ebenda: S. 109
- 125 Nachtigal, JKC. (1800): S. 328
- 126 Wucke, CL. (1864): Bd. 2, S. 25
- 127 Lindig, E. (1987)
- 128 Hoops, J. (2001): Bd. 2, Stichwort Hausgeister; Bächtold-Stäubli, H. (1927/1987): Bd. 5, Stichwort Kobold
- 129 Eine kompakte Übersicht gibt der deutsche Historiker Julius Lippert. Lippert, J. (1881): S. 161

-
- 130 Manchmal wird die Schrift dem Franziskaner Rudolf von Biberach (ca. 1270 – 1326) zugeschrieben, dies ist aber äußerst zweifelhaft. Joseph Klapper (Klapper, 1916) hat darauf hingewiesen, dass das Traktat zwischen 1235 und 1250 entstanden sein muss.
- 131 „*in novis domibus siue de novo intrare contigerit, ponunt ollas plenas rebus diversis diis penatibus, quos stetewalden vulgus appellat*“. Franz, A. (1906): S. 428. Das Zitat stammt aus der Leipziger Rudolphus Handschrift. Im Breslauer Exemplar (Joseph Klapper, 1916) heißt es leicht verändert: „*quos Stetewaldiu vulgus appellat*“
- 132 „*Huius rei testes sunt: Guntramus pincerna de Brunenberc. Heinricus de Abenrode. Heinricus dictus Coboldus. Ludewicus de Wedersheim [...]*“ Böhmer, JF. (1836): 1, 83
- 133 Bodmer, JJ. (1758): S. 206
- 134 Deutscher DUDEN. Eintrag: kobolz. ONLINE: <https://www.duden.de/suchen/dudenonline/kobolz>
- 135 Bräuer, S. (2010): S. 238
- 136 Balthasar Trochus - *Vocabulorum rerum promptuarium* (1517): Fol. 9. ONLINE: http://reader.digitale-Sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb11223714_00009.html
- 137 David, L. (1575/1812)
- 138 Ebenda: Bd. 1, S. 126-127
- 139 Meletius, J. (1551): S. 4
- 140 Hartknoch, C. (1684): S. 142
- 141 Eckart, PJ. (1734): Kap. IV, S. 84
- 142 Hanuš, IJ. (1842): S. 228-229
- 143 Stern, B. (1907): S. 77
- 144 Beispielsweise in Wuttke, A. (1869): S. 363
- 145 Töppen, MP. (1866): S. 22
- 146 Beispielsweise in Kuhn, A. (1843): S. 373
- 147 Haupt, K. (1862)
- 148 Bechstein, L. (1853): Nr. 147-148
- 149 Die wohl umfassendste neuere Arbeit zu Hausgeistern ist Lindig, E. (1987)
- 150 Jahn, U. (1999): S. 94
- 151 „Puks zieht mit dem Gebälk“. Grässe, JGT. (1868-1871): Bd. 2, S. 457
- 152 „Der Kobold zu Thalheim“. Ebd., Bd. 1, S. 486

-
- 153 Dorn, LF. (1846): S. 264
- 154 Sommer, E. (1845/2014): S. 26-27, Nr. 23
- 155 Baader, B. (1851): S. 273f
- 156 „Der Kobold von Hälvelä“. Simonsuuri, L. (1968): Nr. 354, S. 263
- 157 Temme, JDH. (1839): Nr. 64, S. 57
- 158 Sommer, E. (1845): S. 32-33
- 159 Pröhle, H. (1886): Nr. 181, S. 178
- 160 Grimm, J. (1816): Bd. 1, S. 103-128
- 161 Praetorius J. (1666): Kap. 8, S. 363. Wenn eine der „lüsternen Mägde“ den Kobold leibhaftig sehen will, so bestellt er sie nächsten Tags an einen bestimmten Ort, wobei die Magd unbedingt einen Eimer Wasser mitbringen sollen. Der Kobold erscheint dann mit einem großen Messer im Rücken, worauf die Magd ohnmächtig wird. Der Kobold weckt sie wieder auf, indem er das mitgebachte Wasser über sie schüttet.
- 162 Weichelt, H. (1878-80); Bd. 1, S. 222-223
- 163 Borchardt, E. (2007): S. 9ff
- 164 Bechstein, L. (1853): S. 236ff
- 165 Feste Calenberg bei Pattensen, noch als Ruine zu besichtigen.
- 166 Ehem. Wasserburg in der Nähe von Crailsheim. Heute sind keine Mauerreste mehr zu sehen.
- 167 Grimm, J. (1816): Nr. 74
- 168 Büsching JGG. (1812): S. 208, Nr. 53
- 169 Temme, JDH. (1840): S. 252-253
- 170 Trithemius J. (1559.): S. 160-162
- 171 Kosegarten, HGL. (1816): S. 333.
- 172 Harmel, S. (2011): S. 19
- 173 Strackerjan, L. (1909): Bd. 1, S. 487
- 174 „Klabatersmänneken oder Pukse“. Grässe, JGT. (1868-1871): Bd. 2, S. 456-457
- 175 Harmel, S. (2011)
- 176 Kuhn, A. (1843): S. 373
- 177 Schmidt, JG (1718): Bd. 1, Cap. 72, S. 176
- 178 teilweise aufgeführt in Schambach, G. (1855): S. 163
- 179 Grässe, JGT. (1874): Bd. 2, S. 153-154

-
- 180 Toeppen M. (1866): S. 17
- 181 Wilde, M. (2003)
- 182 Kiseliūnaitė, D. (2011): S. 191-192
- 183 Balsys, R. (2017): S. 18
- 184 Bezenberger, A. (1874): S. 5. ONLINE: <http://titus.fkidg1.uni-frankfurt.de/texte/etcs/balt/lit/mazvkat/mazvk.htm?mazvk003.htm>
P. 9/13, L. 19 und P. 10/14, L. 5
- 185 Matthäus Prätorius beendete 1698 das Manuskript seines Hauptwerkes *Deliciae Prussicae*, es wurde jedoch erst 1871 erstmals in Auszügen gedruckt. Pierson, JW. (1871): S. 29-30
- 186 Tetzner, FO. (1902): S. 90
- 187 Senter, PJ. (2016)
- 188 Veckenstedt, E. (1880): S. 390
- 189 Lehmacher, G. (1951)
- 190 Grimm, J. (1854/1961): Eintrag „Elb“
- 191 Petzoldt, L. (1990): Eintrag „Elben“
- 192 Bechstein, L. (1853): S. 151, Nr. 166
- 193 s. u.a. Simrock, K. (1878): S. 369 und van den Bergh, LPC. (1846): „Alven“, S. 1ff
- 194 „Alven“. Van den Bergh, LPC. (1846): S. 1ff
- 195 Grimm, J. (1844): S. 408
- 196 „*Van reuzen en dwergen*“. Kemp, P. (1925): S. 151ff
- 197 Laistner, L. (1881): S. 190ff
- 198 Grimm, J. (1854/1961): Eintrag „Auke“
- 199 Diesen Zusammenhang vermutete beispielsweise der deutsche Sagenforscher Ernst Ludwig Rochholz. Rochholz, EL. (1856): Bd. 1, S. 343
- 200 Kuhn, A. (1848): S. 485
- 201 Müller, CF. (1904): S. 94; Laude, R. (1995): S. 109, 111
- 202 Praetorius, J. (1666): S. 74
- 203 Grimm, J. (1844): S. 919
- 204 Magnus, O. (1555): Lib. III, Cap. XI. „*De Elvarum, id est, spectrorum nocturna chorea*“
- 205 Ranke, F. (1923): S. 117
- 206 Meier, EH. (1852): S. 66-67

4 – AHNENFORSCHUNG MIT ZWERGEN

Zwergensagen findet man praktisch überall in Europa: von der spanischen Atlantikküste bis zum Finnischen Meerbusen und vom europäischen Nordmeer bis an die Schwarzmeerküste. Die Zwerge Europas sind sich so ähnlich, dass der Verdacht naheliegt, sie könnten auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen sein. Jacob Grimm vermutete, Dämonensagen wären das entstellte Relikt eines alten germanischen Götterglaubens.¹ Klare Hinweise oder gar Belege dafür blieb er allerdings schuldig. Lediglich einige Aspekte von der Figur der Frau Holle beruhen mit ziemlicher Sicherheit auf der germanischen Göttin Frija (siehe dazu den Abschnitt „Die wilde Jagd“, Seite 456). Heute wird Grimms Hypothese eher im Kontext der in der Epoche der Romantik aufkommenden Suche nach einer deutschen Volksidentität gesehen. Dennoch: Könnte es vielleicht sein, dass die Wurzeln der europäischen Volkssagen tiefer liegen bzw. auf noch ältere Überlieferungen zurückgehen?

Wie wir am Beispiel des Rumpelstilzchens bereits aufgezeigt hatten, können einzelne Erzählmotive bis zu den ersten Aufspaltungen der indoeuropäischen Sprachfamilie vor 4000 Jahren zurückverfolgt werden (siehe den Abschnitt „Der übernatürliche Helfer“ ab Seite 32). Wirklich fassbar werden mythologische Zwerge jedoch erst viel später. Mit einem Ausflug zu den Homerischen Pygmäen werden wir am Beginn dieses Kapitels einen kurzen Blick auf die ältesten kleinwüchsigen Sagenfiguren der abendländischen Literatur werfen. Ein weiterer Exkurs ist den Natur- und Hausgeistern der griechisch-römischen Mythologie gewidmet, die zahlreiche Spuren in den mitteleuropäischen Volkssagen hinterlassen haben. Um Entwicklungslinien und Ver-

wandtschaften aufzuzeigen, wollen wir schließlich auf die Zwerge der altnordischen und der keltischen Mythologie eingehen und untersuchen, welchen Einfluss sie auf die neuzeitliche volkstümliche Überlieferung in exemplarisch ausgewählten europäischen Ländern ausgeübt haben.

DIE FABELWESEN DES HOMER

Auf der Such nach Zwergwesen in antiken Schriften stolpert man nahezu zwangsläufig über das mythologische Volk der Pygmäen. Abgesehen von ihrer geringen Körpergröße haben sie augenscheinlich wenig gemein mit den Zwergen jener volkstümlichen Überlieferungen, die wir im vorherigen Kapitel kennengelernt haben. Dennoch sind die Pygmäen ein lohnendes Studienobjekt, denn wie die Zwerge unterlagen auch sie vielfachem Bedeutungswandel in einem mythologischen Spannungsfeld zwischen realen (kleinwüchsigen) Menschen, Dämonen und mehr oder weniger phantastischen Fabelwesen. Auf die kulturhistorische Dimension der verschiedenen Transformationen werden wir im Kapitel 6 noch ausführlich zurückkommen. An dieser Stelle wollen wir uns auf den eigentlichen Pygmäenmythos beschränken.

Die älteste bekannte Textpassages, die von Pygmäen handelt, findet sich in einem gemeinhin dem griechischen Dichter Homer zugeschrieben Epos aus dem 8. bis 7. Jahrhundert v. Chr., das mangels eines historisch überlieferten Titels als Ilias bezeichnet wird. Ob es sich bei Homer tatsächlich um eine reale Person gehandelt hat, und falls ja, inwieweit er der originäre Urheber von Ilias und Odyssee war, ist umstritten. Im gegebenen Zusammenhang ist diese Frage aber völlig unwichtig, und deshalb soll er hier der Einfachheit halber als Autor gelten. Homer berichtet von den Pygmäen leider nur außerordentlich beiläufig, und zwar in Form einer Metapher im 3. Gesang der Ilias. Dort beschreibt Homer den Aufmarsch der Trojaner. Diese, so schreibt er, schritten heran mit Geschrei und Rufen, gleich den Kranichen...

*...κλαγγῇ ταί γε πέτονται ἐπ' Ὀκεανοῖο ῥοάων
 ἀνδράσι Πυγμαίοισι φόνον καὶ κῆρα φέρουσαι
 ἤέριαι δ' ἄρα ταί γε κακὴν ἔριδα προφέρονται*

...welche mit Geschrei an Okeanos' strömende Fluten ziehen,
den Pygmäen-Menschen Mord und Verderben bringend,
[wenn sie] in morgendämmernder Luft zum schrecklichen
Kampfe herannahen

Bemerkenswerterweise wird von Homer nicht einmal explizit vermerkt, dass Pygmäen besonders klein seien. Diese Interpretation von Homers Begriff *ἀνδράσι Πυγμαίοισι* (*andrasī Pygmaioisi*, hier übersetzt als „Pygmäen-Menschen“) wird in erst späteren, ausgeschmückteren Versionen des Mythos nachgeliefert. Der Grund für die Annahme einer geringen Körpergröße liegt allein in der Begriffsbildung begründet, denn das altgriechische *πυγμαῖος* (*pygmaíos*) wurde im Sinne von „so lang wie eine pygme“ interpretiert. Die Pygme ist eine antike griechische Maßeinheit, die 18 Fingerbreit entspricht (d.h. etwa eine Elle, ~33 cm) und sich vom griechischen *πυγμή* (*pygmé*, „Faust“) ableitet. Diese Lesart hat Geschichte geschrieben. Von der Antike bis ins Mittelalter wurde *πυγμαῖος*, später auch in der lateinischen Form *pigmeus*, als generische Bezeichnung für kleinwüchsige Menschen weithin verwendet.

Homers beiläufige Verwendung der Pygmäen-Metapher setzt ganz offensichtlich voraus, dass seinen Lesern die dahinterstehende Legende geläufig war. Sie muss daher in der archaischen Periode zumindest der gebildeten Schicht allgemein bekannt gewesen sein und könnte somit auf einer weitaus älteren Urform beruhen. Wie auch für die Ursprünge der Ilias insgesamt vermutet wird, könnte der Kern des Erzählmotivs schon in der Bronzezeit entstanden sein. Die Verbreitung verwandter Narrative in Asien und bei den Ureinwohnern Nordamerikas (u.a. Cherokee und Comox Indianern) hat sogar zu der Vermutung geführt, dass der Ursprung schon vor der Aufspaltung der asiatischen und amerikanischen *Homo sapiens* vor ca. 15000 Jahren zu suchen ist.² Über

die Entstehungsgeschichte etwaiger epischer Vorformen wissen wir freilich nahezu nichts, wie der Mainzer Philologe Udo Reinhardt berechtigterweise angemerkt hat. Für ihn ist die Entstehung des frühgriechischen Mythos nach der sogenannten dunklen Periode am Ende der Bronzezeit das Ergebnis eines multikulturellen Glücksfalls und eine Sternstunde der abendländischen Geistesgeschichte.³

DIE PHANTASTISCHEN ABENTEUER DES ODYSSEUS

Homer ist nicht nur unsere älteste Quelle für die Pygmäen. Seine Erzählungen liefern ganz generell die ersten schriftlichen Berichte über Fabelwesen der klassischen Mythologie. In den Gesängen 9 bis 12 der Odyssee berichtet der Titelheld Odysseus dem König der Phaiaken (auch: Phäaken) namens Alkinoos von seinen Abenteuern, die er nach seiner Abfahrt aus Troja auf einer zehnjährigen Irrfahrt erlebt hat. Genau genommen ist seine Geschichte eine ganz unglaubliche Räuberpistole, vollgestopft mit Zyklopen, Sirenen, Meeresungeheuern, menschenfressende Riesen, dazu kunstvoll garniert mit einer liebestollen Nymphe und einer lebensgefährlichen Hexe. Fast fühlt man sich in eine Hafenkneipe versetzt, wo der alte Seebär seine Zuhörerschaft aus leichtgläubigen Landratten mit schnapsbeduseltem Seemannsgarn in seinen Bann zieht.

Inzwischen wird angenommen, dass Homer mit der Odyssee eine Rahmenhandlung für die Erzählung verschiedener älterer Legenden erschaffen wollte.⁴ Wilhelm Grimm war wohl einer der ersten, dem dies auffiel. In einer Publikation von 1857 machte er darauf aufmerksam, dass die Geschichte vom Polyphem verdächtige Ähnlichkeiten zu Volksmärchen aus verschiedenen Ländern aufweist.⁵ Andere Untersuchungen, z. B. von Oskar Hackmann,

zeigten Parallelen zwischen der Odyssee und den Abenteuern von Sindbad dem Seefahrer auf.⁶ In dieser Erzählung bewirbt Sindbad der Seefahrer einem armen Lastträger gleichen Namens und erzählt ihm in seinem Palast von vergangenen phantastischen Abenteuern. Darunter ist auch eine Begebenheit mit einem menschenfressenden Riesen, dem Sindbad und seine Gefährten Holzpfähle in die Augen stießen, um zu entkommen. Die Sindbad-Erzählung ist zwar allgemein als Teil der arabischen Geschichtensammlung „1001 Nacht“ bekannt, in deren ältester bekannten Fassung (entstanden um 1450) jedoch überhaupt nicht enthalten und erst sekundär aus einer anderen Quelle übernommen worden.

Das Erzählmotiv vom Polyphem ist so tief in der europäischen Sagenwelt verwurzelt, dass es einen eigenen Eintrag im Aarne-Thompson-Uther Index erhalten hat (ATU-1137). Moderne Stammbaumanalysen lassen vermuten, dass es bis auf eine Erzählung der kanadischen Ojibwa-Indianer zurückgehen könnte.⁷ Aber auch andere Erzählmotive der Odyssee finden sich in Sagen und Märchen aus aller Welt, beispielsweise etwa die Sirenen in Erzählungen aus Java, Deutschland und Irland.⁸ Insbesondere die Arbeiten von Ludwig Rademacher Anfang des 20. Jahrhunderts ermöglichten die Zuordnung zahlreicher Einzelmotive.⁹

DER PYGMÄENMYTHOS ALS BELIEBTES SUJET

Der Kampf der Pygmäen gegen Kraniche wird im gelehrten Umfeld auch als Geranomachie bezeichnet (altgr. γέρανος, *geranos*: „Kranich“). Das Thema wurde von zahlreichen antiken Autoren aufgegriffen und variiert. Nach Auskunft des antiken Geographen Pomponius Mela (1. Jahrhundert) werden die Pygmäen von den Kranichen sogar ausgerottet.¹⁰ Der antike Dichter Ovid berichtet



von einer Sage um die Mutter (= Herrscherin?) der Pygmäen, die von Juno in einen Kranich verwandelt wurde und danach gegen ihr eigenes Volk kämpfen musste.¹¹ Manchmal wird diese „Pygmäenmutter“ durch Ableitung der weiblichen Form aus dem griechischen Wort für Kranich auch Gerana genannt.¹²

Spätestens seit dem 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. war die Geranomachie auch ein populäres Bildmotiv. Am bekanntesten sind wohl die Darstellungen auf einem korinthischen Hausaltar (Abb. 18) und die bildergeschichtenartige Fußbemalung der sogenannten François-Vase. Letztere wurde gegen Ende des 6. Jahrhundert v. Chr. in Athen gefertigt und ist heute im Museo Archeologico Nazionale in Florenz ausgestellt. Im ersten Jahrhundert v. Chr. wurde es in der römischen Welt Mode, Nilszenen mit „Pygmäen“ abzu-

Abb. 18: Geranomachie-Darstellung auf einem korinthischen Hausaltar (6. Jahrhundert v. Chr.)

bilden.¹³ Daraus entwickelte sich sogar ein ganzes Genre der römischen Kunst, die sogenannte „Nillandschaft“; mit dem Nilmosaik von Palestrina als dem wohl bekanntesten Werk. Die Pygmäen der Nillandschaften sind meist in der Jagd auf andere niltypische Tiere wie Nilpferde und Krokodile gezeigt. Manches Mal werden sie als kleine dunkelhäutige Menschen dargestellt, man findet aber auch Abbildungen disproportional (pathologischer) Kleinwüchsiger.

Der Pygmäenmythos war offenbar so attraktiv, dass die Erzählung bis in weit entfernte Weltgegenden gelangte¹⁴. Im chinesischen Buch *Shen Yi King*, datiert in das 4. oder 5. Jahrhundert, wird von einem Zwergenvolk am westlichen Meer („*Si hai*“, gemeint ist das Mittelmeer) berichtet, das gegen Kraniche kämpft.¹⁵ Die-



Abb. 19: Geranomachie-Darstellung auf der Francois-Vase

ses Beispiel eines frühen Kulturtransfers in Richtung Ostasien ist übrigens kein Einzelfall; auch andere hellenistische Erzählmotive haben Eingang in chinesische Texte gefunden.¹⁶ Im arabischen Raum war der Pygmäenmythos spätestens seit dem 9. Jahrhundert aus den übersetzten Werken des Aristoteles bekannt. In einer leicht veränderten Version des arabischen Gelehrten *Mūsā ad-Damīrī* aus dem 14. Jahrhundert lebten eine Elle große Menschen auf einer Insel in der See von Zanj.¹⁷ Von ihnen hatten viele nur noch ein Auge, weil sie immer wieder gegen Störche kämpfen mussten, die ihnen dabei die Augen ausgepickten. Diese Angriffstechnik ist bemerkenswerterweise auch auf der Francois-Vase in zwei Bildsegmenten dargestellt (siehe Abb. 19).

VOR-HOMERISCHE MYTHEN

Ob Homers Erzählungen typische Aussagen über die zeitgenössische frühgriechische Mythologie machen, ist durchaus umstritten. Vielleicht handelt es sich „nur“ um Kunstmärchen, literarische Eigenschöpfungen eines dichterischen Genies, die zwar lesenswert, aber von geringem realhistorischem Wert sind. Wie

auch immer, so markiert Homer jedenfalls die Grenze des frühgriechischen Mythos in Schriftform. Davor liegt das sogenannte dunkle Zeitalter, das am Ende der Bronzezeit im Mittelmeerraum ab etwa 1250 v. Chr. einsetzte und bis ins 9. oder 8. Jahrhundert v. Chr. andauerte. Der Name verweist auf die Abwesenheit schriftlicher Zeugnisse bzw. auf den Umstand, dass generell vergleichsweise wenige archäologische Fundstücke aus dieser Zeit existieren. Am Ende der dunklen Periode übernahmen die Griechen die im arabischen und indischen Raum verbreitete Alphabetschrift der Phönizier.

Insofern endet auch die Suche nach dem Ursprung der Pygmäenlegende zunächst im Nichts. Woher die frühgriechischen Mythen tatsächlich stammten, ist weitgehend unklar. Waren sie eine Eigenentwicklung? Oder entstammten sie der mykenischen Kultur, die vor dem dunklen Zeitalter im nordwestlichen Mittelmeerraum vorherrschte und uns aus Tontafeln in Linear B-Schrift fragmentarisch überliefert ist? Wurde sie nur durch mündliche Überlieferung tradiert? Die Vermutung einer Verbreitung durch wandernde Sänger (auch als „epische Rhapsoden“ bezeichnet) wird oft in den Raum gestellt, bleibt aber vage und ist kaum beweisbar. Die mykenische Kultur geht vermutlich auf aus dem Balkan eingewanderte indogermanische Stämme zurück, die manchmal auch Achaier oder Danaer genannt werden, womit natürlich auf die homerischen Bezeichnungen für die Griechen referenziert wird. Ihre Mythologie lässt sich fragmentarisch aus Fresken, Figurinen, und den schon erwähnten Linear B Täfelchen rekonstruieren. Das mykenische Pantheon ähnelte offenbar dem des klassischen Griechenlands. Zeus war bereits bekannt, der wichtigste Gott war allerdings offenbar Poseidon (zumindest im mykenischen Pylos). Neben Einflüssen der Minoischen Kultur auf Kreta werden für die mykenische Mythologie auch nicht-

indoeuropäische Einflüsse, insbesondere aus Ägypten und von den Hethitern, vermutet. Griechenland stand über seine zahlreichen Handelszentren mit dem Vorderen Orient in ständiger Verbindung. Dazu zählten etwa die Inseln Zypern, Kreta, Rhodos, Kythera, aber auch Hafenstädte wie Tiryns oder Argos.

Insofern ist es nicht verwunderlich, wenn die späteren Mythen des klassischen Griechenlands Elemente enthalten, die man von den früheren Hochkulturen der Ägypter, Babylonier und Assyrer kennt. Das berühmteste Beispiel für eine uralte Erzählvorlage ist sicherlich das sumerisch-akkadische Gilgámesch-Epos. Es enthält nicht nur eine Weltenflut (vergl. Deukalionische Flut bzw. christliche Sintflut), sondern auch der Besuch der Unterwelt (vergl. Orpheus in der Unterwelt) oder der Kampf des Heroen gegen eigentlich unbesiegbare Ungeheuer (vergl. zahlreiche Abenteuer des Herakles). Auch die griechischen Giganten, Riesenvögel, Meeresungeheuer und zahlreiche Mischwesen entstammen zweifellos einer altorientalischen Tradition.¹⁸

ALTE MELDUNGEN ÜBER KLEINE LEUTE

Nach der antiken Weltvorstellung lebten die Pygmäen in Afrika und/oder in Indien. Diese Verortung geht im Wesentlichen auf Reiseberichte zurück, in denen von Begegnungen mit realen kleinen Menschen erzählt wird. Der von Homer genannte Schauplatz der Geranomachie am „Okeanos“ deutet auf eine periphere Lage, liefert ansonsten jedoch keine wirklich verwertbaren Informationen, da dieser Fluss nach damaliger Überzeugung die gesamte Erde und das Meer umringte. Auch Afrika und Indien sind als Ortsangaben weniger spezifisch, als man zunächst denken möchte, denn die damalige Vorstellung von der Größe und der Lage Afrikas und Indiens - sowohl absolut als auch relativ zueinander - war doch recht verschieden von den heute bekannten geographischen Gegebenheiten.

PYGMÄEN IN AFRIKA

Bereits im 5. Jahrhundert v. Chr. informiert uns der Dichter Herodot über die Existenz kleinwüchsiger Menschen in Afrika, die er allerdings nicht als explizit Pygmäen bezeichnete.¹⁹ Leider ist sein Bericht nicht gerade das, was man sich unter einer glaubwürdigen Zeugenaussage vorstellt, sondern erinnert eher an Mitteilungen nach Art von: „die Freundin eines Bekannten meines Schwagers hat von ihrem Friseur gehört, dass...“. So berichtet nämlich Herodot, ihm wäre die Geschichte von Männern aus Cyrene²⁰ zugetragen worden. Diese waren jedoch keine Augenzeugen, sondern geben vielmehr an, die Begebenheit anlässlich eines Besuchs beim Orakel von Amun in der Oase Siwa vom Hohepriester des Orakels namens Etearchos²¹ gehört zu haben. Aber auch Etearchos kannte die Begebenheit nur vom Hörensagen. Denn einst, so ließ er die

Männer wissen, wären einige Besucher vom Stamm der Nasamonen²² beim Orakel gewesen. Sie wussten von einer Begebenheit zu berichten, die sie zwar nicht selbst erlebt, jedoch von tapferen Stammesgenossen gehört hätten. Jene nun hätten in ihrer Jugendzeit einmal die Wüste (gemeint ist die Sahara) durchquert. Und bei dieser Unternehmung seien sie dann auf kleine Menschen (*ἄνδρας μικρούς*) gestoßen, die dunkelhäutig waren und eine unverständliche Sprache sprachen. Die Gefährten seien von jenen sogar vorübergehend gefangengenommen worden. Die Kleinwüchsigen hätten an einem Fluss mit Krokodilen gewohnt und seien allesamt Zauberer (*γόητας*) gewesen.

Glücklicherweise sind auch noch andere Berichte überliefert, die mehr Zuverlässigkeit ausstrahlen. Photios, genannt Photios der Große, war im 9. Jahrhundert Patriarch von Konstantinopel. Er fasste zahlreiche Referenzen und Zitate aus Büchern antiker Autoren einem Kompendium namens *Bibliotheka* zusammen, das heute als wertvolle Quelle verloren gegangener Originalwerke dient. In der *Bibliotheka* findet sich ein Bericht des Diplomaten und Historiker Nonnosos. Dieser reiste im Auftrag von Kaiser Justinian um 530 nach Aksum (im heutigen Äthiopien). Dabei zeigt er sich beeindruckt von den dortigen Elefanten, berichtet aber auch über ein Zusammentreffen mit kleinwüchsigen Menschen. Photios referiert über den Bericht des Nonnosos wie folgt:

„Als Nonnosus auf seiner Reise zu den Farasan-Inseln²³ segelte, hatte er ein bemerkenswertes Erlebnis. Er sah sehr kleine schwarzhäutige menschliche Wesen, deren Körper vollständig mit Haaren bedeckt waren. Die Männer wurden etwa gleich großen Frauen und von noch kleineren Kindern begleitet. Abgesehen von einem Lederschurz um die Hüften ware alle nackt. Sie wirken nicht wild oder primitiv. Ihre Sprache war menschlich, aber unverständlich selbst für ihre Nachbarvölker und mehr noch für Nonnosus und seine Begleiter. Sie ernähren sich von Fisch und Meeresfrüchten, die sie in Küstennähe fangen. Nonnosus zufolge sind sie

sehr ängstlich, als sie ihn und seine Begleiter bemerkten, machten sie sich davon - so wie (wir es machen würden) wenn wir auf eine wilde Bestie träfen.“²⁴

Wie bei Herodot ist auch in diesem Text ist nicht direkt von Pygmäen die Rede, sondern es wird der Begriff *anthropínin* (Menschlein, kleine Menschen) verwendet. Offenbar waren sich beide Autoren im Klaren darüber, dass sie auf reale kleinwüchsige Menschen und nicht auf die Pygmäen der homerischen Tradition getroffen waren.

PYGMÄEN IN INDIEN

Ktesias von Knidos war ein Arzt und Chronist aus dem frühen 4. Jahrhundert v. Chr. Neben seinem Hauptwerk über Persien, der *Persiká*, verfasste Ktesias eine kleinere Schrift über Indien, die *Indiká*. Leider ist das Werk nur in Auszügen in der schon zuvor erwähnten *Bibliotheka* des Photios erhalten. In einer der überlieferten *Indiká*-Passagen berichtet Ktesias wie folgt:

„In der Mitte von Indien leben dunkelhäutige Menschen (Pygmäen genannt), die die gleiche Sprache sprechen wie die anderen Bewohner des Landes. Sie sind sehr klein, der größte unter ihnen misst zwei Ellen, die meisten aber nur anderthalb. Ihr Haar ist sehr lang, es geht ihnen bis zu den Knien und noch darüber, und ihre Bärte sind länger als bei allen anderen Menschen. Wenn ihre Bärte ausgewachsen sind, legen sie ihre Kleidung ab, lassen die Haare hinten bis unter die Knie fallen und vorne bis zu den Füßen. Wenn sie so ganz mit Haar umgeben sind, befestigen sie dieses mit einem Gürtel, so dass es ihnen als Kleidung dient. Ihr Geschlechtsteil ist dick und so groß, dass es Ihnen bis zu den Fussknöcheln reicht. Sie sind stupsnäsiger und schamlos. Ihre Schafe sind nicht größer als Lämmer. Ihre Rinder, Pferde, Esel und anderes Vieh sind so groß wie Widder. Sie sind geschickte Bogenschützen, deshalb dienen 3000 von Ihnen dem indischen König.“²⁵

Ktesias fügt in seinem Bericht von kleinen dunkelhäutigen Menschen in Klammersetzung den Terminus Pygmäen (*Πυγμαῖοι*) ein. Ansonsten erinnert seine Beschreibung an die von Nonnosos und wirkt wie ein glaubhafter Augenzeugenbericht über das Zusammentreffen mit einem eingeborenen kleinwüchsigen Volksstamm. Mitglieder einiger Pygmäenstämme haben tatsächlich einen kräftigen Bartwuchs und eine starke Körperbehaarung. Der Eindruck riesiger Geschlechtsteile könnte von einem Penisfutteral stammen, wie es von Männern verschiedener Volksstämme in Afrika, Indonesien und Südamerika getragen wurde (bzw. heutzutage vereinzelt und zu bestimmten Anlässen immer noch getragen wird). Beispielsweise waren solche Futterale (Horim) bei den Yali, einem kleinwüchsigen Volksstamm aus dem Hochland von Papua, in Gebrauch. Könnte es sein, dass diese Beobachtung von Ktesias zu der später so oft propagierten Behauptung über die übergroße sexuelle Potenz von Zwergen (und zwar sowohl bezogen auf kleinwüchsigen Menschen als auch auf mythologische Zwerge; siehe dazu auch den Abschnitt „Der phallische Zipfel“ ab Seite 446) beigetragen hat? Der von Ktesias erwähnte „Haargürtel“ könnte einem Ring aus Pflanzenfasern entsprechen, den die Yali um die Hüfte binden. Außerdem tragen die Yali ein mit Pflanzensäften geschwärztes Kopfnetz, das den Eindruck überlanger Haare verstärkt haben könnte.

Dem Bericht des Ktesias zufolge leben die Pygmäen also (auch?) in Indien. Kann man diese Aussage als glaubwürdig einstufen? Ktesias selbst war nie in Indien und muss den Bericht daher von einem Gewährsmann übernommen haben. Hatte seine Quelle vielleicht ein anderes „Indien“ gemeint, als Ktesias zu verstehen glaubte (siehe dazu auch den nächsten Abschnitt)? Alternativ ist es durchaus denkbar, dass Ktesias seine Informationen von einem arabischen Sklavenhändler hatte, der wohl kaum zu-

treffende Angaben zum Herkunftsort seiner „Ware“ gemacht haben wird. Es gibt zahlreiche Hinweise, dass Pygmäen von der Antike bis in die frühe Neuzeit als Sklaven gejagt und gehandelt wurden (oft sogar von ihren großgewachsenen Nachbarstämmen). Pygmäen waren schon vor über 4500 Jahren in Ägypten begehrte „Mitbringsel“ von Expeditionen (siehe den Abschnitt „Ägyptische Tanzzwerg“ ab Seite 402).

Ktesias war jedoch nicht der einzige, der von indischen Pygmäen erzählt. Plinius der Ältere (Gaius Plinius Secundus Maior) verfasste um das Jahr 50 die *Naturalis historia*, in der er das naturkundliche Wissen seiner Zeit zusammenfasste. Plinius berichtet darin von einem Volk von Pygmäen im Nordosten von Indien zwischen Indus und Ganges:

*„Indus statim a Prasiourum gente, quorum in montanis Pygmaei traduntur“*²⁶

Am Indus bei den Prasii²⁷ sollen in den Bergen Pygmäen leben

Diese würden, so fährt er fort, im Frühjahr auf den Rücken von Widdern und Ziegen und mit Pfeil und Bogen bewaffnet in geschlossenem Zuge zum Meer hinabreiten und die Eier und Jungen der Kraniche verspeisen. Die reitenden Pygmäen wurden später ein fester Bestandteil der ausgeschmückten Pygmäenlegenden des Mittelalters (siehe den Abschnitt „Reitende Zwerg“, Seite 273).

INDIEN VERSUS ÄTHIOPIEN

Die Tatsache, dass Pygmäen in der antiken Literatur sowohl in Afrika als auch in Indien vermutet wurden, kann verschiedene Gründe haben. Abgesehen von der Möglichkeit, dass die oben genannten Berichte einfach frei erfunden sein könnten, sind

durchaus auch reale Begegnungen mit afrikanischen und mit süd(ost)asiatischen kleinwüchsigen Völkern denkbar. Plinius entschied sich für eine unkritische Herangehensweise, indem er einfach alle möglichen Pygmäen in seine Enzyklopädie aufnahm. Neben den indischen (s. oben) führt er auch äthiopische Pygmäen auf:

*„Quidam et Pygmaeorum gentem prodiderunt inter paludes ex quibus Nilus oriretur.“*²⁸

[Einige Schreiber haben auch berichtet, dass...] ...ein Volk von Pygmäen in den Marschen lebt, die der Nil flutet.

Und in einem separaten Kapitel über die „Wundervölker“ nennt Plinius dann auch noch die homerischen Pygmäen, zusammen mit einem anderen kleinwüchsigen Volk namens „*Trispithami*“.²⁹ Pygmäen und *Trispithami* sollen nur „drei Handspannen groß“ sein und hoch in den Bergen leben.³⁰ Nach Plinius gab es also drei verschiedene Arten von Pygmäen. Bei etwas kritischerer Betrachtung könnte man natürlich auf die Idee kommen, dass die wundersame Pygmäenvermehrung des Plinius auf unklaren Ortsbeschreibungen beruhen könnte. Tatsächlich wurden sowohl Indien als auch Äthiopien in der Antike als Randzonen der Welt angesehen und auf damaligen „Weltkarten“ manchmal sogar als direkt benachbart eingezeichnet. „Indien“ wurde von einigen Autoren äquivalent zum Begriff des „Orient“ gebraucht; und zu jenem Orient zählten auch das heutige Nordafrika (damals meist als „Libyen“ bezeichnet) und Arabien, wobei für letzteres welches wiederum manchmal der Begriff „Äthiopien“ verwendet wurde.

Der „Vater der Kirchengeschichte“, Eusebius von Caesarea, meinte sogar zu wissen, dass die Äthiopier im 14. Jahrhundert v. Chr. den Indus verlassen und sich in der Nähe Ägyptens angesiedelt hätten³¹. Gleiches berichtet Isidor von Sevilla, einer der ein-

flussreichsten wissenschaftlichen Instanzen des frühen Mittelalters.³² Die moderne Wissenschaft hat nach möglichen Erklärungen für diese Konfusion gesucht. So konnte unter anderem gezeigt werden, dass die dunkle Hautfarbe der Bewohner beider Regionen zur allgemeinen Verwirrung beigetragen hat. Der Name Äthiopien (aus griechisch *Αἰθιοπία*) taucht erstmals bei Homer auf und leitet sich von *αἶθειν* (brennen) und *ὄψ* (Gesicht) ab. Damals glaubte man, die heiße Sonne Afrikas würde die Haut der Einwohner dunkel färben (daher „verbranntes Gesicht“). Bewohner mit dunkler Hautfarbe finden sich aber auch in Indien, wie Plinius feststellt.

A Gange versa ad meridiem plaga tinguntur sole populi, iam quidem infecti, nondum tamen Aethiopum modo exusti...

Südlich des Ganges werden die Völker von der Sonne gefärbt; stark zwar, doch nicht so verbrannt wie die Aithiopen...

Weite Gebiete des heutigen Nordafrika, insbesondere aber Indien, wurden von der Antike bis ins Mittelalter als legendäre Wunderländer angesehen. Schon Ktesias hat Indien in seinen Schilderungen mit zahlreichen Fabelwesen bevölkert. Hierzu gehört das Untier Marticora, ein löwenartiges Wesen mit Menschengesicht und einem giftigen Skorpionstachel als Schwanz, aber auch die hundsköpfigen *Cynocephalen*, die er als sehr zahlreiches (genannt ist die Zahl von 120.000) Volk beschreibt. Alexander der Große erwartete bei seinem Feldzug nach Indien zahlreiche Wundervölker zu sehen, die dort leben sollten. Seine Feldzüge trugen im Übrigen auch nicht wesentlich zur Klärung der tatsächlichen geographischen Verhältnisse bei. Angeblich glaubte Alexander nämlich, er hätte am Indus die Quellen des Nils erreicht.³³

KLASSISCHE NATURGEISTER

Der aus dem Harz stammende Theologe Johann Karl Christoph Nachtigal veröffentlichte um 1800 unter dem Pseudonym Otmar ein Buch namens „Volcks-Sagen“. Diese Abhandlung gilt gemeinhin als die erste deutsche regionale Sagensammlung mit einem wissenschaftlichen Anspruch. Nachtigal machte sich darin Gedanken darüber, ob nicht die Wesen der niederen Mythologie letztendlich nur entstellte Figuren der klassischen Antike sein könnten:

„Sind diese Züge [jener Wesen] nicht, so könnte er [der Leser] fragen, aus den Reminiscenzen griechischer und römischer Dichter [...] in den Mund des Volkes gekommen?“³⁴

Nachtigal zählt dazu einige Ähnlichkeiten in Erzählmotiven auf, etwa zwischen dem Räuber Hackelnberg und Herakles, und gibt auch Beispiele für Ätiologien (Erklärungserzählungen), die sowohl in der klassischen Dichtung wie der Odyssee als auch in Volkssagen anzutreffen sind. Letztendlich kommt er aber zu dem Schluss, dass die meisten Geschichten zu eigentümlich und ortsspezifisch seien, um von klassischen Vorbildern wie Ovid und Virgil abzustammen. Überhaupt hätte die geringe Verbreitung klassischer Literatur im Volk der Verwendung solcher Vorlagen entgegenstanden:

„Aber, wahrscheinlich ist diese Vermuthung ausländischen Ursprungs nicht. Die Sagen sind schon zu lange in dem Munde des Volks, und es schon zu der Zeit gewesen, wo das Volk selbst noch nicht las, als höchstens ein Gebetbuch, und eben so wenig in vertrauter Verbindung mit Gelehrten stand, die ihm dergleichen fremde Sagen hätten mittheilen können. [...] Die meisten Übereinstimmungen erklären sich aus der Identität der Veranlassungen [...].“³⁵

Übereinstimmungen, so folgert er, wären lediglich zufälliger Natur bzw. würden einer ähnlichen Motivation entstammen: etwa

dem Versuch zur Erklärung eigentümlicher Ortsnamen und unverständlicher Naturphänomene.

Wie schon in der Einleitung zu diesem Kapitel ausgeführt wurde, hat Nachtigal hier ganz offenbar die Wirkmächtigkeit attraktiver Erzählungen im Rahmen des Kulturtransfers erheblich unterschätzt. So wie altorientalische Mythen ihren Weg in die Götter- und Heldenerzählungen der Griechen fanden, lassen sich auch in neuzeitlichen Volkssagen durchaus antike Erzählmotive nachweisen.

ELBENOHREN UND RIESENPHALLI

Die griechisch-römische Mythologie hält ein großes Repertoire an Gottheiten und Dämonen bereit, die den Sinnesfreuden recht zusetzen waren. Praktisch alle diese Wesen waren auf irgendeine Art und Weise miteinander verwoben oder sogar verwandt. Dionysos war der griechische Hauptgott der weltlichen Freuden (also Wein, Weib und Gesang) und er zog mit seinem Gefolge, den Satyrn und Nymphen, durch die freie Natur. Von den Römern wurde er auch Bacchus genannt; bacchischer Orgien wurde geradezu sprichwörtlich für alkoholische Exzesse und sexuellen Ausschweifungen. Die Satyrn (auch Silenen genannt) wurden im antiken Griechenland meist als Mischwesen zwischen Mensch und Pferd oder Esel abgebildet (Ohren, Hufe, Schweif). In späteren Darstellungen bekommen sie auch Merkmale von Widdern oder Ziegen (Beine, Hufe, Hörner) und gleichen sich damit dem Pan an. Der bekannteste unter den Satyrn war Silenos. Diodor zufolge war dieser sogar der Lehrer des Dionysos.³⁶

Pan wurde ursprünglich als Hirtengott gedacht und war, ganz ähnlich dem Dionysos, von einem Gefolge aus Satyrn und Nymphen umgeben. Im 5. Jahrhundert breitete sich den Pan-

Mythos von Arkadien bis nach Athen und auf weite Teile Griechenlands aus. Während für den arkadische Pan Heiligtümer und Tempel eingerichtet wurden, war Pan andernorts ein Bewohner der Wildnis; oft wurden ihm Höhlen als Behausung zugewiesen. Später, insbesondere in der römischen Deutung als Faun, wurde Pan als Gruppe verstanden und waren von den Satyrn nicht mehr abzugrenzen. Eine der vermutlich ältesten Darstellungen von Pan zeigt ihn als bocksbeiniges Wesen mit menschlichen Oberkörper und einem Ziegenkopf.³⁷ Später wurde der tierische Anteil auf den Unterkörper oder auch nur Hufe reduziert, wobei aber zumeist die krummen Hörner und spitzen Ohren am Kopf beibehalten wurden. Die spitzen Ohren der Elben in neuzeitlichen Darstellungen, die des Peter Pan (man beachte den Nachnamen!) in der Adaption von Walt Disney, und wohl auch die des Vulkaniers Mr. Spock, sind letztendlich auf die Ziegen- Pferde- oder Eselohren zurückzuführen, mit denen Pan und Satyrn seit der Antike dargestellt wurden.

Neben seiner Rolle als Hirtengott wurden Pan im Volksglauben auch zahlreiche unguete Attribute zugewiesen. Unter anderem konnte er insbesondere zur Mittagszeit durch einen unvermittelten Schrei für Panik (daher das Wort) unter Tier und Mensch sorgen. Aber auch Echos und Beeinträchtigungen des menschlichen Geistes, bis hin zum Irrsinn, wurden auf ihn zurückgeführt. Die Ambivalenz seiner Merkmale erinnert an die manchmal unvorhersehbare Bösartigkeit von verschiedenen Dämonen der mitteleuropäischen Volkssagen. Im Mittelalter wurde Pan zu einem Symbol der Unkeuschheit und des Lasters diabolisiert. Die Bocksbeine und Hufe des Pan wurden zu einem festen Bestandteil europäischer Teufelsdarstellungen. Möglicherweise waren Pan und die Satyrn sogar direkte Vorläufer einiger europäischer Waldgeister und insbesondere des osteuropäischen Leshi.³⁸

Aus einer Liebesbeziehung des Dionysos mit Aphrodite entsprang der Sage nach Priapos (römisch Priapus), der Gott der Fruchtbarkeit. Ähnlich wie Pan war auch er ein Hirtengott, dem, zumindest Pausanias zufolge, Schafe, Ziegen und Bienen zugeordnet waren.³⁹ Im Vordergrund stand aber wohl seine Funktion als Schutzgott. Der römische Priapus tritt etwa ab dem fünften oder sechsten Jahrhundert v. Chr. in den griechischen Kolonien in Erscheinung. Wann der Kult eine größere Verbreitung erfuhr, ist umstritten – meist wird das 2. Jahrhundert v. Chr. genannt. Um die Zeitenwende waren Priapus-Statuen jedenfalls überall im römischen Reich sowohl in privaten Häusern und Gärten als auch auf öffentlichen Plätzen Straßen und Brücken, anzutreffen. Pane, Faune, und Satyrn haben oft, Priapen nahezu immer, übergroße oder sogar monströsen Penisse (sogenannte ithyphallische Darstellungen). Zusammen mit römischen Phallusplastiken (Fascien) bzw. mit Kombinationen von Fascien mit anderen Objekten, etwa Glockenspielen (Tintinnabula) zählen sie zu einer großen Gruppe von Schutzfiguren, die Apotropaia (sing. Apotropaion) genannt werden.

Auch ithyphallische groteske Darstellungen von Zwergfiguren sind in der Antike vergleichsweise häufig zu finden. In der ägyptischen Kleinkunst wurden sie schon ab dem 3. Jahrhundert v. Chr. populär; möglicherweise dienten sie sogar als Tempelfiguren (siehe dazu auch den Abschnitt „Kabiren und Korybanten“ ab Seite 498). Die bereits erwähnten Pygmäendarstellungen in römischen Nillandschaften beinhalteten oftmals eine Fruchtbarkeitssymbolik, die in ithyphallischen Darstellungen zum Ausdruck kam. Aber auch abseits der Nilszenerien sind Zwergfiguren mit übergroßen Penissen ein häufiges Sujet. Es wird angenommen, dass sie neben der Darstellung sexueller Potenz (etwa in Bordellen) auch eine apotropäische Wirkung entfalten sollten.⁴⁰ Das

phallische Merkmal hat sich dann offenbar irgendwann auf die mythologischen Zwerggeister der mitteleuropäischen Sagenwelt übertragen. Insbesondere in psychoanalytischen Schriften des 19. Jahrhunderts wurde selbst harmlosen Hauswichteln eine derartige, oft noch um schamanische Elemente angereicherte, antike erotische Komponente angedichtet. Zu allem Überfluss wurde das Phallusmerkmal letztlich sogar auf die spitze rote Mütze als angeblich charakteristische Kopfbedeckung der Zwerge bezogen (siehe „Der phallische Zipfel“ auf Seite 446).

RÖMISCHE SCHUTZ-, HAUS- UND TOTENGEISTER

Nach ihrem prototypischen Aufenthaltsort unter der Erde werden mythologische Zwerge oft der Unterwelt (im Sinne einer Totenwelt) zugeordnet. Im Rahmen dieser Interpretation werden sie dann oft in die Tradition der antiken Haus- und Ahnengeistern gestellt. In der römischen Mythologie tummeln sich eine ganze Reihe solcher Wesen, die unter den lateinischen Bezeichnungen *Genii*, *Lares*, *Penates*, *Lemures*, *Larvae* oder *Manes* bekannt sind. Sie sind nicht immer einfach voneinander abzugrenzen und haben zudem im Lauf der verschiedenen Abschnitte der römischen Kultur eine starke Veränderung ihrer Eigenschaften durchgemacht. Einige ihrer Merkmale ähneln tatsächlich denen von Hauswichteln und Kobolden, andere sind näher an Natur- oder Unterwelt-dämonen angelehnt.

Zu den römischen Totengeistern zählt man *Larvae*, *Lemures* und *Maniae* (*di manes*). Der Ursprung der Bezeichnung *Larvae* (lat. *larva*, „Maske“) wird im Volksglauben der vorrömischen Italiker gesehen; eine trennscharfe Unterscheidung zu den Lemuren ist aber nicht möglich. Für das Wort *Lemures* wird eine etymologische Verwandtschaft zur proto-indoeuropäischen Wurzel **lem-*,

‚Nachtgeist‘, angenommen. Zumindest seit augustinischer Zeit scheinen die Begriffe *Larvae* und *Lemures* völlig synonym für Totengeister benutzt worden zu sein, die als Gespenster umgingen und den Lebenden Schaden zufügen konnten. Zur Besänftigung bzw. Vertreibung dieser Gespenster wurden an drei Tagen im Mai (nach dem Julianischen Kalender der 9., 11. und 13. Mai) die sogenannten Lemurien oder Lemuralien abgehalten, an denen spezielle Riten durchgeführt wurden. Ovid erwähnt die Lemurien als Feierlichkeiten zu Ehren der Geister der Ahnen, die beschwichtigt werden mussten. Er berichtet von einem Abwehrzauber, bei dem der Hausherr um Mitternacht barfuß durch das Haus laufen und dabei schwarze Bohnen über seine Schulter werfen musste. Ab der Kaiserzeit finden sich auf römischen Gräbern auch zunehmende Weiheinschriften „D.M.“ (*Dis Manibus*) oder „D.M.S.“ (*Dis Manibus Saerum*). Damit wurden die Seelen der Ahnen der jeweiligen Familie angesprochen. Für das Andenken an die toten Verwandten gab es mit den Parentalien (*dies parentales*) spezielle Feierlichkeiten im Februar jeden Jahres, an deren Ende das feierliche Versöhnungsfest mit den Manes stand.

Nach römischem Glauben wurde jedem Mann bei seiner Geburt ein *Genius* (von lat. *genere*, „zeugen“) als personalisierter Schutzgeist mitgegeben (Frauen bekamen eine *Juno*). Zu Bekräftigung einer Behauptung konnte auf diesen geschworen werden. Man konnte aber auch auf einen fremden höhergestellten *Genius* schwören. Der Meineid auf den *Genius* des Kaisers war sogar strafbewehrt. Zu den Personalgenien kamen später auch Orte dazu (*Genius loci*). Öffentliche Plätze, Städte, ja sogar ganze Provinzen konnten einen *Genius* haben. Der Stadtgenius von Rom stand in der Nähe des Tempels der *Concordia*. Er war als ein bärtiger Mann gestaltet, der in den Händen ein Füllhorn und einen

Zepter hielt. Auf alten römischen Münzen trägt er statt des Zepfers auch eine Schale.

Verschiedene Auffassungen gab es offenbar darüber, was beim Tod eines Mannes mit dem Genius geschah. Die Seelen von Verstorbenen wurden vielfach ebenfalls als Genii angesprochen, was faktisch eine Gleichsetzung mit den Manen bedeutete. Auf Grabsteinen findet man solche Synonymsetzungen („*manibus et genio*“), an den Parentalien verehrte man den *genius patris*. Anderen Auffassungen zufolge erlosch der Genius mit dem Tode, oder er ging auf den jeweiligen Nachfahren über. Mit Beginn der Kaiserzeit wurde der Genienkult stark ausgeweitet; nun konnten selbst Götter einen Genius haben. In der christlichen Interpretation wurde der Genius später zur menschlichen Vernunft (*animus rationalis*) umgedeutet, zur schöpferischen Geisteskraft stilisiert, oder sogar – in der Interpretation des Augustinus⁴¹, dem ein persönlicher schöpferischer Geist des Menschen dann doch zu frevelhaft erschien – zur Weltseele selbst und damit zu Gott erhoben.

Der Lar hat seinen Ursprung vermutlich in einem alten Kult der etruskischen Landbevölkerung. Ob diese Herkunft auch etymologisch nachvollzogen kann, ist umstritten. Zwar existiert ein etruskisches Wort *Larth* (lat. *lars* oder *lar*) in der Bedeutung von Herr/Gebieter, das auch als Vorname gebräuchlich war. Ein Zusammenhang mit den Laren wird aber angezweifelt, da man eine frühe (ursprüngliche?) Schreibweise der Laren als „*Lases*“ kennt. Der Bezug zum ländlichen Raum blieb jedenfalls lange Zeit erhalten. Cicero unterscheidet noch im 1. Jahrhundert v. Chr. die Schreine der Götter in den Städten (*in urbibus*) ausdrücklich von den heiligen Hainen der Laren auf dem Lande (*in agris*).⁴² Aus dem ländlichen Brauch entwickelte sich später ein Staatskult. Die Einführung der staatlichen Verehrung der Laren, die sog. „*Compitalia*“, wird dem römischen König Servius Tullius (6. Jahrhundert

v. Chr.) zugeschrieben. Der Name *Compitalia* stammt von einer Wegekreuzung (lat. *compitum*). An diesen wurde ein Schrein (*sacellum*) angelegt. Später wurden die Larenschreine selbst als *compita* bezeichnet und der Name ging auf die gesamte Festivität über. Unter Augustus kam es zu einer Neuordnung des staatlichen Larenkultes. Bei der Unterteilung von Rom in mehrere hundert Kleinbezirke bekam jeder dieser Bezirke einen eigenen Larenschrein, an denen nicht nur die *Lares compitales*, sondern gleichzeitig auch der Genius des Kaisers Augustus verehrt werden sollte. Aus dieser Fusion gingen die *Lares augusti* hervor.

Ursprünglich standen Larenschreine wohl nur an Kreuzungen, die gleichzeitig Grenzscheiden waren; an denen also verschiedene ländliche Besitzungen aneinanderstießen. Jeder Anlieger hatte eine eigene Kultnische für seinen persönlichen Lar. Dieser war aber nicht an den jeweiligen Ort, sondern an den Besitzer gebunden. Nach dem Vorbild der augustinischen öffentlichen Larenverehrung zogen Larenschreine auch in Privathäusern ein. Das Larium befand sich gewöhnlich im Atrium des Hauses, hier konnte der Lar zusammen mit dem Genius der Hausherren verehrt werden. Die Aufgabe des Lars war es, die Sicherheit des Hauses zu bewahren. Damit wurde er quasi in die Gruppe der häuslichen Schutzgeister, der *Penates*, integriert. Nach Ovid wandert der Lar mit, wenn die Familie in ein neues Haus zog (deshalb war wohl auch die Bezeichnung *lar familiaris* weitaus gebräuchlicher als *lar domesticus*). Dieses Verhalten wird übrigens in zahlreichen deutschen Volkssagen auch für die Hauskobolde bezeugt. In Schottland existiert ein altes gälisches Wort *làrach* (von *làr*, „Boden“), das jene Stelle des Hauses bezeichnet, an der sich der Hausgeist üblicherweise blicken ließ.⁴³

Unter *Penates* konnte im weitesten Sinne die Gesamtheit der für ein bestimmtes Haus bedeutsamen Gottheiten verstanden

werden. In diesem Sinne sind Laren, Penaten und Genien auch synonym zu verwenden. Zur Figürchensammlung im Hausaltar konnten sich darüber hinaus berufsspezifische Götter (z. B. Merkur für Kaufleute) oder die lokale Stadtgöttin gesellen. Im engeren Sinne waren die Penaten vermutlich die Beschützer der Nahrungsmittel und des Herdes, standen damit also der Herdgöttin Vesta nahe. Mehl, Salz, oder auch ein Stückchen Fleisch wurden als Opfergaben für die Hausgottheiten in einem Schüsselchen neben dem Herd stehen gelassen oder direkt ins Herdfeuer gegeben. Auch mit vom Tisch gefallenem Speisereste wurde so verfahren. Wie im privaten, so war die Verehrung der Penaten auch an öffentliche Orte wie Tempeln und Foren üblich (*di penates publici*). In Rom bekamen die Penaten im 1. Jahrhundert v. Chr. ihr eigenes Heiligtum auf der *Velia* (eine Anhöhe nordöstlich des Palatin) in der Nähe des Vesta-Tempels. Dem Geschichtsschreiber Dionysios von Halikarnassos zufolge standen darin die Statuen von zwei Jünglingen. Dieser Bericht wird gestützt durch einige Münzfunde, z. B. einen Denar aus dem 1. Jahrhundert v. Chr., auf dessen Vorderseite zwei Jünglingsköpfe mit der Beischrift „DEI PENATES“ erscheinen.

Schon im 15. Jahrhundert war die Gleichsetzung römischer Penaten und Laren mit Hausgeistern des zeitgenössischen Volksglaubens gängige Praxis.⁴⁴ So wurden Penaten z. B. im Lateinisch-Deutschen Wörterbuch *Vocabularius Ex quo* als „Schratleyn“ übersetzt.⁴⁵ Und im „Buchli der hundert capiteln“ (um 1500) werden Penaten für den Bau eines unterirdischen Ganges verantwortlich gemacht wurden, der unter dem Rhein von Augst nach Istein verlief:

„Als noch ougst, das dorff ob basel, anzeigt, wie ein weg under dem rin uns gon ystein got, den die pennates, das sind engel, bü uns geborn, gemacht hand“⁴⁶

Inwieweit sie tatsächlich auch direkte Vorläuferfiguren waren, die im Zuge eines „Mythologietransfers“ zu den Hausgeistern der volkstümlichen Überlieferung umgeformt wurden, ist schwer zu sagen. Auf einige auffällige narrative Ähnlichkeiten wurde bereits hingewiesen. Sicher ist jedenfalls, dass der Rückgriff auf antike Konzepte durch frühneuzeitliche „Dämonologen“ wie Balthasar Trochus einen starken prägenden Einfluss auf die zeitgenössische Wahrnehmung von verschiedensten Zwerggeistern ausgeübt hat (siehe den Abschnitt „Der vorneuzeitliche Kobold“ ab Seite 137). Genauso sicher ist allerdings auch, dass es jenseits der griechisch-römischen Mythologie weitere Entwicklungslinien gegeben haben muss, die zur Ausgestaltung der Zwerge in den neuzeitlichen europäischen Volkssagen beigetragen haben.

DIE ZWERGE DER EUROPÄISCHEN MYTHOLOGIEN

Insbesondere in zwei Regionen Europas wurden größere Teile vorchristlicher Mythologien in mittelalterlichen Manuskripten verschriftlicht und so für die moderne Wissenschaft festgehalten. Dabei handelt es sich um die beiden Inseln Irland und Island. Gut möglich, dass die isolierte Lage dieser Gebiete und/oder das starke Traditionsbewusstsein der damaligen Bevölkerung für die Erhaltung von ererbtem Gedankengut eine besondere Rolle gespielt hat.

So einmalig und unschätzbar wichtig das überlieferte Material auch ist, so darf doch nicht übersehen werden, dass regionale Spezifika gemäß dem bekannten Straßenlampen-Effekt⁴⁷ zu einer selektiven Betrachtungsweise geführt haben. Da mythologisches Quellenmaterial vor bzw. aus dem 12. Jahrhundert in anderen Regionen Europas nicht in vergleichbarer Reichhaltigkeit vorliegt, haben die Götter und Sagenwesen aus Manuskriptsammlungen wie der Lieder-Edda oder dem *Book of Leinster* einen geradezu prototypischen Charakter angenommen. Mit anderen Worten: Weite Teile von dem, was so oft als „keltische“ bzw. „altnordische“ oder (noch ungenauer) „germanische“ Mythologie bezeichnet wird, basiert auf Texten in altirischer oder altisländischer Sprache, die zudem mit christlicher Ideologie durchsetzt sind. Es ist daher durchaus nicht klar, welche der überlieferten Eigenschaften der Haus- und Naturgeister dem „ursprünglichen“ vorchristlichen Glauben einer Region entstammen könnten bzw. welche möglicherweise bei der Verschriftlichung dazu gedichtet oder (und das ist noch viel problematischer) weggelassen wurden.

ALTNORDISCHE ZWERGE

Wenn man die (inhaltlich wirklich recht gute) deutsche WIKIPEDIA-Seite über Zwerge konsultiert, so erfährt man, dass die Frage nach der Herkunft der Zwerggeister offenbar bereits geklärt ist. Zwerge, so heißt es da nämlich gleich im zweiten Satz, hätten ihren Ursprung in der nordischen Mythologie.⁴⁸ Leider wird nicht angegeben, wer das wann und aus welchen Gründen behauptet hat. Aber gut, WIKIPEDIA ist ja auch keine Fachzeitschrift, und da Zwerge tatsächlich in der nordischen Mythologie vorkommen, ist die Behauptung immerhin eine plausible Hypothese, der man nachgehen kann.

Die ältesten Informationen über die Zwerge der nordischen Mythologie erhalten wir vor allem aus Island. Nach der Landnahme durch norwegische Siedler im 9. Jahrhundert gab es zunächst nur mündliche Überlieferungen der isländischen Mythen. Im Zuge der Christianisierung wurden in Island wohl ab den 11. Jahrhundert auch erste Schriften abgefasst. Die ältesten überlieferten Manuskripte stammen jedoch aus dem 12. Jahrhundert. Sie beinhalten überwiegend Predigten, Heiligenlegenden, aber auch Chronologien und juristische Texte. Neben der lateinischen Sprache wurde zunehmend auch die Volkssprache, das Altisländische, verwendet. Für die Zwergenforschung sind die sogenannten Märchen-Sagas, die Vorzeit-Sagas sowie die eddische Dichtung von besonderem Interesse. Letztere ist auch die Hauptquelle für jene Gruppe von Zwergen der altnordischen Überlieferung, die hier zur Unterscheidung von den Saga-Zwergen als ätiologische Zwerge bezeichnet werden sollen. Von ihnen wird im Rahmen von Erschaffungsmythen erzählt. Darum sind sie nicht in der Welt der Menschen zuhause, sondern interagieren mit Göttern und anderen mythologischen Wesen, wie etwa den Riesen.

DIE ÄTIOLOGISCHEN ZWERGE DER EDDA

Seit dem ausgehenden Mittelalter wird die Bezeichnung Edda für zwei verschiedene Werke verwendet, die uns von der altnordischen Mythologie erzählen: Die Snorra-Edda (jüngere Edda, Prosa-Edda) und die Lieder-Edda (ältere Edda, poetische Edda). Der Name Snorra-Edda bezieht sich auf ihren Verfasser, den Isländer Snorri Sturluson, der das Werk um 1220 für den norwegischen König schuf. Snorri beabsichtigte, mit seiner Arbeit ein Lehrbuch in altisländischer Sprache für eine spezielle Form der skandinavischen Dichtkunst, der Skalden-Dichtung, zu schaffen. Erhalten sind drei Abschriften aus dem 14. Jahrhundert, die als *Codex Regius*, *Codex Wormianus* und *Codex Upsaliensis* bezeichnet werden. Das letztgenannte Manuskript wird um 1300-1320 datiert und könnte eine direkte Kopie von Snorris Ursprungstext darstellen.

Als Lieder-Edda wird ein Konvolut von Götter- und Heldenliedern unterschiedlichen Ursprungs bezeichnet. Obwohl einzelne Teile vermutlich weitaus älteren Ursprungs sind (daher der heute weniger gebräuchliche Name „ältere Edda“), wurde die Sammlung insgesamt wohl erst nach dem Erscheinen der Snorra-Edda zusammengestellt. Ihre zentralen Motive sind in Form von 16 „Götterliedern“ auf Pergamentblättern aus dem 13. Jahrhundert enthalten, die den *Codex Regius* bilden (Signatur GkS 2365; nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen *Codex Regius* der Snorra-Edda, Signatur Gks 2367). Teile der Lieder-Edda finden sich auch in anderen Handschriftensammlungen. Die Lieder-Edda enthält einen Erschaffungsmythos namens *Völuspá* („Die Weissagung der Seherin“)⁴⁹, in der die Entstehung der Welt aus altnordischer Sicht geschildert wird. Der Text berichtet unter anderem auch von der Erschaffung der Zwerge (altisländisch *dvergar*) aus zwei

Riesen, namentlich aus dem Blut von *Brimir* und den Knochen von *Bláinn*.⁵⁰

Snorri berichtet in seiner Edda dagegen von der Erschaffung der Zwerge aus dem Fleisch des Urriesen *Ymir*. Die muss jedoch kein Widerspruch sein, denn die Namen *Brimir* und *Bláinn* wurden von anderen Autoren als poetische Umschreibungen für *Ymir* verwendet, so dass beide Geschichten letztlich wohl auf dasselbe hinauslaufen. Snorri zufolge gehören die *Dvergar* zu den Elben (altisländisch *Álfar*) und bilden die Untergruppe der *Svartálfar* („Schwarzelben“). Als hätte Tolkien Regie geführt, unterscheidet Snorri auch noch zwischen *Ljósálfar* („Lichtelben“), und *Dökkálfar* („Dunkelelben“):

„*Ljósálfar eru fegri en sól sýnum, en Dökkálfar eru svartari en bik.*“⁵¹

Die Lichtelben sind schöner als die Sonne, die Schwarzelben schwärzer als Pech.

Ob Dunkelelben und Schwarzelben möglicherweise synonym zu lesen sind, ist unklar - und eigentlich auch unwichtig, da mit diesen Begriffen in nordischen Mythen außerhalb der eddischen Dichtung ohnehin nicht operiert wird. Und auch innerhalb der Edden werden weder die Erschaffung der Lichtelben noch deren Taten weiter thematisiert. Vermutlich muss man sich ganz generell von der Vorstellung lösen, dass die nordischen *Álfar* eine bestimmte Gruppe von Wesen darstellen. Viel wahrscheinlicher ist die Annahme des isländischen Literaturwissenschaftlers Ármann Jakobson, dass ursprünglich alle Wesen mit magischen Fähigkeiten als *Álfar* bezeichnet wurden – ungeachtet ihrer Zugehörigkeit zu den Menschen, Zwergen, Riesen oder anderen Wesen der niederen Mythologie.⁵²

In der *Völuspá* der Lieder-Edda folgt unmittelbar auf die Erschaffung der Zwerge eine Aufzählung (technisch eine Merkvers-

reihe, *þulur*) verschiedener Zwergnamen, das sogenannte *Dvergatal* („Zwergenzählung“). Dieser Abschnitt findet eine Entsprechung in der als *Dverga heiti* („Zwergen-Namen“) bezeichneten Namensliste, die als Ergänzung des *Skáldskaparmál* („Lehre von der Dichtersprache“) auch in zwei Manuskripten der Snorra-Edda auftaucht. Insgesamt liefern uns altnordische Quellen, je nach Bewertung unterschiedlicher Schreibweisen, die gigantische Zahl von über 70 verschiedenen Zwergnamen. J.R.R. Tolkien hat sich für seine Geschichten bei dieser reichhaltigen Auswahl kräftig bedient (unter anderem Durin, Gloin, Nori und Thorin). Und der graue Zauberer trägt nicht ohne Grund den Namen Gandalf: Das altnordische *gandálfr* bedeutet „Zauber-Elbe“.

Freilich ist für die allermeisten dieser Zwerge nichts außer ihrem Namen bekannt. Die Merkverse lassen sich weder poetisch noch inhaltlich zwingend begründen. Schlimmer noch, die Namensauflistung ist völlig inkonsistent. Beispielsweise werden von den sechs Zwergen (*Andvari*, *Brokkr*, *Fjalarr*, *Galarr*, *Litr* und *Sindri*), die als handelnde Charaktere in der *Völuspá* der Liederedda oder dem *Gylfaginning* der Snorra-Edda erwähnt sind, nur *Andvari*, *Fjalarr* und *Litr* auch in der Zwergenliste aufgeführt. Vielfach ist versucht worden, aus den Zwergennamen wenigstens Rückschlüsse über die Funktion oder Aufgabe der jeweiligen Namensträger zu ziehen. Einige Bezeichnungen weisen auf Farben hin („*Blain*“, der Schwarze; „*Litr*“, der Farbige), wobei unklar bleibt, ob Kleidung, Hautfarbe, oder Charaktereigenschaft gemeint gewesen sein könnten. Andere Zwerge könnte man mit Schmieden oder Kämpfern assoziieren („*Glóinn*“, der Glühende, „*Thorinn*“, der Tapfere) oder auch als magiebegabte Wesen (*Alfr*) sehen (*Álfr*, *Álfrigg*, *Gandálfr*, *Windalfr*). In einem Fall könnte der Name als Verweis auf die Körpergröße aufgefasst werden: „*Nori*“ bedeutet „der Winzi-

ge“. Dann wiederum drängt sich unwillkürlich das Problem auf, warum nur dieser eine Zwerg so benannt wurde.

Tatsächlich ist die Frage zu stellen, ob die ätiologischen Zwerge von Anfang an als Wesen mit generell kleiner Statur gedacht wurden. Die eddische Dichtung gibt liefert nämlich abgesehen von *Nori* keine expliziten Hinweise auf die Körpergröße der *Dvergar*. Allenfalls könnte eine etwas kuriose Begebenheit aus der *Snorra-Edda* in diese Richtung gedeutet werden. Im Umfeld der Bestattung des *Asen Balder* wird geschildert, wie *Thor* mit seinem Hammer den brennenden Scheiterhaufen für die Feuerbestattung weiht. Unmittelbar danach tritt er mit seinem Fuß gegen einen arglos vorbeilaufenden Zwerg namens *Litr*, so dass dieser ins Feuer fällt und verbrennt:

*„Þá stóð Þórr at ok vígði bálit með Mjöllni. En fyrir fótum honum rann dvergr nökkurr; sá er Litr nefndr; en Þórr spyrndi fæti sínum á hann ok hratt honum í eldinn, ok brann hann.“*⁵³

Thor trat hinzu und weihte den Scheiterhaufen mit *Miölnir*; und vor seinen Füßen lief der Zwerg, der *Lit* hieß; und *Thor* stieß mit dem Fuße nach ihm und warf ihn ins Feuer; und er verbrannte.

Was *Thor* zu dieser unmotivierten Zwergentötung veranlasst haben mag, bleibt unklar. Da sich der Scheiterhaufen aber auf einem Schiff befand, muss *Thor* den Zwerg wohl über eine gewisse Distanz gekickt haben – was Anlass zu der Schlussfolgerung gegeben hat, *Thor* müsse weitaus größer gewesen sein als *Lit*.⁵⁴ Ob man allerdings die körperlichen Fähigkeiten nordischer Götter mit solcher Nüchternheit nach den naturwissenschaftlichen Gesetzen der weltlichen Mechanik bemessen sollte, mag an dieser Stelle offen bleiben.

Vier der in der Zwergenliste genannten Zwerge habe eine spezielle Funktion in der Mythologie: Sie stützen angeblich den

Schädel des Urriesen *Ymir* in die Höhe und bilden so das Dach der Welt. Passenderweise tragen sie die Namen der vier Himmelsrichtungen, nämlich *Norðri* (Norden), *Suðri* (Süden), *Austri* (Osten) und *Vestri* (Westen). Snorri erwähnt sie nochmals im *Skáldskaparmál* und gibt dabei zwei weitere Umschreibungen (Kenninge) zum Besten: Der Himmel werde auch „*erfiði eða byrði dverganna*“ (Mühe oder Bürde der Zwerge) genannt. Und wenn einst am Ende aller Tage *Austris* Mühe zerbricht, wird das ganze Meer über die Berge tosen („*brestr erfiði Austra, allr glymr sjár á fjöllum*“). Allerdings besteht auch die Möglichkeit, dass wir die vier Weltenzwerge lediglich einem poetischen Kunstgriff von Snorri zu verdanken haben. Das Quartett wird nämlich in keinem einzigen Text erwähnt, der nachweislich vor der Snorra Edda entstand. Lediglich in einem Gedicht aus dem 10. Jahrhundert, dem sog. *Ólafsdrápa* des Skalden Hallfreðr vandræðaskáld Óttarsson (*vandræðaskáld* = der schwierige Skalde) findet sich folgender Passus:

„*Hefk, þanns hverjum jofri
heiptfiknum varð ríkri
und niðbyrði Norðra
norðr, goðfǫður orðinn.*“⁵⁵

Ich verlor einen Patenonkel,
der mächtiger war als jeder
streitsüchtige Prinz im Norden
unter der Bürde der Sippe (wörtl. *niðbyrði*, Sippenbürde) von
Nordri.

Somit ist nicht auszuschließen, dass Snorri den Zwerg Nordri eigenmächtig mit drei weiteren Himmelsrichtungszwergen ergänzt hat.

Wie bereits zuvor erwähnt wurde (Seite 50 im Abschnitt „Nationalhelden und Nationalzwerge“), kann der Schmied *Reginn*, der als Ziehvater von Sigurd in der Lieder-Edda auftritt, nicht

zweifelsfrei als Zwerg identifiziert werden. Somit verbleiben lediglich zwei Zwerge, die in den eddischen Götterdichtungen etwas ausführlicher vorgestellt werden. Dies sind *Alvíss* und *Andvari*. Die Begebenheit mit *Alvíss* ist schnell erzählt. Der Zwerg war offenbar recht geschickt im Umgang mit Frauen, denn er hatte es irgendwie geschafft, sich mit der Tochter des Gottes Thor zu verloben. Wie Väter so sind, missfiel Thor sein potentieller zukünftiger Schwiegersohn, und er fing einen literarischen Wissenswettbewerb mit dem Zwerg an. *Alvíss* ging darauf bereitwillig und siegesgewiss ein, denn die Klugheit steckt schon in seinem Namen (*Alvíss*, der Allwissende). Allerdings hatte er nicht mit Thors Hinterlist gerechnet, denn diesem ging es nicht um Wissen, sondern er spielte auf Zeit. Als die Sonne aufging, erstarrte der Zwerg zu Stein.

Der Zwerg *Andvari* wird manchmal als altnordisches Äquivalent zu Alberich angesehen; die Ähnlichkeiten zwischen beiden Figuren sind jedoch marginal. Wie *Alvíss* kam auch *Andvari* den Göttern ins Gehege. Er war der Sohn des Zwergs *Oinn* und hütete, zusammen mit anderen wertvollen Dingen, den magischen Goldring *Andvaranaut*. Durch einen unglücklichen Zwischenfall, der hier nicht weiter wichtig ist, musste er in Gestalt eines Fisches in einem Wasserfall leben. Als Loki und Odin den Schatz und den Ring von *Andvari* rauben, sprach dieser einen Fluch aus: Jeder zukünftige Besitzer des Rings solle den Tod finden. Mit diesen Worten verschwand *Andvari* in einem Stein. Der Ring *Andvaranaut* wurde von Richard Wagner zum zentralen Thema für seinen Opernzyklus erkoren, wobei er ihn in mittels eines kongenialen literarischen Kunstgriffs dem Nibelungenhort zuordnete. Übrigens bediente sich nicht nur Wagner beim Narrativ des verfluchten Rings. Auch der „eine“ Ring aus Tolkiens „Der Herr der Ringe“ ist dem *Andvaranaut* verdächtig ähnlich.

SAGA-ZWERGE

Weitere Auskunft über die altnordischen Zwerge geben verschiedene Märchen- und Vorzeit-Sagas. Als Saga bezeichnet man ein Konvolut verschiedener literarischer Werke aus dem 13. und 14. Jahrhundert, die isländische Geschichte bzw. isländischen Helden zum Thema haben. Die Märchen-Sagas gelten als Neudichtungen, die auf der Basis von Motiven der mittelalterlichen Literatur Kontinentaleuropas entstanden. Auch die Vorzeit-Sagas unterliegen zumindest teilweise dieser Beeinflussung. Insofern muss man die Saga-Zwerge von den zuvor beschriebenen ätiologischen Zwergen abtrennen und im Zusammenhang mit den Zwergen der Heldenepik betrachten (siehe dazu auch Kapitel 2 – Das Hohelied der Zwerge“ ab Seite 38) Im Rahmen einer Prototypenanalyse hat der Sagenforscher Werner Schäfke die Saga-Literatur nach gemeinsamen Merkmalen der Zwerge durchforstet.⁵⁶ Danach wird etwa die Hälfte aller *Dvergjar* als klein beschrieben, ein Drittel als hässlich, und ein Sechstel als beleibt. Fast immer wohnen sie an oder in großen Steinen (was allerdings nicht notwendigerweise bedeutet, dass sie unter Steinen bzw. überhaupt unterirdisch leben).

Magische Fähigkeiten sind nur für weniger als die Hälfte der *Dvergjar* erwähnt. In etwa einem Drittel aller Sagen werden Zwerge erwähnt, die magische Waffen oder Rüstungen herstellen können. Im direkten Vergleich der Saga-Zwerge mit ihren Vettern der kontinentaleuropäischen höfischen Literatur finden sich deutliche Unterschiede bei den Beschreibungen ihres Aussehens, ihrer Heimstätte und ihrer Tätigkeit bzw. Funktion in der Geschichte. Die Zwerge der höfischen Literatur können zusammen mit den Helden oder anderen Akteuren direkt am Hofe wohnen und dann auch Merkmale von Hofzwerge aufweisen. Bei den

freilebenden Zwergen ist die Heimstatt ist der Fels bzw. der Berg, wo sie manchmal sogar ganze Königreiche ausbilden. Der Kampf gegen einen Helden, sowie auch das Motiv des Frauenraubs, ist für den Saga-Zwerg untypisch. Schäfke spricht daher auch von einem indirekten Kulturtransfer von „deutschen Zwerg“ auf den „nordischen Zwerg“, bei dem die höfische Literatur ein neues Sujet für die Ausgestaltung des nordischen Zwergentypus geliefert hat.⁵⁷

KELTISCHE GEISTER

Als „Kelten“ bezeichnet man eine Gruppe von Völkern, die vor etwa 3000 Jahren in einem nordalpinen mitteleuropäischen Kerngebiet lebten und in den darauffolgenden Jahrhunderten weite Teile Europas besiedeln. Im 3. Jahrhundert v. Chr. lebten verschiedene keltische Stämme in einem riesigen Gebiet von den britischen Inseln im Nordwesten bis nach Spanien im Süden und nach Anatolien im Osten. Ein einheitliches, durch eine nationale oder auch nur ethnische Identität charakterisiertes „Volk der Kelten“ hat es allerdings nie gegeben. Allenfalls kann man verschiedene keltische Stämme über die Verwandtschaft ihrer Sprache zusammenfassen, was sowohl zeitlich als auch räumlich offenbar ganz gut funktioniert: Wer keltisch sprach, gehörte somit zum Volksgruppe der Kelten. Schwieriger, aber nach Überzeugung einiger Fachleute ebenfalls möglich, ist die Definition der Kelten über eine gemeinsame Kultur.⁵⁸ Wissenschaftliche Grabungen haben Informationen über zahlreiche Aspekte der keltischen Kultur wie Waffen, Bestattungen und Opferbräuche geliefert. Schriftliche Aufzeichnungen aus vorchristlicher Zeit sind jedoch extrem selten. Zwar war die keltische Oberschicht schriftkundig, aber insbesondere kulturell-religiöse Inhalte, die für mythologi-

sche Betrachtungen natürlich besonders wichtig sind, wurden (vermutlich aus kultischen Gründen) nicht verschriftlicht.

Mit dem Vordringen der Römer wurden die Kelten in das nördliche Gallien zurückgedrängt, wo sie eine gallorömische Kultur ausbildeten. Die germanisch-keltische Kultur im heutigen Bayern und Hessen fand letztendlich in der Zeit der Völkerwanderung und mit den Eroberungen der Hunnen ein Ende. Die Kultur und die Sprache der Kelten wurden in Kontinentaleuropa weitgehend assimiliert. Lediglich auf den britischen Inseln und der Bretagne haben sich bis heute mit Bretonisch, Walisisch, Schottisch-Gälisch und Irisch einige keltische Sprachen erhalten. Sie bilden zusammen mit den ausgestorbenen Dialekten Manx und Kornisch die Gruppe der „britannischen Sprachen“. Diese werden als Abgrenzung zu den kontinentalen keltischen Sprachen auch als inselkeltische Sprachen bezeichnet, und analog dazu wurde auch der Begriff der inselkeltischen Kultur geprägt.

Die Mythologie der Kelten des Kontinents wurde uns überwiegend durch die Brille griechischer und römischer Kosmographen zur Kenntnis gebracht. In manchen populärwissenschaftlichen Werken über die Kelten findet man eine Vielzahl von Namen für keltische Gottheiten, die den Eindruck erwecken, man würde das keltische Pantheon ähnlich gut verstehen wie das griechisch-römische. Dem ist nicht so. Eine unsichere Etymologie und/oder schlecht interpretierbares Belegmaterial haben zu diversen und oft konkurrierenden Deutungsversuchen geführt. Zudem sind verallgemeinernde Aussagen über die Wesen der keltischen Mythologie aufgrund der Vielzahl keltischer Stämme, ihrer kulturellen Entwicklung über einen langen Zeitraum und der Ausbreitung der keltischen Kultur vom Atlantik bis zur Donau überhaupt nicht sinnvoll. Für den Bereich der inselkeltischen Mythologie steht uns immerhin ein vergleichsweise großes Konvolut an mittelalterli-

chen Handschriften, insbesondere aus Wales und Irland, zur Verfügung. Allerdings sind sie durchweg von christlichen Glaubensinhalten beeinflusst und helfen nur bedingt bei der Rekonstruktion des religiösen Weltbilds der Kelten.

DIE ANDERSWELT

Der mittelalterlichen irischen Manuskriptsammlung *Lebor Gabála Érenn* zufolge ist die Landnahme der irischen Insel durch die Menschen eng mit einem Geistervolk namens *Túatha Dé Danann* (Volk der Göttin Danu) verbunden. Danach wurde die Insel mehrfach und unter vielen Kämpfen nacheinander von unterschiedlichen Dämonen und magischen Wesen in Besitz genommen, bis zuletzt die keltische Urbevölkerung die Herrschaft über die Oberfläche Irlands erhielt und die besiegten *Túatha Dé Danann* in eine unterirdische Parallelwelt, die Anderswelt, verdrängt wurden. Ihre Wohnungen nahmen sie unter Hügeln, die noch heute bis in die Menschenwelt ragen und *Sídhe* genannt werden. Gleich ihrer Wohnstatt werden die irischen Elben oft ebenfalls *Sídhe* genannt. Genau genommen ist dies aber eine ungenaue Verkürzung, sie heißen *Aos Sí*, *Aes sídhe* (älter) oder *Daoine Sídhe*. Wie die in Schottland gebräuchliche Variante *Daoine Sìth* bedeuten alle diese Bezeichnungen dasselbe: Hügelvolk oder Leute der Hügel. Ihr König und Herrscher über die gesamte Anderswelt ist *Finvarra* (auch: *Finn Bheara* oder *Fionnbharr*, in verschiedenen Schreibvarianten). Den Volkssagen nach pflegt das Hügelvolk im Großen und Ganzen ein gutes Verhältnis zu den Menschen und wird umgangssprachlich auch „the Good Neighbours“ (die guten Nachbarn) genannt.

Ende des 17. Jahrhunderts dokumentierte der Sagenforscher Robert Kirt die Sagenwelt der schottischen Highlands und berichtet in seinen „*The Secret Commonwealth of Elves, Fauns and Fairies*“ betitelten Aufzeichnungen von den „...*Siths or Fairies they*

*call Sleagh Maith or the Good People...*⁵⁹ Seine Interpretation zeugt von der Tendenz in der englischen Folklore, die *Sídhe/Sith* als weitgehend bedeutungsgleich mit den altenglischen *Ælfe* zu begreifen (siehe auch weiter unten zu einer mögliche Überschneidung durch das Merkmal „glänzend“) und beide als Fairies zu interpretieren. „Elves“ und „Fairies“ wurden so zu diffusen Sammelbezeichnungen für verschiedene Natur- und Hausgeistern, zu denen auch die Zwerggeister gezählt wurden.

Bereits im ausgehenden Mittelalter gesellte sich zu den Fairies ein monarchistisches Oberhaupt: die Fairy Queen (Feenkönigin). In der Artussage wurde aus ihr die Fee Morgana welche wiederum dem neuzeitlichen Begriff der Fata Morgana zugrunde liegt. Aus dem ursprünglichen französischen „Morgaine la Fée“ wurde durch eine Übersetzung von Thomas Malory im 15. Jahrhundert der im englischen Sprachraum verbreiteten Name „Morgan le Fay“. Schon früh in den Artusepik fand die vielschichtige Feengestalt ihren Platz auf der mysteriösen Insel Avalon, einer poetischen Adaption der keltischen Anderswelt. Literarisch unsterblich gemacht hat die Fairies im 16. Jahrhundert der englische Dichter William Shakespeare. Im Sommernachtstraum stellte er eine Fairy Queen unter dem Namen Titania dem König der Feen, Oberon, als Gemahlin zur Seite und gesellte als Sidekick auch noch einen boshaften Zwerggeist namens Puck dazu. Den Namen Titania hat Shakespeare wohl den Metamorphosen von Ovid entnommen⁶⁰, und Oberon entstammt der Tradition des französischen „Chanson de Geste“; die Figur des Auberon im *Huon de Bordeaux* und seine Verwandtschaft zum germanischen Zwerg Alberich wurde bereits erörtert (siehe den Abschnitt „Alberich der Große“ auf Seite 52). Möglicherweise war Shakespeare sogar bewusst, dass zwischen Alberich und dem König des keltischen Hügelvolks noch ein viel tiefer liegender Zusammenhang besteht.

In der Ausgabe des *Huon de Bordeaux* von 1860 zitieren die Autoren im Vorwort aus einem an sie gerichteten Brief von Théodore Hersart, Vicomte de La Villemarqué. Hersart war ein angesehener Experte für bretonische Sprache und Folklore und behauptete ungeheuerliches. Alberich, der germanische Zwerg schlechthin, sei ein und dieselbe Person wie der Herrscher der keltischen Anderswelt:

„Il y a longtemps [...] que j'ai été frappé de la ressemblance de notre Oberon avec un personnage de la féerie celtique appelé Gwyn-Araun ou Gwenn-Aron: ressemblance de nom, d'abord, car Gwyn signifie blanc (albus, aube) et Araun, qui répond à superus, indique ici; selon toute apparence, un être surnaturel, surhumain. Le nom d'Auberon, dans sa première moitié, me paraît traduit de Gwyn; dans la seconde, il reproduit, avec une légère modification, le mot Aron même, qu'on n'aura pas traduit parce qu'on ne l'aura pas compris, ou qu'on n'aura sû comment le rendre.”⁶¹

Schon seit geraumer Zeit bin ich fasziniert von der Ähnlichkeit unseres Oberon mit einer Figur aus der Gruppe der keltischen Geisterwesen names Gwryn-Araun oder Gwenn-Aron: Vor allem die Ähnlichkeit des Namens, den Gwyn bedeutet weiß (lat. albus, franz. aube) und Araun deutet auf etwas höheres (himmlisches) und meint hier allem Anschein nach ein übernatürliches übermenschliches Wesen. Den Namen Oberon könnte man, so scheint mir, im ersten Wortteil mit Gwyn gleichsetzen; im zweiten Wortteil liefert er mit geringfügiger Abweichung auch das Wort Aron, dessen Übersetzung unterblieb weil man sich keinen Reim darauf machen konnte.

Hersarts *Gwyn-Araun* ist eine Zusammenziehung zweier verschiedener Namen für eine Figur der walisischen Mythologie. In der Tradition der Artus-Epik bzw. den Artus-Legenden im *Mabinogion*, einer Sammlung mittelalterlicher walisischer Erzählungen, heißt sie „*Gwynn ap Nudd*“ (Gwynn, der Sohn von Nudd). In manchen Volkssagen lautet ihr Name dagegen „*Arawn*“ – was wohl den

zweiten Wortteil Araun bzw. Aron im Brief von Hersart erklärt. Die Römer kannten einen keltischen Gott namens Arubianus⁶²; möglicherweise besteht hier sogar eine Verbindung.

Arawn, oder besser Gwynn, wie wir ihn der Einfachheit halber im Folgenden nennen wollen, ist der Beherrscher der Anderswelt, kymrisch (das keltische Walisisch) *Annwn*. Die *Cŵn Annwn* (Hunde der Anderswelt) hatten rote Ohren und weiße Leiber. Sie sollen Gwynn bei der „wilden Jagd“ begleitet haben. Das Erzählmotiv der wilden Jagd ist auch in deutsche Volkssagen weit verbreitet (siehe dazu auch den Abschnitt „Die wilde Jagd“ ab Seite 456). Möglicherweise liegt hier ein weiterer Berührungspunkt zwischen keltischer und germanischer Mythologie verborgen. Wie sein bereits erwähntes irisches Pendant *Finvarra* wird *Gwynn* als König der *Fairies* bezeichnet; manchmal heißt es auch, er sei Herr der *Goblins*⁶³, was aber wohl im Großen und Ganzen auf dasselbe hinausläuft. Der kymrische Oberbegriff für die walisischen Geister ist „*Tylwyth Teg*“.

Der US-amerikanische Journalist Wirt Sikes, der 1876 die konsularischen Vertretung für Cardiff und Wales übernahm und zum exzellenten Kenner der walisischen Folklore wurde, hat die Geisterwelt von Wales unterteilt in Elben (*Ellyllon*), Berggeister (*Gwyllion*), Wassergeister (*Gwraedd Annwn*), Hausgeister (*Bwbachod*) und die Geister in Bergwerken (*Coblynau*). Diese strenge Kategorisierung findet bei anderen Autoren allerdings wenig Rückendeckung. So werden etwa die Bezeichnungen *Gwyllion* und *Ellyllon* oft synonym verwendet. Interessanterweise steckt in *Gwyllion*, ähnlich wie in *Gwynn*, ein sprachlicher Bezug zum Licht; der Singular *Gwyll* meint „Zwielicht, Dämmerung“.

Die moderne Sprachforschung stimmt insofern mit Hersart überein, dass das kymrische *gwyn* weiß, hell, oder glänzend bedeutet. Es findet sich vielfältig in Verbindung mit anderen Wor-

ten; so soll etwa dem Pinguin das kymrische *pen gwyn* (weißer Kopf) zugrunde liegen. Einer alten (aber wohl falschen) Theorie zufolge stammt sogar der Name der Fee Morgana (Morgan oder Morgaine) von der kymrischen Bezeichnung *Mor Gwyn* in der Bedeutung von „weiße Frau“. ⁶⁴ Für das althochdeutsche „alp“ und das altnordische „*âlf*“ wird eine protogermanische Wurzel „**albaz*“, angenommen; das altfranzösische „*auberon*“ (auch „*alberon*“) wird meist von der fast gleichlautenden protokeltische Wurzel „**alb*“ abgeleitet. Beide gehen wohl auf das indogermanischen **albh* (hell, strahlend, weiß) zurück. Eine vergleichbare Konstellation finden wir für den französischen Fluss Aube, dessen alter gallischer Name „*Albis*“ auf die Namensverwandtschaft mit dem norddeutschen Fluss Elbe (lateinisch „*Albis*“, althochdeutsch „*Elba*“, altenglisch „*Ælf*“) weist.

Über die auffällige sprachliche Verwandtschaft zwischen Gwynn und Albe(ri)ch hinaus ist allerdings unklar, ob man daraus weitere Schlüsse über den Ursprung der Elben und Zwerge ziehen kann. Sicher wäre es überzogen, Alberich einen exklusiv-keltischen Ursprung zu unterstellen oder umgekehrt die keltische Anderswelt in der germanischen Mythologie wurzeln zu lassen. Möglicherweise ist die Vorstellung eines weißen / hellen / glänzenden Geisterwesens aber Teil eines uralten mythologischen Konzepts, das aus einer Zeit datiert, als sich die indoeuropäischen Sprachen noch nicht in einen keltischen und einen germanischen Ast aufgespalten hatten.

IRISCHE ZWERGE

Zwerge scheinen in der keltischen Mythologie zunächst keine eigene Kategorie zu bilden. Von der Statur her wurden alle Bewohner der Anderswelt sowieso als kleine Wesen gedacht. Durch folkloristische Ausschmückungen entstanden aber insbesondere

in Irland zahlreiche Volkssagen, deren Motive stark an die Zwerge Kontinentaleuropas erinnern. Ein schönes Beispiel dafür ist der Cluricaun, der sich vermutlich aus der mythologischen Figur des Leprechaun entwickelt hat und im irischen Volksmund als dessen ständig betrunkenener Cousin gilt. Meistens wird er im Zusammenhang mit Weinkellern genannt. Der irische Autor Nicholas O'Kearney schrieb 1855 über den „Clobhair-ceann“ (eine alternative irische Schreibweise von Cluricaun):

*„...he was a jolly, red-faced, drunken little fellow, and was ever found in cellars of the debauchee, Bacchus-like, astride of the wine but with brimful tankard in the hand, drinking and singing away merrily. Any wine cellar known to be haunted by this sprite, was doomed to bring its owner to speedy ruin.”*⁶⁵

...ein lustiger rotgesichtiger kleiner Kerl, stets in Vorratskellern zu finden wenn es etwas zu schlemmen gab, mit dem randvollen Humpen in der Hand auf dem Weinfass sitzend wie ein Bacchus, trinkend und angesäuselt vor sich hin singend. Jeder Weinkeller der von diesem Geist heimgesucht wurde, brachte seinem Besitzer den schnellen Ruin.

Allerdings ist der Cluricaun nicht direkt als Hausgeist zu betrachten, sondern er scheint vielmehr den deutschen Unterirdischen eng verwandt zu sein (auch von diesen gibt es Berichte, dass sie gerne mal „einen über den Durst“ trinken). Der irische Volkskundler Thomas Crofton Croker beschreibt den Cluricaun als freilebenden Zwerggeist, der sich zwar gerne in die Weinkeller der Wirtshäuser verirrt und sich dort bedient, ansonsten aber dem Menschen hilfreich zur Seite steht. Er betätigt sich etwas als Schumacher oder als Kesselflicker. Croker beschreibt auch eine seltsame Eigenschaft, die etwas an den norddeutschen Drak (siehe Seite 148) erinnert: Wenn man den Cluricaun fängt, kann man Geld von ihm fordern. In den meisten Erzählungen schlagen sol-



Abb. 20: Der Cluricaun sitzt auf einem Weinfass

che Versuche jedoch letztendlich fehl, weil der Cluricaun seinen Fänger übertölpelt. In der Erzählung „The little Shoe“ (Der kleine Schuh) fängt ein Torfstecher einen Cluricaun, der zwar wieder entkommen kann, bei der Flucht aber seinen linken Schuh zurücklässt.⁶⁶ Dieser Umstand war für den Cluricaun offenbar kein Problem, denn er ließ sich nicht wieder blicken. Wer dagegen einen Schuh der norddeutschen

Unterirdischen erbeutete, bekam Macht über den Verlierer.⁶⁷

Der Cousin des Cluricaun, der Leprechaun (irisch *Leipreachán*), ist wohl der bekannteste irische Zwerggeist. Ganz in der irischen Tradition verhaftet, trägt er meistens grüne Kleidung. In den Volkssagen hat er viele Züge des mitteleuropäischen Kobolds; er ist meist alleine unterwegs und er ist ein Trickser. Seine Vorläufer in der irischen Mythologie haben dagegen weniger koboldhafte Eigenschaften und scheinen eher den Zwergen verwandt. Der Leprechaun findet sich erstmals in Legenden, die chronologisch den irischen Landnahmemythos im *Lebor Gabála Éirenn* anschließen und als sogenannter Ulster-Zyklus zusammengefasst werden. Im *Echtra Fergus a maic Léite* („Die Abenteuer von Fergus Mac Léite“) aus dem 8. Jahrhundert versucht eine Gruppe zwergartiger Wesen, König Fergus zu entführen. Fergus kann sie aber überwältigen und erhält im Tausch für ihre Freilassung magische Kräuter, mit Hilfe derer man unter Wasser atmen kann:

*„In tan ronainic fergus a methus luid docum mara sechis 7 a ara muena
a ainm. contuilsit and for bru in mara. dolota(ta)r lucorpain dond rig
conidmbert[at]ar asa carpat 7 bertatar a claidem nuad i tosach.*

*runucsat iarum co rainic a muir(e) conidfor-cualae o rancatar a cosa a muir. dofiuchtradar la sodain 7 argab triar dib fer cechtar a da la(i)m 7 araile fora bruinnib. «anmain i nanmain» .i. anacal. «tartar mu tri drindro(i)sc» .i. roga ol fergus. «rodbia ob» int abac «acht ni bes ecmacht dun».*⁶⁸

[Ergänzungen sind in Klammern gesetzt, die Manuskriptschreibweise mit tironischer Note „7“ (et = und) wurde belassen]

König Fergus und Muena, der Fahrer seines Streitwagens, erreichten das Königtum und fuhren zum Meer. Doch als sie die Küste erreichten, fielen sie [plötzlich] in einen tiefen Schlaf. Zwerge [nb: hier *lucorpain*] kamen herbei, nahmen dem König sein Schwert ab und hoben ihn aus dem Streitwagen. Dann trugen sie ihn in die See. Doch als des Königs Füße das Fasser berührten, erwachte er und ergriff drei der Zwerge. «Leben gegen Leben», war das Angebot [des Anführers der Zwerge]. «Drei Wünsche seien mir dafür erfüllt», sprach Fergus. «Die seien dir gewährt», entgegnete der Zwerg [nb: hier *abac*], «sofern sie deine Kräfte nicht übersteigen».

In diesem Text werden gleich zwei verschiedene Bezeichnungen für die Zwerge verwendet: *Lucorpain* und *Abac*. Die erste ist ein Kompositum aus dem altirischen *lú* (klein) und dem lateinischen *copus* (Leib, Körper). Über einige Abwandlungen (mittel- und altirisch *Luchorpán*, irisch *Luprachán*) entstand daraus das moderne irische *Leipreachán*. Dem irischen Keltologe Whitley Stokes zufolge soll das mittellirische Wort *Lucharban* eher in der Bedeutung *Pigmy* (Pygmäe) zu lesen und nicht synonym mit *Abac* zu verstehen sein. Er führt auch noch weitere irisch-keltische Begriffe für Zwerge auf (z. B. *nán*, *becc*, *gerr*)⁶⁹, die seiner Meinung nach jedoch eher als allgemeine Größenbezeichnung im Sinne von klein oder kurz verwendet wurden und daher nicht spezifische mythologische Wesen bezeichnen.

Das altirische *Abac*, oft auch *Abacc* geschrieben, wird aus einer protokeltischen Urform **abankos* rekonstruiert und kann sowohl Biber, Wassergeist, als auch Zwerg bedeuten.⁷⁰ Als protokeltische Wurzel wird **abon-* (Wasser, Fluss) angenommen; das bretonische *avon* und das walisische *afon* (beide bedeuten „Fluss“) leiten sich davon ab. Noch heute gibt es zahlreiche Flüsse dieses und ähnlichen Namens in England und Schottland (Shakespeare-Fans seien an Stratford upon Avon erinnert). In walisische Sagen existiert ein Wasserdämon namens *Afanc* oder *Addanc*.⁷¹ So berichtet die im weiteren Umfeld der Artus-Dichtung angesiedelte Erzählung „*Peredur fab Efwrawg*“ vom Kampf des Helden Peredur mit einem „*Afanc of the Lake*“, der einen tödlichen vergifteten Steinspeer besitzt. Peredur erhält deshalb von der Fee Empress einen magischen Stein, mit dem er den Afanc erkennen und in der Folge mit seinem Schwert auch besiegen kann.⁷² Ähnlich Morgan, der Dame vom See aus der Artussage, wohnt die Empress auf einem Schloss namens „*Castle of Wonders*“ inmitten eines Sees. Inwieweit man den Wasserdämon einen Zwergenstatus zubilligen kann sei dahingestellt; dem Waliser Keltologen John Rhys zufolge hatte Afanc ursprünglich nur die Bedeutung Zwerg (wäre dem irischen *Abacc* damit also äquivalent) und sei erst sekundär auf Wassergeister übertragen worden.⁷³

Der *Púca* ist ein weitverbreiteter zwergartiger Dämon, der vor allem, aber nicht nur, in Irland zuhause ist. In manchen irischen Legenden tritt er auch als weiblicher bösartiger Nachtdämon namens *Pooka* auf. Keltische Wurzeln zeigen sich im kornischen *bucca* und im walisischen *pwca* oder *bwca*, die allesamt Bezeichnungen für zwergartige Dämonen sind. Manchmal wird auch eine Verbindung zu dem gallisch-keltischen Gott Bugius hergestellt. Allerdings scheint die Etymologie eher auf einen älteren nordgermanischen Ast zu verweisen, der im protogermanischen

**pūkô* und dieses wiederum im protoindoeuropäischen *(s)*pāuǵ-* (in der Bedeutung „Gespenst“ oder „Ungeheuer“) wurzelt. Dieser Ast führt zu dem deutschen und englischen Puck, dem friesischen Puk (altfriesisch **pūka*), dem niederdeutschen „de Puk“ bis zu dem dänischen „Nis Puk“ (siehe auch Seite 146).

Im *Flateyjarbok*, einer Manuskriptsammlung aus dem späten 14. Jahrhundert, findet sich die humoristische isländische Kurzgeschichte *Þorsteins þáttur skelks* (Die Geschichte von Torsten dem Zitterer). Die Geschichte spielt zu Zeiten von Olav Tryggvason, dem ersten christlichen König Norwegens, und handelt von Thorstein Thorkelsson's Zusammentreffen mit einem Dämon, der im altisländischen Originaltext als *púki* bezeichnet wird. Der Dämon beantwortet Thorsteins Fragen über die christliche Hölle. Insgesamt ist der Text eine interessante Mischung aus isländischer und christlicher Mythologie. Über den Wesenstypus dieses Dämons ist spekuliert worden, es sei eigentlich ein *draugr* (= Wiedergänger) gemeint, oder er sei als Höllendämon nichts anderes als der Teufel persönlich. Auffallend ist allerdings die etymologische Verwandtschaft von *púki* zum baltischen Wort *pūķis*. Im Lettischen bedeutet *pūķis* noch heute „Drache“ und in der lettischen Folklore wird er als Wurm oder Schlange mit mehreren (meist neun) Köpfen beschrieben. Während der lettische Sprachwissenschaftler Pēteris Šmits im lettischen *pūķis* eine Verbindung zur beschriebenen germanischen Wurzel sah, wurde vom Linguisten John Endzelins sogar einen lettischer Ursprung vermutet: Im Lettgallischen, einem alten ostlettischen Dialekt, kommen die Varianten *pyučs* und *pyukulis* vor. Alternativ wurde auch die protoindoeuropäische Wurzel **beu-* („anwachsen“) vorgeschlagen, aus dem sich eine alte Bezeichnung für Reichtum, „*budzis*“, ableitet. Der lettische Sprachwissenschaftler Konstantīns Karulis erwähnt in seinem Wörterbuch⁷⁴ einen Hausgeist „*naudas pūķis*“ (Geld-Puks), der

seinem Besitzer ganz wie das deutsche Heckemännchen Wohlstand garantierte. Die deutschsprachige volkstümliche Überlieferung kennt ein ganz ähnliches Wesen aus der Gruppe der Gelkobelde, den feurigen Hausdrachen (siehe dazu Seite 154ff). Vermutlich sind jedoch nicht alle hier aufgeführten Worte verwandt bzw. lassen sie sich (alternativ oder als Fusion) von verschiedenen Wurzeln ableiten.

FRANZÖSISCHE ZWERGE

Bei der Betrachtung von Sagen über Zwerggeister im heutigen Frankreich muss die Bretagne als ein Spezialfall gelten. Wie schon der alte deutsche Name Kleinbritannien und die englische Bezeichnung Brittany unmittelbar verdeutlichen, war die Region in nachrömischer Zeit von einem Zustrom von Siedlern aus dem Gebiet der britischen Inseln (insbesondere aus Wales) geprägt. Mit ihnen kam auch die inselkeltische Kultur und Sprache in die Bretagne. Die bretonische Sprache ist eng mit dem Kornischen und Walisischen verwandt und wird noch heute von etwa einer Viertelmillion Menschen gesprochen. Die Bretagne wurde erst 1532 an Frankreich angegliedert.

BRETONISCHE KORRIGANS

Die einschlägige Fachliteratur über die keltische Mythologie der Bretagne informiert uns über eine spezielle Zwergenspezies dieser Gegend, die sogenannten Korrigans. Die meisten Berichte stammen aus dem 19. Jahrhundert. In Wörterbüchern kann die Bezeichnung noch gut bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Dabei findet man „Korrigan“ bisweilen auch als Namen für einen weiblichen Naturgeist. Beispielsweise gab der Kapuzinermönch und Lexikograph Gregoire de Rostrenen in seinem kel-

tisch-bretonischen Wörterbuch aus dem Jahr 1732 unter dem Eintrag *Nain* (Zwerg) die Bezeichnungen *corr* und *corrigan*, sowie unter *Fée* (Fee) die Bezeichnungen *corricq* und *corrigan* an⁷⁵. Auch der franko-bretonische Linguist Louis Le Pelletier (1663–1733) kannte den *Côr* (Plural *Coret*, Diminutif *Coric*) als einen Zwerg und wusste außerdem zu berichten:

*„M. Roussel m'a appris qu'en son pays de Léon Cor et Coric (c'est ainsi qu'il écrit) sont des Fées, et que l'opinion commune de ses compatriotes, est que les Fées étoient de petite taille, naines et pigmées.“*⁷⁶

M. Roussel hat mir mitgeteilt, dass im Pays de Leon [Anm: ein Landstrich im äußersten Nordwesten der Bretagne] Cor und Coric (wiedergegeben nach seiner Schreibweise) Feen sind, und dass nach Meinung seiner Landsleute diese Feen eine kleine Gestalt wie Zwerge und Pygmäen haben.

Der französische Ethnologe und Erzählforscher Paul Sébillot schrieb zum Thema Feen und Zwerge in seinem 1904–1906 erschienenen Kompendium *„Le folklore de France“*:

*„Le folk-lore des nains des grottes [...] présente un certain nombre de traits sensiblement parallèles, parfois même identiques à ceux que la tradition attribue aux bonnes dames.“*⁷⁷

Der Volksglauben zu den höhlenbewohnenden Zwergen weist eine Reihe von Merkmalen auf, die auffällig ähnlich, ja manchmal sogar identisch sind zu jenen, die traditionell den „bonnes dames“ zugeschrieben werden.

Als „bonnes dames“ oder auch „dames blanche“ werden in Frankreich Feenwesen bezeichnet, die den Fainen, witten Juffers, Alvinen oder weißen Frauen des deutsch-niederländischen Sprachraums entsprechen. Oft werden der Korrigan aber auch sirenen- oder nixenartige Eigenschaften nachgesagt. So kann sie etwa an einem See oder einer Quelle sitzen, ihr langes goldenes Haar kämmen und auch Männer mit ihrem Gesang verhexen.

Wie die ungewöhnliche begriffliche Doppeldeutigkeit von Fee und Zwerg entstand, ist nicht abschließend geklärt. Die Erzählforschung hat zu dieser Thematik leider auch keine weiteren erhellenden Erkenntnisse zutage gefördert. Der Erklärungsversuch des deutschen Romanisten Wilhelm Giese (1895–1990), die Überschneidung rühre daher, dass „Feen und Zwerge die gleichen Grotten der Küsten und Höhlen des Inlands bewohnen“ würden⁷⁸, hilft auch nicht viel weiter. Möglicherweise kam es in der mündlichen Erzähltradition irgendwann einmal zu einer Verwechslung zwischen zwei ähnlich klingenden Wesensbezeichnungen. In keltischen Texten sind Meerfrauen und zwergartige Wesen häufig Akteure in der gleichen Geschichte. Auch könnte es, wie im Fall der altirischen *Abacc*, zu einer nachträglichen Merkmalsübertragung zwischen Wassergeistern und Zwergen gekommen sein. Wie wir gleich noch sehen werden, wird diese Hypothese durch den Umstand gestützt, dass der bretonischen Korrigan-Fee nachgesagt wird, sie würde Menschenkinder stehlen und dafür hässliche zwergartige (sic!) Wechselbälger zurücklassen.

Heute wird allgemein angenommen, dass sich Korrigan aus einem bretonischen Wort *korr* für ein kleinwüchsiges (Geist-) Wesen ableitet. Im Kornischen, das bis ins 18. Jahrhundert in Cornwall gesprochen wurde, gibt es die sehr ähnliche Bezeichnung *korrik* = Gnom, Zwerg. Auch das Walisische kennt den *Korr* als zwergenhaftes Wesen. Irische Korr(igans) sind dagegen nicht bekannt, wenn man von der Erwähnung eines Goban Corr in der Legende „*Betha Bhairre Ó Chorcaigh*“ (Das Leben des Bairre von Cork)⁷⁹ absieht. Goban Corr wird vereinzelt als „Goban der Zwerg“ interpretiert – einen wirklich triftigen Grund für diese Übersetzung gibt es allerdings nicht.

Der zweite Wortteil von Korrigan ist weniger klar. Vorgeschlagen wurde etwa, dass *Korr* mit dem Diminutiv *-ig* und über-

dies mit der Kose- oder Verkleinerungsform *-an* verbunden wurde. Die wortwörtliche Entsprechung von *Korrigan* im Deutschen wäre dann also etwa „kleines Zwerglein, Zwergleinchen“⁸⁰. Wenn allerdings das Wort ursprünglich nicht bretonischen Ursprungs war, also etwa aus walisischen oder irischen Dialekten importiert wurde, sind weitere Erklärungen denkbar. So ist vermutlich die wohl berühmteste aller literarischen Feen, *Morgaine le Fée* aus der Artussage (im lateinischen Originaltext allerdings mit „e“ geschrieben: „*Morgen ei nomen didicit que quid utilitati*“⁸¹), aus der irischen Kriegsgöttin *Morrígan* hervorgegangen. Die Bostoner Mittelalterforscherin Lucy Allen Paton hat überzeugend aufgezeigt, dass diese Entwicklung zunächst über den Import der Figur von Irland nach Wales verlief, wo sie als *Empress* in der walisischen Dichtung „*Peredur fab Efwawg*“ erscheint, bevor schließlich in Frankreich die komplexe Dame von See, *Morgaine la Fée*, entwickelt wurde.⁸²

Die Bezeichnung *Morrigan* könnte von den altirischen Wörtern *mór* ("groß") und *rígan* („Königin“; abgeleitet von *rígh*, „König“) abstammen und somit „Große Königin“ bedeuten⁸³. Diese Deutung wird durch die Erzählung *Acallam na Senórach* aus dem irischen Finn-Zyklus gestützt, in der die „*mórrígan*“ als „*great queen*“ bezeichnet wird.⁸⁴ Analog dazu kann man argumentieren, dass eine irisch/walisisch/bretonische Wortfusion mit „-*rígan*“ aus der *Kor-rigan* eine „Zwerg-Königin“ machen würde. Wir werden auf diesem Umstand in Kapitel 9 - Frau Holle und ihre Zwerge“ noch einmal zurückkommen. Nicht verschwiegen werden sollen hier noch zwei alternative Erklärungsansätze des Erstglieds *Mor-*. Zum einen könnte eine germanische Wurzel zugrunde liegen, die zur *mara*, *mora* („Geist“) führt und sich im Nachtmahr (vergl. engl. *nightmare*) und der slawischen *Kiki Mora* erhalten hat. Im Bretonischen wiederum bedeutet *mor* das Meer (vergl. das

bretonische Département Morbihan, bret. *mor-bihan*, kleines Meer). Dies hat dazu geführt, dass Morgaine insbesondere in verschiedenen esoterisch-mythischen Texten als Meerese Göttin gedeutet wurde.

Literarisch fassbar wird die Figur des Korrigan-Zwergs erstmals in einer Sammlung bretonischer Volkslieder („*Barzaz-Breiz*“; Bretonische Lyrik), die der schon zuvor erwähnte Philologe Théodore Hersart, Vicomte de La Villemarqué, im Jahr 1839 veröffentlichte⁸⁵. Hersart gab an, dass seine Texte auf tradierten Erzählungen basierten, die ihm verschiedene alteingesessene Bewohner der Bretagne zugetragen hatten. Diese Bewahrung volkstümlicher Überlieferungen durch Verschriftlichung einer mündlichen Erzähltradition erinnert nicht von ungefähr an die Brüder Grimm, die in Deutschland knapp 30 Jahre vor Erscheinen der *Barzaz-Breiz* ihre Kinder- und Hausmärchen veröffentlichten. Als Sprachwissenschaftler, der sich auch mit der Geschichte der bretonischen Sprache beschäftigte, war Hersart auf einem ähnlichen Fachgebiet tätig wie Jacob Grimm. Und letzterer war es denn auch, der Hersart für die Aufnahme in die Berliner Akademie der Künste vorschlug.

Inwieweit Hersart dem Grimm'schen Ansatz folgte, die wortgetreue Wiedergabe von Volkssagen einem didaktischen Ansatz zur Volksbildung unterzuordnen, soll hier nicht weiter untersucht werden. Jedenfalls ist aber sicher, dass er sich nicht nur bei mündlichen Überlieferungen, sondern auch bei diversen Texten alter bretonischer Literatur bediente. Seine erklärte Absicht war es zudem, eine „echte“ keltische Version zu rekonstruieren und französische (angeblich kontaminierende) Wörter nach Möglichkeit zu eliminieren. Seine Texte sind daher wohl überwiegend Fusionen aus mehreren verschiedenen Versionen einer Erzählung, die zudem nicht nur aus der Bretagne, sondern insbesonde-

re auch aus Wales stammen konnten.⁸⁶ Hersarts Sammlung enthält drei Lieder, in denen von Zwergen die Rede ist. Diese – so behauptet er – würden im Volksglauben Korr, Korrig oder Korrigan genannt. Er schreibt:

Les principaux agents surnaturels de la poésie populaire de Bretagne, sont les nains et les fées. Les noms généraux de celles-ci sont Gan, ou Gwen, Korr ou Korrig, qui, réunis, donnent Korrigan et Korrigwen.

Die wichtigsten übernatürlichen Figuren der bretonischen volkstümlichen Überlieferung sind die Zwerge und die Feen. Diese werden allgemein Gan oder Gwen, Korr oder Korrig genannt. Zusammengezogen erhält man so die Bezeichnungen Korrigan und Korrigwen.

Nicht ganz eindeutig ist freilich, welche der aufgezählten Bezeichnungen denn nun für Feen, Zwerge, oder gar für beide gelten haben sollen. Hersart bleibt hier sicherlich nicht ohne Grund etwas schwammig, denn im Folgesatz konstruiert er in einem linguistischen Husarenritt mit Korrigan und Korrigwen zwei Fusionsbegriffe, von denen der erstere von späteren Autoren bereitwillig übernommen wurde und sich als Standardbezeichnung für den bretonischen Zwerg etablierte. Den Begriff *Gan* leitet Hersart von einer angeblichen keltischen Göttin gleichen Namens ab und beruft sich dabei auf den römischen Geschichtsschreiber Tacitus (ca. 58 - 120). Dieser jedoch berichtet nur von der Wahrsagerin Veleda. Eine ihrer Nachfolgerinnen freilich, die seherische Jungfrau Ganna, wird zwar von Cassius Dio als Zeitgenossin von Kaiser Domitian (König von 81 bis 96) genannt, aber aus dem Eigennamen einer germanischen Seherin eine keltische Gottheit zu machen, ist dann doch etwas weit hergeholt.

In dem von Hersart überlieferten Lied „*Ar bugel laec’hiet*“ (vom Autor mit „*L’enfant supposé*“ = Der Wechselbalg übersetzt) sind Korrigan-Fee und Korrigan-Zwerg gemeinsam auftretende

Akteure. Erzählt wird die Geschichte einer Frau, deren Kind von der Korrigan-Fee gestohlen und durch einen Wechselbalg ersetzt wird. Durch die Anwendung eines bestimmten Rituals kann sie ihr Kind jedoch zurückerlangen. Relevante Ausschnitte sind nachfolgend im Bretonischen⁸⁷ (B), der französischen Übersetzung von Hersart (F) sowie einer gänzlich unpoetischen deutschen Version (D) wiedergegeben.

B

*Mari goant a zo keuziet;
Ile Laoik ker e deuz kollet;
Gand ar Gorrigan e ma eet.*

F

*Marie la belle est affligée;
elle a perdu son cher petit Laoik;
la Korrigan l'a emporté.*

D

Die schöne Marie ist sehr betrübt;
sie verlor ihren lieben kleinen Laoik [Anm: Diminutiv von Guillaume, Wilhelm]
die Korrigan hat ihn entführt.

[...]

B

*Al loen-man enn lie lec'h laket;
He vek ken du hag eunn tousek;
A graf, a beg, heb ger e-bet;*

F

*Et à sa place on avait mis ce monstre;
sa face est aussi rousse que celle d'un crapaud;
l'égratigne, il mord sans dire mot;*

D

An dessen [des Kindes] Platz war ein Monster
gelegt;
sein Gesicht so rot wie das einer Kröte;
es kratzt, es beißt und sagt kein Wort;

Wortwörtlich müsste man das kornische „*loen-mañ*“ mit „Das Tier (hier)“ übersetzen, aber Monster trifft wohl recht gut den Wort-sinn. Etwas weiter im Text beschreibt das Lied ein Ritual zur Wiedererlangung des Kindes und benennt dabei auch das wahre Wesen des Monsters:

B

*Neb ra van virv e gloren vi
Evid dek gonideg eunn ti,
A lak ar c'horrig da bregi.*

F

*Qui feint de préparer le repas dans une coque d'oeuf
pour dix laboureurs d'une maison,
force le nain a parler.*

D

Wer vorgibt, in einer Eierschale das Essen
für zehn Handwerker zuzubereiten
zwingt den Korrig zum Sprechen.

Hersart legt sich an dieser Stelle fest und übersetzt *c'horrig*, den hässlichen Wechselbalg der Korrigan, mit *nain*, also Zwerg. An dieser Stelle drängt sich eine Spekulation auf, die sich allerdings, darauf sei gleich hingewiesen, durch keine Beweise untermauern lässt: Wäre es möglich, dass im Volksglauben die missgestalteten Begleiter (Diener, Kinder?) der *Korrigan* ganz generell als *c'horred* (Singular *c'horrig*) bezeichnet wurden? Die Namensähnlichkeit wäre demnach kein Zufall, sondern auf einer funktionalen Ebene zu verstehen. Beziehungsweise, etwas weitergesponnen, war die *Korrigan* ursprünglich als Herrscherin über die Zwerge gedacht und differenzierte sich später zu einer Fee bzw. einer Wasserfrau, während die Zwerge ein eigenständiges Profil entwickelten.

Tatsächlich ist es sehr schwierig zu ermitteln, seit wann Wesen mit zwergentypischen Merkmalen in der keltischen My-

thologie auftreten. Das älteste schriftliche Zeugnis liefern vermutlich die *lucorpain* im Ulster-Zyklus aus dem 8. Jahrhundert (siehe den Abschnitt „Irische Zwerge“, Seite 220). Diese sind jedoch eher ungewöhnliche Vertreter ihrer Art und könnten, da sie König Fergus ins Wasser entführen, genauso gut als kleine Wassergeister angesehen werden. Der Sprachwissenschaftler und ehemalige Student von J.R.R. Tolkien, Alan Joseph Bliss (1921-1985), fällt zum Thema Zwerge ein geradezu vernichtendes Urteil:

„Celtic tradition is by no means rich in dwarfs [...] in fact there is hardly any evidence for the existence of dwarfs in medieaval Welsh tradition“⁸⁸

Die keltische Überlieferung ist keineswegs reich an Zwergen [...] tatsächlich gibt es praktisch keine Hinweise für die Existenz von Zwergen in der mittelalterlichen walisischen Überlieferung.

Irgendwann im Verlauf des frühen Mittelalters muss der zwergische Typus dann allerdings auf den britischen Inseln zu einer breit einsetzbaren Erzählfigur entwickelt worden sein. Der Zwergekönig in Walter Maps „*De Nugii Curialium*“ (erschieden Mitte des 12. Jahrhunderts) ähnelt schon sehr den magischen Zwergen der mitteleuropäischen Folklore des Festlands. Nicht auszuschließen ist, dass Zwerge in der frühmittelalterlichen Dichtung, möglicherweise mit den aufkommenden sogenannten Spielmannsepen, als Helferfiguren zu beliebten Akteuren wurden, um die Abenteuer geschichten mit einer magischen Zutat anzureichern. Beispiele für solche Kunstgriffe gibt es reichlich aus späterer Zeit. Auffällig ist beispielsweise das vergleichsweise häufige Vorkommen von Korrigan-Zwergen in bretonischen Erzählungen ab Mitte des 19. Jahrhunderts. Am Beispiel einer der bekanntesten bretonischen Sagen – der Legende von der untergegangenen Stadt Ys, lässt sich gut illustrieren, dass magischer Figuren gerne hinzugedichtet wurden um den Plot einer Erzählung interessanter zu

gestalten. Ys gehört zu einer ganzen Reihe von Erzählungen über mehr oder weniger mythischen untergangene Orte und Städte – angefangen vom klassischen Atlantis bis zu Vineta and der südlichen Ostseeküste.

Der Plot der *Legende* von Ys lässt sich in zwei Sätzen zusammenfassen: Die Königstochter Dahut stiehlt von ihrem schlafenden Vater der Schlüssel zu einer Pforte, welche die unter dem Meeresspiegel gelegene Stadt vor dem Wasser beschützt. Als Dahut diese Pforte öffnet, verschwindet die Stadt Ys für immer in den Fluten. Am bekanntesten ist die Geschichte wohl in einer Version, die Hersart in die 1845 erschienene Neubearbeitung seiner „Bretonischen Lyrik“ aufnahm. Der Kern der Geschichte ist allerdings weitaus älter; als früheste Version wird üblicherweise Albert le Grands Chronik „*Vie des Saints de la Bretagne Armorique*“ aus dem Jahr 1637 angeführt.⁸⁹ Bei Albert le Grands kommt die Geschichte noch ohne übernatürliche Wesen aus. Die Fassung von Hersart ist dagegen von einer sehr ähnlichen walisischen Erzählung („*The Drowning of the Plain of Gwyddno*“) und teilweise auch von einer irischen Legende („*The Death of Eochaid mac Mairid*“) beeinflusst⁹⁰ und beschreibt die Königstochter Dahut als eine Meerjungfrau („*la fille de la mer, peignant ses cheveux blonds comme l'or au soleil de midi*“, die Tochter des Meeres, die sich die goldblonden Haare in der Mittagssonne kämmt).

Charles Guyot erweiterte 1926 die Legende um ein Zusammentreffen von Gradlon mit Malgven, einer rothaarigen Königin des Nordens. Dahut ist hier die Tochter dieser Liaison und will eine Stadt im Meer namens Ys erbauen. Dazu ruft sie (offenbar mehrere verschiedene) Geistwesen an, die einen Ringdeich errichten sollen, der Ys vor dem Wasser schützt. Die Geistwesen werden unter anderem als Kräfte der Luft und der Erde („*Génies de l'air et de la terre*“), als unterirdische Geister („*Esprits souterrains*“)

rains“), als fleißige Korrigans („*Korrigans industriels*“) und schnelle Elfen („*Elfes rapides*“) bezeichnet.

LUTIN UND GOBELIN

Der typische Zwerg der französischen Volkssagen ist der *Lutin*. Lutin-Sagen kennt man von Zentralfrankreich bis in den Norden hinein; dort insbesondere im Nordwesten. Dagegen ist im Nordosten, vor allem in den Ardennen und bis hinüber zum wallonischen Teil Belgiens, die verwandte Bezeichnung *nûton* (seltener auch noch *lûton*) gebräuchlich. Einige Ortsnamen scheinen darauf hinzudeuten, dass es auch noch die Variante *dûhon* gegeben hat.⁹¹ Im Norden Walloniens, gegen Flamen hin, findet man die Zwerge auch unter dem Namen *Sotè*.⁹²

Die Etymologie von Lutin ist obskur. Im Jahr 1880 vermutete der französische Sprachwissenschaftler Anatole Boucherie, der Begriff gehe auf den römisch Gott Neptun zurück.⁹³ Aus dem lateinischen *neptunus* soll in einer langen Kette von Umbildungen – über die französische Form *neptun*; dann unter Beeinflussung des Wortes *nuit* (Nacht) zu *nuiton* und durch Kontamination mit *luitier* (kämpfen) – endlich *lutin* geworden sein.⁹⁴ Trotz einer Reihe anderer Vorschläge⁹⁵ scheint dies bis auf weiteres auch der mehrheitlich vertretene Stand der Sprachforschung zu sein⁹⁶ – auch wenn eigentlich nicht so ganz klar ist, wie es zu der seltsamen Assoziation mit einem Wassergott kam. In analoger Weise soll *Orcus*, ein lateinischer Beiname des römischen Unterweltgottes Pluto, zum französischen *Ogre* (einen Ungeheuer in Menschengestalt geworden sein. Doch auch diese Herleitung ist mehr als umstritten.

In französischen Sagen wird „Lutin“ als übergeordneter Sammelbegriff verwendet. Neben typischen Zwergen werden auch verschiedene Hausgeister wie Kobolde und Nachtmahre so genannt⁹⁷. Lutin-Zwerge haben ganz ähnliche Eigenschaften wie

die deutschen Unterirdischen und die englischen Pixies. Sie machen Musik und tanzen; meist sind sie hilfreiche Geister, doch manchmal erschrecken oder bestrafen sie die Menschen auch.⁹⁸ In der Normandie soll es „*Les Huard*“ genannte Lutins geben, die über den Nachthimmel fliegen und dabei laute Schreie ausstoßen.⁹⁹

Ein weiteres zwergartiges Wesen der französischen Folklore ist der *Gobelin*. Ob er, wie die Namensähnlichkeit vermuten lässt, etymologisch verwandt zum Kobold ist, kann nicht eindeutig belegt werden. Das als Zwischenform postulierte anglonormannische **gobalus*¹⁰⁰ steht dem griechischen *kobalos* möglicherweise sogar näher als der germanischen Wortform in der Bedeutung von „Hausverwalter“¹⁰¹ (siehe dazu die Abschnitte „Der vorneuzeitliche Kobold“, Seite 137 und „Dionysische Kobalen“, Seite 500). Wie dem auch sei, wenigstens kann als gesichert gelten, dass aus dem französischen *Gobelin* der englische *Goblin* bzw. *Hobgoblin* entstand. Der normannische Chronist Ordericus Vitalis (ca. 1075 - 1142) berichtet im 5. Buch seiner *Historia Ecclesiastica* (Kirchengeschichte) von einer Begebenheit im französischen Bistum Évreux um das Jahr 400. Der heilige Taurinus, erster Bischof von Évreux, vertrieb der Legende nach einen kleinen Dämon aus dem Diana-Tempel. Ordericus Vitalis schreibt dazu:

*„Daemon enim, quem de Dianae fano expulit, adhuc in eadem urbe elegit, et in varus frequenter formis apparens, neminem laedit. Hunc vulgus Gobelinum appellat, et per merita sancti Taurini ab humana laesione coerci tum usque hodie affirmat.“*¹⁰²

Ein Dämon, der aus dem Diana-Tempel vertrieben wurde, lebte noch weiterhin in der Stadt und erschien in vielerlei unterschiedlicher Gestalt, verletzte aber niemanden. Er wurde vom Volke Gobelinus genannt, und durch die Gnade des Hl. Taurinus hat er seitdem keinem Menschen mehr Schaden zugefügt.

Die älteste bekannte Erwähnung der französischen Form *gobelin* stammt von dem normannischen Troubadour Ambroise. Er nahm im Heer von Richard Löwenherz am dritten Kreuzzug (1189-1192) teil und schrieb etwa um diese Zeit eine Versdichtung *Estoire de la guerre sainte* (Geschichte des Heiligen Krieges). Darin heißt es:

„8709
*Ço fud Balian d'Ibelin,
 Qui ierl plus faus de gobelin“*¹⁰³

Dies war Balian von Ibelin
 Vom Wesen so falsch wie ein Gobelin

Der Gobelinus bzw. der Gobelin wurde demzufolge als potentiell bedrohlich oder wenigstens trügerisch wahrgenommen. In Évreux neckte er die Menschen, indem er ihnen in unterschiedlicher Gestalt erschien. Jenseits der Frage einer sprachlichen Verwandtschaft ist er dem deutschen Kobold vom Wesen nach jedenfalls außerordentlich ähnlich.

ENGLISCHE ZWERGE

Die englische Sagenwelt ist mindestens so reich an Zwerggeistern wie die deutsche. Auch in der Vielzahl an Benennungen dieser Wesen steht die englische Folklore nicht zurück. Wir werden uns an dieser Stelle auf einige Zwerge fokussieren, die insbesondere die südenenglische Sagenwelt bevölkern. Auf die walisisch-keltischen Zwerge wurde bereits im Abschnitt „Bretonische Korrigans“ ab Seite 226 bezuggenommen.

Das englische Wort für Zwerg, *Dwarf*, ist eigentlich gar keine Bezeichnung für die Zwerge der englischen Sagenwelt. Es geht auf das altenglische *dweorg* zurück, das wie das altdeutsche *twerg* (siehe Seite 19) von einer protogermanischen Urform stammt (siehe dazu auch den Abschnitt „Altenglische Beschwörungsfor-

meln“ auf Seite 316). In Übereinstimmung mit der sprachlichen Verwandtschaft verweist dwarf auf den nordisch-germanischen Zwergentyp. Den Unterirdischen aus deutschen Sagen entsprechen in England am ehesten die Pixies. Die britische Romanautorin Anna Eliza Bray veröffentlichte 1854 unter dem Titel „*A Peep at the Pixies*“ eine Sammlung von Sagen und Legenden aus Devonshire und Dartmoor.¹⁰⁴ Ihr über die Jahre zusammengetragenes Material wurde im Übrigen auch von dem irischen Autor und Folkloreforscher Thomas Keightley für sein bekanntes Buch „*The Fairy Mythology*“ verwendet.¹⁰⁵ Inwieweit Bray und Keightley das Material einer literarischen Bearbeitung unterzogen haben, ist nicht bekannt. Für eine seiner Geschichten, „*The Soul Cages*“, gab Keightley in einer späteren Ausgabe seines Buchs allerdings zu verstehen, dass er große Teile des Inhalts frei erfunden hatte.¹⁰⁶

Schon 1853, ein Jahr vor dem Buch von Bray, erschien beim Londoner Verlagshaus Ingran & Cook eine Sammlung von Artikeln über englische Wälder („*English Forests and Forest-Trees*“), in dem unter anderem auch einige Pixie-Sagen aus Dartmoor wiedergegeben werden. Dieses Buch enthält eine interessante Variante der Geschichte von den drei kleinen Schweinchen („*Three little Pigs*“). Die moderne Version ist vermutlich jedem bekannt: Ein Wolf überfällt nacheinander drei Schweinchen in ihren unterschiedlich stabilen Häusern, und nur das mühsam erbaute Steinhäus des letzten Schweinchens hält ihm stand. In der Legende aus Dartmoor ist der Angreifer ein Fuchs, und er überfällt drei Pixies in ihren Häusern. Der ähnliche Klang von „pigs“ (*three little piggies*) und „pixies“ lässt vermuten, dass Schweinchenlegende eine spätere entmythologisierte Adaption ist. Eine andere in England und Italien bekannte Variante erzählt dagegen vom Wolf und drei kleinen Gänsen.¹⁰⁷

Pixies lieben Musik und Tanz. Sie wohnen in Steinen oder Hügeln und scheinen überwiegend freilebende Naturgeister zu sein. Oft helfen sie den Menschen bei der Arbeit, und gelegentlich ziehen sie sogar in seine Behausungen ein. In manchen Eigenschaften erinnern sie an irische Elben und Feen, anderes teilen sie mit den deutschen Unterirdischen. Wenn man ihnen Kleidung schenkt, gehen sie fort (vergleiche das Ausgelohnt-Motiv, Seite 117). Sie stehlen Menschenkinder und lassen Wechselbälger (engl. „*change-lings*“) zurück (vergleiche das Wechselbalg-Motiv, Seite 126). Und wie bei den deutschen Zwergen gibt es Überlappungen mit Bergmännchen und Bergkobolden. In der elaborierten Romansprache von Anna Eliza Bray liest sich dir Erklärung für dieses Verhalten folgendermaßen:

*„[...] amidst the silent shadows of the dark rocks, where that light never penetrates, that on the moor the elfin king of the Pixy race holds his high court of sovereignty and council. There each Pixy receives his especial charge: some are sent, like the spirit Gathon of Cornwall, to work the will of his master in the mines, to show by sure signs, where lies the richest lode; or sometimes to delude the unfortunate miner, and to mock his toil.”*¹⁰⁸

[...] dort im Moor, im stillen Schatten der dunklen Steine, wo das Licht niemals scheint, hält der Elbenkönig der Pixies Hof, um Recht und Gesetz zu sprechen. Dort erhält jeder Pixie seine eigene Aufgabe. Manche müssen, wie der Geist Gathon von Cornwall, auf Geheiß seines Herrns in den Minen der Bergwerke zu arbeiten; dort Zeichen geben wo die reichen Erzadern verlaufen, oder auch um den Bergmann zu täuschen und ihn ob seiner vergeblichen Mühe zu verspotten.

Die Herkunft des Wortes Pixie ist unklar, und es sind zahlreiche Deutungsversuche im Umlauf. Thomas Keightley hat vermutet, es habe ursprünglich Pucksy gelautet, welches zwanglos aus dem Diminutiv eines koboldhaften Zwerggeistes namens Puck abzulei-

ten ist. Andere Deutungen sind durchaus möglich, aber die Vermutung von Bray, Pixy käme von *Pygmy* (Pygmäe), ist dann doch etwas zu starker Tobak. In dem Buch „*Traditions of Lancashire*“ fasst der englische Bankier und Dichter John Roby den deutschen Kobold, den französischen Gob(e)lin und den englischen Puck in einer Figur zusammen:

*„The English Puck, the Scottish Bogle, the French Esprit Follet, or Goblin, the Gobelinus of monkish Latinity, and the German Kobold, are only varied names for the Grecian Kobalus, whose sole delight consisted in perplexing the human race, and calling up those harmless terrors that constantly hover round the minds of the timid.“*¹⁰⁹

Der Puck (altenglisch *púcel*), wird in der englischen Folklore überwiegend als solitär lebender Bewohner der freien Natur beschrieben und ist damit den deutschen Hauskobolden vergleichsweise unähnlich. Auch der *Bogle* ist ein Naturgeist, den man in Erzählungen aus Nordengland und Schottland (in den Highlands auch als *Bocan* bekannt) findet.

Goblin ist eine Bezeichnung für verschiedene koboldartige Geister mit überwiegend schelmischem bis böseartigem Charakter. Manchmal werden sie auch mit Brownies (siehe weiter unten) in einen Topf geworfen. Die walisischen Goblins wiederum besitzen zahlreiche zwergische Merkmale; sie leben in organisierten Gruppen mit Anführern oder Königen, sie tanzen und sie können sich unsichtbar machen.¹¹⁰ Wie auf Seite 238 bereits erwähnt, ist die Bezeichnung schon seit dem Mittelalter bezeugt. Aus dem Goblin wurde im 16. Jahrhundert der „*Hob Goblin*“, später dann - und bis heute - in fusionierter Form der *Hobgoblin*. Dieser, und sein Vetter, der Puck (in seiner älteren Schreibweise *Ponk*) werden in einem großartigen Gedicht vom berühmten englischen Dichter Edmund Spenser (1552-1599) erwähnt:

*„Ne let House-Fires, nor Lightnings, helpless Harms,
 Ne let the Ponk¹¹¹, nor other evil Sprights,
 Ne let mischievious Witches with their Charms,
 Ne let Hob-goblins, Names whose Sense we see not,
 Fray us with things that be not;”¹¹²*

Die Bedeutung von Hob in Hob-Goblin ist nicht ganz klar. Spekuliert wird über eine Abstammung von der protogermanischen Wurzel **herþaz* in der Bedeutung von Herd (englisch: „*hearth*“). Dies würde den Hobgoblin in die Nähe des deutschen Hausgeist-Kobolds stellen. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass Hob - wie auch Rob und Bob - einfach eine Kurzform von Robert darstellt¹¹³ und letztendlich wohl vom althochdeutschen *Hrodebert* bzw. dem altenglischen *Hrēodbēorht* abstammt. Hob wurde im Volksglauben als generische Anrede für zahlreiche Haus- und Naturgeister verwendet.¹¹⁴ Eine vergleichbare Verwendung von Kosenamen kennt man auch vom deutschen Hausgeistern (z. B. Heinz, Hinz; mehr dazu im Abschnitt „Die Evolution des Heinzelmännchens“ ab Seite 421). Ein schöner Nebeneffekt dieser Deutung ist, dass sie eine Verbindung zu den folkloristischen Beinamen des Goblins herstellt: Robin Hood oder Robin Goodfellow. Als Anekdote sei angefügt, dass William Shakespeare im Sommernachtstraum Robin Goodfellow als Beinamen für den Puck verwendete. Zu allem Übel versah Shakespeare Puck auch noch mit koboldhaften Zügen, indem er ihn als Hofnarr des Elbenkönigs Oberon zahlreichen Schabernack treiben lässt. Nicht zuletzt durch die Popularität dieser Komödie sind Goblin und Puck in der modernen Rezeption nahezu völlig miteinander verschmolzen.

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang noch die Figur des Brownie. Brownies sind die Hauskobolde der nordenglischen und schottischen Folklore und entsprechen in vielen ihrer Eigenschaften den südenenglischen Hobgoblins. Sie arbeiten des

Nachts in menschlichen Behausungen und akzeptieren gerne eine kleine Speise als Entlohnung. Ganz landestypisch ist manchmal von Porridge die Rede; nicht auszuschließen ist aber eine spätere Kontamination durch englische Küchengewohnheiten. Der schottische Brownie, der *Brunaidh*, bevorzugt warme Milch!¹¹⁵ Wie für die Pixies gilt auch für die Brownies, dass sie davonlaufen, wenn man ihnen Kleidung zu Entlohnung anbietet. Brownies, mehr noch als Hobgoblins, ähneln von ihren Eigenschaften her in verblüffender Weise den deutschen Hauswichteln und den skandinavischen Hausnissen. John Gregorson Campbell (1836 – 1891), Priester der Free Church of Scotland und enthusiastischer Sammler schottischer Folklore, äußerte deshalb die Vermutung, die schottischen Brownies seien ein relativ spätes „teutonisches“ Importprodukt.¹¹⁶

ITALIENISCHE UND ETRUSKISCHE ZWERGE

Mit den Norggen wurden einige Vertreter der Tiroler Zwergenwelt bereits vorgestellt (siehe „Der Berg ruft“, Seite 94). Auch König Laurins Rosengarten befand sich der Sage nach in den Südtiroler Dolomiten und damit auf italienischem Gebiet. Jenseits der Alpen, von der Lombardei bis Kalabrien, fallen die italienischen Zwerge unter den Sammelbegriff *Folletti*. Darunter werden Elben, Feen, sowie verschiedenste Arten von Natur- oder Hausgeistern gefasst. Da ausführliche Anthologien, so wie man sie aus Deutschland, England oder Frankreich kennt, für italienischen Zwerggeister in dieser Form nicht zu Verfügung stehen, ist auch der Merkmalskatalog italienischer Zwerge etwas vage. Da die *Folletti* praktisch alle als mehr oder weniger kleinwüchsig gedacht werden, ist es vielfach eine reine Definitionsfrage, welche von ihnen als Zwerge bezeichnet werden können.

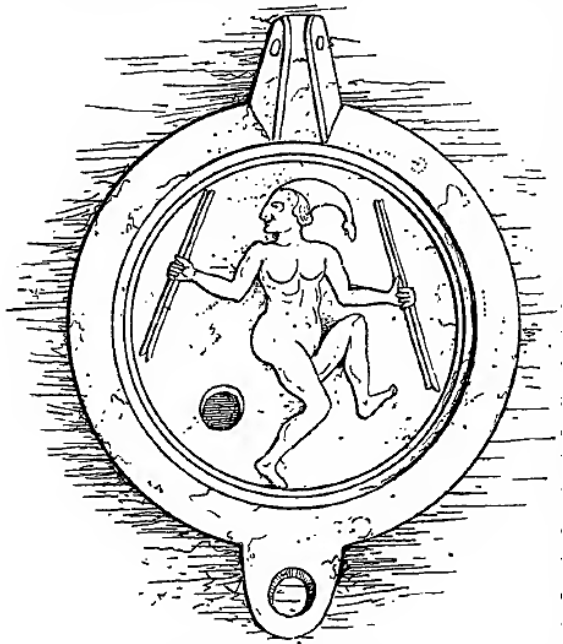


Abb. 21: Figur mit Zipfelmütze auf einer etruskischen Öllampe

Ende des 19. Jahrhunderts bereiste der US-amerikanische Abenteurer und Volkskundler Charles Godfrey Leland die Emilia Romagna. In der ländlichen Region zwischen Forlì und Ravenna versuchte er, den Überresten der etruskischen magischen Praktiken („*la vecchia religione*“) nachzuspüren, die sich angeblich im tradierten Wissen der Landbevölkerung in Form von Erzählungen und volkstümlichem Liedgut („*cantare alla contadinesca*“) erhalten hatte. In seinem Buch „*Etruscan Roman Remains in Popular Tradition*“ vertritt er die gewagte These, dass große Teile der mitteleuropäischen Mythologie ihren Ursprung in der etruskischen Kultur gehabt hätten.¹¹⁷

Zwar weist Leland durchaus kritisch auf vielfältige Probleme bei der Identifikation und Zusammenstellung dieses „Geheimwissens“ hin, aber seiner Sammeltätigkeit haftet eine gewisse esoterische Aura an. So sei das uralte (implizit angesprochen wird die vor-römische Etruskerzeit, ca. 800 - 300 v. Chr.) Wissen um magische Rituale von gewissen weisen Frauen („*vecchia*“) bis in die Neuzeit im Verborgenen gehütet worden; zudem würde ein tieferes Verständnis der Praktiken eine Art Initiation voraussetzen. Er legt auch nicht im Einzelnen offen, welche Information er von wem hat, wie alt sie sein könnte oder auch nur, wie glaubhaft sie ihm erscheinen.

Das Buch enthält zahlreiche Zeichnungen interessanter Artefakte (viele davon vermutlich aus den Etruskischen Museen)

von Florenz) mit mythologischen Szenerien. Leider fehlt durchweg eine Datierung; schlimmer noch, es fehlt auch die eindeutige Identifikation des jeweiligen Originalobjekts, so dass man Lelands Interpretationen nur schwer überprüfen kann. Immerhin enthalten die von ihm wiedergegebenen Volksmythen wertvolle Details für den Vergleich italienischer bzw. etruskische Zwerggeister mit ähnlichen Wesen aus anderen Regionen Europas.

In der Emilia Romagna soll es einen Geist namens *Corredoio* geben, den Leland mit dem englischen Robin Goodfellow vergleicht. In Gestalt eines Windstoßes kommt der *Corredoio* zu den Dorffesten und wirbelt er die Röcke der Frauen in die Höhe, so dass sie vor Scham erröten. Er jagt die Musiker auseinander und spielt als ein unsichtbarer Kapellmeister alle Instrumente selbst. Dann erschallt dröhnendes Gelächter, und er ist verschwunden. Solche und ähnliche Geister, die auch als Wind-Folletti („*folletti del vento*“) bezeichnet werden, sind in der italienischen Folklore weitverbreitet. Bekannte lokale Bezeichnungen sind *Ammazzamari-eddu*, *Basadone*, *Grandinili*, *Macinghe* (diese kommen Lelands *Corredoio* in der Beschreibung am nächsten), *Mazzamarelle*, *Mazzamari-eddu* oder *Sumascazzo*. Der Name *Corredoio* ist insofern besonders interessant, als in ihm dieselbe Vorsilbe *Corr* steckt, die man auch in zwei keltischen Zwergnamen, dem *Korrigan* aus Wales und dem *Korrik* aus Cornwall, wiederfindet (s. den Abschnitt „Bretonische Korrigans“, Seite 226).

„In der Toskana gibt es Zwerggeister (wörtlich: ‚a class of goblins or fairies‘), die nahezu identisch zum irischen Leprechaun sind“¹¹⁸, schreibt Leland über einen kleinen Geist mit einer Mütze, der in der Toskana als Pico („*un piccolo spirito colla beretta*“) oder einfach als Folletto mit Mütze („*il foletto colla beretta*“) bekannt ist. Wenn man die Mütze erbeutet, erlangt man Macht über den Folletto. Denn dieser muss nun, um die Mütze zurückzuerhalten, das Ver-

steck eines Schatzes verraten. Die Eigenschaft als Schatzhüter, aber insbesondere auch die Mütze als Pfand, erinnern doch stark an deutsche Zwergensagen. Der Pommersche Volkskundler Ulrich Jahn resümiert in seiner Sagensammlung folgendermaßen über die Zwerge seiner Heimat: „...wird ihnen endlich ein Stück ihrer Kleidung entrissen, so sind sie wehrlos der Gnade oder Ungnade des Räubers verfallen.“¹¹⁹, wobei hinsichtlich der betroffenen Kleidungsstücke in Zwergensagen genau genommen nur von Mützen oder Schuhen die Rede ist.

Die Ähnlichkeit fiel auch Leland auf, er vermutete aber, dass das Erzählmotiv und damit auch die Zwergenfigur ursprünglich aus Italien stammt: „But it is very probable that the Etruscans or their neighbours had him first of all“¹²⁰. Bezüglich etruskischer Hausgeister nennt er die Namen *Cupra*, *Dusio* und *Attilio*. Obwohl sie separat beschrieben werden, sind die genannten Wesenszüge sehr ähnlich, so dass es sich auch einfach um lokale alternative Benennungen für Hausgeister handeln könnte. Alle drei Wesen erscheinen an der Feuerstelle des Hauses. Vom Charakter sind es neckische Kobolde, die es insbesondere auf Frauen abgesehen haben und zum Teil auch für deren erotische Träume verantwortlich gemacht werden. Leland stellt sie in die Verwandtschaft der römischen Hausgötter, der *lares familiaris*. Der Begriff der Laren geht möglicherweise tatsächlich auf die Etrusker zurück (mehr zu diesen im Abschnitt „Römische Schutz-, Haus- und Totengeister“ ab Seite 199).

Ob die mitteleuropäischen Zwerge tatsächlich, wie von Leland behauptet, ihren Ursprung in der etruskischen Mythologie haben, ist schwer zu belegen und darüber hinaus auch eher unwahrscheinlich, da letztere kaum als eigenständige Entwicklung fassbar ist. Mit dem Einfall der Kelten in die Poebene Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr. wurden Elemente keltischer Mythologie

auch in dieser Region verbreitet, und mit der Niederlage gegen die Römer am Vadimone-See im Jahr 310 v. Chr. beginnt der Einzug römischer Glaubensvorstellungen. Diese haben die etruskische Mythologie allerdings nicht einfach verdrängt, sondern in weiten Teilen integriert. Aufgrund der Toleranz der Römer gegenüber fremden Göttern ist es durchaus vorstellbar, dass etruskische (oder etruskisch-keltische) Kulte noch bis in die römische Kaiserzeit und darüber hinaus lebendig waren und so auch einen gewissen Einfluss auf die Entwicklung der niederen Mythologie im kelto-germanischen Kulturraum genommen haben.

ANMERKUNGEN UND REFERENZEN FÜR DAS KAPITEL 4

-
- 1 Grimm, J. (1844)
 - 2 Berezkin, Y. (2007)
 - 3 Reinhardt, U. (2011). Einleitung, Kap. 2
 - 4 Page, DL. (1973); Renger, AB. (2006)
 - 5 Grimm, W. (1857)
 - 6 Hackman, O. (1904)
 - 7 D'Huy, J. (2015)
 - 8 Page, DL. (1973): S. 87
 - 9 Radermacher, L. (1916)
 - 10 Pomponius Mela: De Situ Orbis, l. III, 70 „*Fuere interius Pygmaei, minutum genus et quod pro satis frugibus contra grues dimicando defecit*“ Ed. J. Vadianus (1530), S. 187. ONLINE (Digitale Sammlung Universität Düsseldorf): <http://digital.ub.uni-duesseldorf.de/ihd/content/pageview/332012>
 - 11 Ovid, Metamorphosen 6.90: „*altera Pygmaeae fatum miserabile matris pars habet*“ („aber ein anderer Teil enthält der pygmaischen Mutter trauriges Los“; übers. nach Reinhart Suchier, 1862). ONLINE: <http://www.gottwein.de/Lat/ov/met06.php>
 - 12 siehe z. B. Bömer, F. (2008)
 - 13 Meyboom, PGP. (1995)
 - 14 Scobie, A. (1975)
 - 15 Laufer, B. (1916): S. 201-202
 - 16 ebenda: S. 204ff
 - 17 Jayakar, ASG. (1908): Vol 2, Pt 1, S. 450. Primärquelle: Kamāl ad-Dīn b. Muḥammad b. Mūsā ad-Damīrī: *Hayāt-alhaiwānm* (Das Leben der Tiere), 1372-1373. Islamic Medical Manuscripts, National Library of Medicine U.S.A. MS A 19
 - 18 Für eine weiterführende Betrachtung über Entwicklung der antiken Mythologie sei auf das Buch „Der antike Mythos“ von Udo Reinhardt verwiesen. Reinhardt, U. (2011)
 - 19 Herodot, Lib II, 32-33. ONLINE: <http://perseus.uchicago.edu/perseus/cgi/citequery3.pl?dbname=GreekFeb2011&query=Hdt.%202.32&getid=0>
 - 20 Eine antike griechische Kolonie in Libyen

- 21 Im griechischen Originaltext „*Ἐτεάρχῳ τῷ Ἀμμωνίων βασιλεῖ*“ („Etearchos der König der Ammonier“). Zwar erwähnt Herodot an anderer Stelle einen König Etearchos (auch Etearchus, Eteachos) als Herrscher der Stadt Axos (Oaxos) auf Kreta. Von diesem würde auch eine Verbindung zu den Männern aus Cyrene bestehen, da Etearchos der Großvater mütterlicherseits von Aristaeus, dem ersten König von Cyrene, war. Allerdings war Etearchos dann eben nicht König der „Ammonier“. In der Antike verstand man unter Ammonion bzw. Ammonium die Oase Siwa in der Libyschen Wüste. Sie war eine weithin bekannte Orakelstätte der Beduinen (das Orakel von Ammon). Aller Wahrscheinlichkeit nach wird also an dieser Stelle nicht der kretische König, sondern der oberste Priester des Ammon-Orakels gemeint sein.
- 22 Ein antikes libysches Nomadenvolk
- 23 Im Originaltext steht „*Φαρσῶν*“ (Pharsan). Vermutlich sind die Farsan Inseln gemeint. Diese liegen im Roten Meer etwa 40 km südwestlich von Saudi-Arabien. Sie liegen damit genau auf der Reiseroute von Aksum über das von Nonnosos ebenfalls erwähnten Adulis (= Zula in Erithrea) und weiter über das Rote Meer nach Saudi Arabien. Bei Alexander von Humboldt heißen sie noch Farsan-Inseln (A. v. H.: „Bericht über die Naturhistorischen Reisen...“ In: Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, physikalische Klasse. Berlin, 1826. S. 124).
- 24 Photios, Bibliotheca, Codex 3. ONLINE: http://www.tertullian.org/fathers/photius_01toc.html
 Originaltext (gr.): „*Ὅτι ἀπὸ τῆς Φαρσάν πλέοντι τὸ Nonnóso, ἐπὶ τὴν ἐσχάτην τὸν νῆσον κατ' ἰκτικόν, τοιοῦδε τι συνέβη, θάυμα καὶ ἀκούσαι. Ἐνέτυχε γὰρ τισὶ μορφῇ καὶ ἰδέαν ἐχούσιν ἀνθρώπων, βραχυτάτοις δὲ μέγεθος καὶ μέλας τὴν χροῖαν, ὑπὸ δὲ τριχὸν δ' ἀσπυμένους διὰ παντὸς τοῦ σώματος. Εἶποντο δὲ τοῖς ἀνδράσι καὶ γυναῖκες παραπλῆσιαὶ καὶ παιδάρια ἐπὶ βραχύτερα τὸν παρ' αὐτοῖς ἀνδρῶν. Γυμνοὶ δὲ ἴσαν ἀπαντες: πλὴν δερμάτων τινὶ μικρὸν τὴν αἰδὸν περιεκάλυπτον οἱ προεβικότες ὁμοίως ἀνδρῶν τε καὶ γυναικῶν. Ἄγριον δὲ οὐδὲν ἐπεδείκνυτο οὐδὲ ἀνίμερον, ἀλλὰ καὶ φωνὴν εἶχον μὲν ἀνθρώπων, ἀγνοστον δὲ παντάπασιν τὴν διάλεκτον τοῖς τε περιοικοῖς ἀπασιν καὶ πολλὸν πλεον τὸν περὶ τὸν Nonnoson. Διέζον δὲ ἐκ θαλάττιον ὀστρεῖον καὶ ἰχθυὸν τὸν ἀπὸ τῆς θαλάσσης εἰς τὴν νῆσον ἀπορριπτόμενον. Θάρσος δὲ εἶχον οὐδὲν, ἀλλὰ καὶ ὀρόντες τοὺς καθ' ἑμᾶς ἀνθρώπων ὑπέπτιsson ὅσπερ ἰμεῖς τὰ μείζον τὸν θῆριον.*“
- 25 Photios, Bibliotheca cod. 72,46 a-b; s. auch Cappel, A. (1994), S. 5-6.
 Originaltext (gr.): Ὅτι μέση τῇ Ἰνδικῇ ἀνθρώποι εἰσι μέλανες

(καλοῦνται Πυγμαῖοι) ὁμόγλωσσοι τοῖς ἄλλοις Ἰνδοῖς. Μικροὶ δὲ εἰσι λίαν· οἱ μακρότατοι αὐτῶν πηχέων δύο, οἱ δὲ πλεῖστοι, ἐνὸς ἡμίσεος πήχεος. Κόμην δὲ ἔχουσι μακροτάτην μέχρις ἐπὶ τὰ γόνατα καὶ ἔτι κατώτερον, καὶ πώγονα μέγιστον πάντων ἀνθρώπων. Ἐπειδὴν οὖν τὸν πώγονα μέγα φύσωσιν, οὐκέτι ἀμφιέννυνται οὐδὲν ἱμάτιον, ἀλλὰ τὰς τρίχας, τὰς μὲν ἐκ τῆς κεφαλῆς ὀπισθεν καθίενται πολὺ κάτω τῶν γονάτων, τὰς δὲ ἐκ τοῦ πώγωνος ἔμπροσθεν μέχρι ποδῶν ἐλκομένας, ἔπειτα περιπυκασάμενοι τὰς τρίχας περὶ ἅπαν τὸ σῶμα, ζώννυνται χρώμενοι αὐταῖς ἀντὶ ἱματίου. Αἰδοῖον δὲ μέγα ἔχουσιν ὥστε ψαύειν τῶν σφυρῶν αὐτῶν, καὶ παχύ. Αὐτοὶ δὲ σιμοὶ τε καὶ αἰσχροί. Τὰ δὲ πρόβατα αὐτῶν ὡς ἄρνες, καὶ οἱ ὄνοι καὶ αἱ βόες σχεδὸν ὅσον κριοῖ. Καὶ οἱ ἵπποι αὐτῶν καὶ ἡμίονοι καὶ τὰ ἄλλα κτήνη πάντα οὐδὲν μείζω κριῶν. Ἐπονται δὲ τῷ βασιλεῖ τῶν Ἰνδῶν τούτων τῶν Πυγμαίων ἄνδρες τρισχιλιοῖ· σφόδρα γὰρ εἰσι τοξόται.

- 26 Plinius, Nat. Hist. VI 22 (70). ONLINE: http://penelope.uchicago.edu/Thayer/L/Roman/Texts/Pliny_the_Elder/6*.html
- 27 Das Reich der Prasii, auch (besser) bekannt als Nanda, existierte im 3 und 4. Jahrhundert v. Chr. im Nordosten Indiens im heutigen Bundesstaat Bihar. Es liegt in der Nähe des Ganges, nicht am Indus.
- 28 Plinius, Nat. Hist. VI 35 (188). ONLINE: http://penelope.uchicago.edu/Thayer/L/Roman/Texts/Pliny_the_Elder/6*.html
- 29 „Trispithami“ ist eine griechische Autologie, die einfach nur „drei Handspannen“ bedeutet
- 30 Plinius, Nat. Hist. VII 26 (188). ONLINE: http://penelope.uchicago.edu/Thayer/L/Roman/Texts/Pliny_the_Elder/7*.html
- Originaltext (lat.) im Zusammenhang mit den Verweisen auf Homer und Aristoteles: „*Super hos extrema in parte montium Trispithami Pygmaei que narrantur, ternas spithamas longitudine, hoc est ternos dodran-tes, non excedentes, salubri caelo semperque vernante montibus ab aquilone oppositis, quos a gruibus infestari Homerus quoque prodidit. fama est insidentes arietum caprarumque dorsis armatos sagittis veris tempore universo agmine ad mare descendere et ova pullosque earum alitum consumere; ternis expeditionem eam mensibus confici; aliter futuris gregibus non resisti. casas eorum luto pinnisque et ovorum putaminibus construi. Aristoteles in cavernis vivere Pygmaeos tradit, cetera de iis ut reliqui.*“
- 31 Wittkower, R. (1996): S. 365f; Eusebius, Chronicon

-
- 32 Isidor, Etym. IX,2,127f
- 33 Wiemer, HU. (2005): S. 142 (nach Néarchos)
- 34 Nachtigal, JKC. (1800): S. 55
- 35 Ebenda: S. 56,57
- 36 Diodor 4,4,3; Wurm, J. F. (1831): S. 365. ONLINE (engl.):
<http://www.theoi.com/Text/DiodorusSiculus4A.html#4>
- 37 Brommer, F. (1949–50): S. 10–15
- 38 Mannhardt, W. (1905): Bd. 2, S. 145
- 39 Pausanias, Beschreibung von Griechenland: 9. 31. 2; ONLINE (engl.):
<http://www.theoi.com/Text/Pausanias9B.html>
- 40 Mannhardt, W. (1905): Bd. 2, S. 152
- 41 Augustinus. De civitate Die. Lib. 7, Cap. 13 (übers. nach Alfred Schröder, 1911–16): *„Was ist Genius? ‚Er ist der Gott‘, sagt Varro, ‚der über das zu Erzeugende gesetzt ist und Gewalt hat‘. Wer sonst hat solche Gewalt nach ihrer Ansicht als die Welt, von der es heißt: ‚Jupiter, Vater und Mutter zugleich‘? Und wenn Varro an einer anderen Stelle sagt, der Genius sei der vernunftbegabte Geist eines jeden und deshalb habe jeder seinen besonderen Genius, der analoge Geist der Welt aber sei ein Gott, so kommt er damit ja auf dasselbe hinaus, daß nämlich der Geist der Welt für den allgemeinen Genius zu halten ist. Diesen Geist der Welt nun aber nennen sie Jupiter. Denn wenn jeder Genius ein Gott und der Geist jedes Mannes ein Genius wäre, so folgte daraus, daß der Geist jedes Mannes ein Gott wäre; und da diese Folgerung doch zu ungereimt ist, als daß sie sie hätten ziehen mögen, so bleibt nur übrig, daß sie speziell und in prägnantem Sinne als den Gott Genius das bezeichnen, was sie als Geist der Welt und demnach als Jupiter bezeichnen.“*
ONLINE: <http://www.unifr.ch/bkv/kapitel1925-13.htm>
- 42 Cicero. De Legibus, §19.5: *„In urbibus delubra habent; lucos in agris habent et Larum sedes.“*
- 43 Campbell, J. G. (1900): S. 191
- 44 Lecouteux, C. (1977), Graf, K. (2010)
- 45 Vocabularius Ex quo, GW M51124 (Straßburg, um 1488/93). P: Penates, S. 101. Heidelberger historische Bestände – digital, DOI:
<https://doi.org/10.11588/diglit.16261>.
- 46 Lauterbach, KH (2009)
- 47 engl. ‚streetlight effect‘. Ein u.a. von David H. Freedman geprägter Begriff für unzulässige Interpretationen aufgrund einer verzerrten Datenbasis, wenn also etwa nur solche Informationen ausgewählt

werden, die unmittelbar sichtbar sind (= im Lichtkegel der Laterne stehen)

- 48 WIKIPEDIA(Stand April 2017). ONLINE:
[https://de.wikipedia.org/wiki/Zwerg_\(Mythologie\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Zwerg_(Mythologie))
- 49 Zumeist findet man unter dem Namen *Völuspá* eine Textversion, die in Wahrheit eine Fusion aus zwei verschiedenen Manuskripten darstellt - dem *Codex Regius* und dem *Hauksbók*. Zwar sind beide Versionen in weiten Teilen identisch, aber es gibt doch zahlreiche Abweichungen im Wortlaut wie auch in der Versfolge. Einige Verse wurden zudem mit Informationen aus der Snorra-Edda „geglättet“.
- 50 Codex Regius, *Völuspá* 9; Kuhn, H. (1983)
- 51 Snorra-Edda, *Gylfaginning*, Kap. 17; Lorenz, G. (1984)
- 52 Jakobsson, Á. (2015)
- 53 Snorra-Edda, *Gylfaginning*, Kap. 45. Übersetzung nach Simrock. Altnordischer Originaltext ONLINE:
<http://www.heimskringla.no/wiki/Gylfaginning>
- 54 Libermann, A. (2004): S. 44
- 55 *Erfdrápa Óláfs Tryggvasonar* 26a; Heslop, K. (2010): S. 437
- 56 Schäfke, W. (2010)
- 57 Schäfke, W. (2011)
- 58 s. u. a. Krause, A. (2007); Birkhan, H. (1997)
- 59 Sanderson, S. (1976)
- 60 Holland, P. (1994): S. 32
- 61 Guessard, F. (1860): S. xxii
- 62 Inschriften mit den Namen Arubianus finden sich überwiegend im früheren keltischen Königreich Noricum, das sich über Teile Österreichs und Süddeutschlands erstreckte und kurz vor der Zeitenwende zur römischen Provinz wurde. Auf einigen Stelen wird Arubianus sogar mit Jupiter identifiziert. Siehe dazu beispielsweise Einträge in der Epigraphischen Text-Datenbank Heidelberg, HD042398. ONLINE:
<http://edh-www.adw.uni-heidelberg.de/edh/inschrift/HD042398>
- 63 Sikes, W. (1880): S. 6
- 64 Ebenda: S. 7
- 65 O'Kearney, N. (1855): S. 19
- 66 Croker, TC. (1826): S. 188
- 67 „Der Zwergenschuh“. Jahn, U. (1999): S. 61, Nr. 71,

-
- 68 *Echtra Fergusa maic Léte*. Vers 4. Binchy, DA. (1952): S. 37-38
- 69 Stokes, W. (1900)
- 70 Matasovic, R. (2009)
- 71 Vendryes, J. (1959)
- 72 Mabinogion I, 65ff. Guest, C. (1849): S. 343-345
- 73 Rhys, J. (1901): Bd. 2, Anmerkung P. 130 auf S. 689
- 74 Karulis, K. (1992/2001)
- 75 De Rostrenen, G. (1834): Eintrag „Nain“
- 76 Le Peletier, DL. (1752): S. 160
- 77 Sébillot, P. (1904-1906): S. 456
- 78 Giese, W. (1932): S. 492
- 79 Corpus „*Bethada Náem nÉrenn*“, Fol. 122b; Plummer, C. (1922);
ONLINE: <https://celt.ucc.ie/published/G201000.html>
- 80 s. dazu auch Cornillet, G. (2008): S. 140
- 81 Geoffrey of Monmouth, „*Vita Merlini*“ (~1150): Vz. 920
- 82 Paton, LA. (1903)
- 83 MacBain, A. (1911): Eintrag: *mór, ribhinn*
- 84 Paton, LA. (1903): S. 159
- 85 de La Villemarqué, TH. (1839)
- 86 Doan, J. (1981): S. 79
- 87 Nach Angabe von de La Villemarqué, T. H. (1839) im Dialekt der
Cornouaille (bret. Kerne), einem Landstrich an der Südwestspitze
der Bretagne.
- 88 Bliss, AJ. (1961): S. 20
- 89 Doan, J. (1981): S. 77
- 90 Bromwich, R. (1950), Doan, J. (1981)
- 91 Sterckx, C. (1994): S. 49
- 92 Dethier, M. (2003): S. 35
- 93 Boucherie, A. (1880): S. 302
- 94 Gerhardt, MI. (1967): S. 27-55
- 95 In einem von Gilles Ménage (1613-1692) herausgegebenen französi-
schen etymologischen Wörterbuch (*Dictionnaire etymologique de la
langue française*, n. Aufl. 1750, S. 144: Stichwort „Lutin“) finden sich
einige ältere Hypothesen. Ménage selbst zitiert eine Textstelle, in
der der Lutin als verkappter Teufel („*Diable ainsi déguisé; Diable*

semble“) bezeichnet wird und leitete Lutin von den römischen Totengeistern, den Lemuren ab. Thomas Keightley hat sich in seinem Buch *The Fairy Mythology* (1850) über diese Idee lustig gemacht und Ménage unterstellt, er habe die Ableitung aufgrund des gleichen ersten Buchstabens gemacht. Die Auflage beinhaltet auch Kommentare anderer Autoren, die teilweise aufeinander Bezug nehmen und sich hinsichtlich der Etymologie von Lutin widersprechen. Eine Idee lautet, dass Lutin aus *lutter* (frz. für kämpfen, alte Form: *luter*) im Sinne von erschrecken herzuleiten ist: „*Un luiton out lutin est un esprit follet qu'on croit qui se plaît à luter avec les hommes pour leur faire peur ...*“. Claude Lecouteux hat einen spanisch/portugiesischen Gott namens Neton ins Spiel gebracht: Lecouteux, C. (2008): S. 155

- 96 Sterckx, C. (1994): S. 51-53; Lecouteux, C. (2002): S. 165-166
- 97 Sebillot, P. (1904-1906): S. 139
- 98 Ebenda: S. 268ff
- 99 Pluquet, F. (1834): S. 80
- 100 Hoad, TF. (1993): S. 196
- 101 Brück, J. (1932): S. 341
- 102 *Ordericus Vitalis* (1840): Lib. V, Cap. VII, S. 331
- 103 Paris, G. (1897): S. 239; ONLINE: <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k6517331f/f233.item.zoom>
- 104 Bray, AE. (1854)
- 105 Keightley T. (1828)
- 106 Keightley, T. (1850): Fußnote auf S. 536
- 107 Ashliman, D. L. (2010). ONLINE: <http://www.pitt.edu/~dash/type0124.html#harris>
- 108 Bray, AE. (1854): S. 13
- 109 Roby, J. (1829): Kap. „Sir Edward Stanley“
- 110 Sikes, W. (1880). ONLINE: <http://www.gutenberg.org/ebooks/34704>
- 111 Das Gedicht wird auch von Crofton Croker (1826), S. 239 zitiert. Er verwendet dabei statt Ponk die Schreibweise Pouk und stellt damit eine sprachliche Verbindung zu dem irischen Phooka her.
- 112 Spenser, E. (1595): Epithalamion. ONLINE: <http://spenserians.cath.vt.edu/TextRecord.php?action=GET&textsid=32836>
- 113 Scott, CCP. (1895): S. 99ff
- 114 Ebenda, S. 96ff
- 115 Campbell, JG. (1900): S. 188

-
- 116 „Its derivation is Teutonic and not Celtic, and Brownies are mostly heard of in places to which, as in the south of Argyllshire, southern ideas have penetrated, or where, as in the Orkneys and Shetland, a Teutonic race is settled“. Ebenda: S. 187
- 117 Leland, CG. (1892)
- 118 Ebenda: S. 162
- 119 Jahn, U. (1999): S. 57
- 120 Leland, CG. (1892): S. 163

5 – DIE KULTURELLE EVOLUTION DER ZWERGE

Die Haus- und Naturgeister der klassischen Antike haben ohne Zweifel eine prägende Rolle in der Entwicklung der europäischen Sagenwelt gespielt. Mit dem Zerfall des römischen Imperiums eröffnete sich ein breiter Raum für die Neubewertung der klassischen übernatürlichen Wesen im Kontext gänzlich anderer Glaubensvorstellungen, auf welche die aufkommende Religion des Christentums im Zuge der Ausdehnung nach Nordosten hin prallte. Dämonen, gefallenen Engel, fantastische Monster und Mischwesen, krankheitsauslösende Mächte, Zauberer, Hexen und andere mehr fanden Platz im entstehenden christlichen Glaubensgebäude oder überdauerten in den Winkeln des Volksglaubens.

Wenn sich Elemente verschiedenen Kulturen zu etwas Neuem verbinden, spricht man von einem Synkretismus. Die Verschmelzung christlicher und heidnischer Glaubensinhalte im Verlauf der Christianisierung wird oft auch als Assimilation bezeichnet, da die christliche Religion bekanntermaßen siegreich aus dem Kulturkampf hervorgegangen ist. Allerdings wurde die christliche Haltung gegenüber der niederen Mythologie und der Magie im Laufe der Zeit mehrfach modifiziert und angepasst, um den Vorstellungen des Volksglaubens entgegenzukommen. Daraus entwickelten sich zahlreiche, über viele hundert Jahre tradierte Praktiken eines heidnisch-christlichen Aberglaubens, die durchaus Züge einer synkretistischen Entwicklung tragen und die Verwendung des Begriffs daher rechtfertigen. Untersuchungen des italienischen Historikers Carlo Ginzburg legen nahe, dass zumindest einige der vorchristlichen Praktiken, Bräuche und Überlieferungen (Ginzburg hebt dabei insbesondere auf Schama-

nismus ab) weitgehend unverändert über das Mittelalter bis in die heutige Zeit überdauern konnten.¹ Dieter Harmening schließt in seinem wegweisenden Buch „Supertstitio“ (Aberglauben) mit der Erkenntnis, dass das Phänomen des Aberglaubens als literarischer Vermittlungsprozess aufgefasst werden muss, der im Wesentlichen auf der Eindeutigung bestimmter lateinischer Motive des christlichen Aberglaubens („*Superstitionstopoi*“) in spätmittelalterlicher Zeit beruht:

„Die Superstitionssysteme des Mittelalters haben nur sehr geringen Bezug auf zeitgenössische Verhältnisse. Sie sind im wesentlichen gelehrter Tradition verpflichtet und wurzeln in spätantiker, durch Augustinus vermittelter Begrifflichkeit.“²

Die weite Verbreitung des christlich-heidnischen Aberglaubens im Volksglauben lässt sich bis in die Neuzeit verfolgen. So war beispielsweise der Glaube an Wiedergänger in Deutschland bis ins frühe 20. Jahrhundert verbreitet. In Osteuropa persistiert der Mystizismus noch bis in die heutige Zeit. Beispielsweise exhumierten Einwohner des rumänischen Dorfs Marotinu de Sus im Jahr 2004 einen angeblichen Vampir.³

Ganz offenbar war es ein komplizierter Prozess der Verbindung, Vermischung und Neuentstehung unterschiedlicher Glaubenskonzepte, der letztendlich den Nährboden für die Evolution des Zwergs und auch anderer Wesen der europäischen Volksmythologie bereitgestellt hat. Der zeitliche Bogen dieser Entwicklung reicht von den antiken mythologischen Vorstellungen über die biblische Exegese, die gelehrte Magie und den christlichen Aberglauben bis zum mittelalterlichen Roman und zur frühneuzeitlichen deutschen Volksliteratur. Aus diesem Grund sollen im Folgenden zunächst einige historisch bedeutsame Aspekte angerissen werden, bevor wir uns der mittelalterlichen Geisterwelt zuwenden.

REICHSZERFALL UND CHRISTIANISIERUNG

Im Jahr 313 erließen der weströmische Kaiser Konstantin I. und sein Schwager, der oströmische Kaiser Licinius, die sogenannte „Mailänder Vereinbarung“, mit der den Christen Religionsfreiheit zugesichert wurde. Darin heißt es:

„In gesunder und durchaus richtiger Erwägung haben wir so diesen Beschluss gefasst, dass keinem Menschen die Freiheit versagt werden solle, Brauch und Kult der Christen zu befolgen und zu erwählen, dass vielmehr jedem die Freiheit gegeben werde, sein Herz jener Religion zuzuwenden, die er selbst für die ihm entsprechende erachtet, auf dass uns die Gottheit in allem die gewohnte Fürsorge und Huld schenken möge [...] Dies haben wir verfügt, damit es nicht den Anschein erwecke, als würde irgendein Kult oder irgendeine Religion durch uns Hintansetzung erfahren.“⁴

In der Folgezeit wuchs der Einfluss des Christentums im römischen Machtbereich exponentiell an, und der einstmals schutzbedürftige neue Glaube wurde schon bald danach, im Jahr 380, die offizielle Staatsreligion.

Im Jahr 395 wurde das römische Reich unter den beiden Söhnen von Kaiser Theodosius I. aufgeteilt und zerfiel damit de facto in zwei Herrschaftsregionen. Im Verlauf des 5. Jahrhunderts verstärkten sich die schon vorher spürbaren Tendenzen zu kulturellen Trennung in eine griechisch geprägte Osthälfte und eine lateinisch geprägte Westhälfte. Während das ökonomisch stärkere oströmische Reich eine intakte Großmacht blieb und als byzantinisches Reich bis zur Eroberung von Konstantinopel im Jahr 1453 Bestand hatte, ging es in der Westhälfte bergab. Mit Beginn der sogenannten Völkerwanderung germanischer Stämme in Westeuropa kam es im 4. und 5. Jahrhundert zu einem massiven Druck auf die weströmischen Grenzen und Machtstrukturen. Am Ende des Jahres 406 brachen die römischen Verteidigungslinien

am Rhein zusammen. Germanische Stämme drangen nach Gallien und Hispanien vor. Mit dem Tod von Romulus Augustulus im Jahr 476 erlosch das weströmische Kaisertum. Zwar machte Ostrom Ansprüche auf die Alleinherrschaft geltend, konnte diese aber militärisch nicht durchsetzen.

Die von Konstantin eingeleitete religiöse Neuordnung in Europa („konstantinische Wende“) führte dazu, dass, ganz entgegen der Toleranzproklamation der Mailänder Vereinbarung, heidnische Kulthandlungen und Mysterienkulte verboten und durch christliche Riten ersetzt wurden. Gezielt vernichtet wurden insbesondere angeblich christenfeindliche Schriften.⁵ Dazu zählte man unter anderem die im antiken Rom weitverbreiteten Darstellungen mit erotischen Inhalten sowie die Ritual- und Zauberbücher. Auch die Dichtkunst war betroffen, nahm sie doch gerne Bezug auf Themen der heidnischen Mythologie. Zwar plädierten viele kirchliche Intellektuelle, allen voran Augustinus von Hippo (354-430), prinzipiell für den Erhalt heidnischer Werke. Zumeist geschah dies allerdings unter der ausdrücklichen Maßgabe, dass das gemeine Volk ihrer nicht habhaft werden durfte.⁶ Verständlich, dass die Kirchenführung hier lieber auf Nummer sicher ging. Im 4. Jahrhundert begannen christliche Eiferer mit einer regelrechten Hetzjagd, bei der alle als illegal erklärte Bücher mittels Hausdurchsuchungen aufgestöbert und anschließend verbrannt wurden.⁷ Den ertappten bibliophilen Opfern erging es manchmal nicht viel besser, denn auf den Besitz einiger Bücher stand die Todesstrafe.

ZERSTÖRUNG DER GÖTZENBILDER

Die Christianisierung Europas war ein langsamer wellenförmiger Prozess, der über 1000 Jahre andauerte (etwa vom 3. Jahrhundert

bis noch über das 14. Jahrhundert hinaus). Grob gesehen folgte sie einer geographischen Linie von Südwest nach Nordost. Die germanischen Stämme zwischen Rhein und Elbe hielten noch lange an ihrem alten Glauben fest und wurden erst im Zuge der Sachsenkriege Karls des Großen unterworfen. Ähnlich renitent zeigten sich die weiter östlich lebenden slawischen Völker, die in den Jahren 789-812 von Karl dem Großen zwar besiegt und tributpflichtig gemacht, allerdings nicht missioniert wurden und daher ein eigenständiges Religionsgebiet blieben. Bereits am Ende des 7. Jahrhunderts hatte der angelsächsische Missionar Willibrord auf päpstliche Anordnung mit der Missionierung der Friesen begonnen. Etwa 50 Jahre später widmete sich auch der zu dieser Zeit schon über 80jährige Missionar Bonifatius (ca. 673 – 754) dieser Aufgabe. Große Missionserfolge wurden dabei nicht erzielt, und die Missionierung geriet durch die Nachfolgekämpfe im fränkischen Reich generell ins Stocken. Erst unter Ludwig dem Frommen (Kaiser von 813–840) und seinem Nachfolger Lothar I. wurde sie wieder aufgenommen. Als letzte größere Volksgemeinschaft wurden, nach zahlreichen Kreuzzügen des Deutschen Ordens, schließlich auch die Litauer zum christlichen Glauben „bekehrt“.⁸

Allerdings war es mit dem Glaubensübertritt des jeweiligen lokalen Herrschers nicht getan, denn auch die Untertanen musste über die neuen Verhältnisse informiert werden. Erschwerend kam hinzu, dass die Missionare bei ihren Bemühungen nicht mit einer homogenen Fremdreligion konfrontiert wurden, sondern auf unterschiedliche Stammesverbände mit verschiedenen Glaubensvorstellungen trafen. Die meisten Menschen lebten im Mittelalter auf dem Land. Ihre zumeist bäuerliche Betätigung war eng mit den Kräften der Naturgegebenheiten verbunden, und die alten heidnischen Götter und Bräuche standen diesen Gegebenheiten weitaus näher als der christliche Glauben. Die neue Religi-

on auch im Volk zu verankern war mit erheblichen Anstrengungen über einen langen Zeitraum hinweg verbunden.

Grundsätzlich hatten die ausgesandten Missionare nicht den Auftrag, den tradierten Volksglauben auszulöschen oder absichtlich zu verfälschen. Insbesondere im Zusammenhang mit der kriegerischen Unterwerfung heidnischer Volksstämme wurde zwar auch eine Missionierung „mit Feuer und Schwert“ betrieben, bei der heidnische Kultstätten zerstört und die religiösen Oberhäupter hingerichtet wurden. Schon Papst Gregor der Große (Papst von 590 bis 604) war aber ein ausgesprochener Gegner eines solchen Vorgehens. Als Gregor den späteren Erzbischof Mellitus von Canterbury zur Verkündung des Evangeliums nach England schickte, gab er ihm als Empfehlung mit auf den Weg:

„Wenn Gott der Allmächtige Euch zu unserem Bruder Bischof Augustinus führt, so mögt ihr ihm etwas, das ich schon lange mit mir herumtrage, über den Umgang mit den Engländern sagen; dass er nämlich nicht die Götzentempel dieser Nation zerstören lassen möge, sondern nur die Götzen darin. Er möge heiliges Wasser machen und darin versprengen; Altäre bauen, und Reliquien dort aufstellen. Gut gebaute Tempel können dazu dienen, die Götzenverehrung in einen Gottesdienst zu verwandeln; denn wenn die Menschen erkennen, dass ihre Tempel nicht zerstört werden, dann werde sie eher ihrer Irrtümer gewahr werden, und den wahren Gott erkennen und an einem Ort anbeten, die ihnen vertraut ist.“⁹

Im Dienste der Sache zeigte Gregor damit in gewisser Hinsicht sogar Respekt gegenüber den heidnischen Traditionen. Die Missionare vor Ort übten jedoch meist nicht die gleiche Toleranz. Zudem fanden sie auch nur selten Tempelgebäude vor, die im Sinne Gregors umfunktioniert und damit bewahrt werden konnten. Vielfach handelte es sich bei den Kultstätten um heilige Haine oder stattliche Bäume, die im Verständnis der Missionare „Götzenbilder“ darstellten und somit zerstört werden mussten. Meis-

tens wurde dann am Ort der zerstörten Kultstätte ein christliches Gebäude errichtet, bei dessen Bau gleich das Holz des gefälltten heiligen Baumes Verwendung fand. Auch heidnische Kultsteine wurden zu Teilen von Kirchenmauern umfunktioniert.

Beispiele für derartige Zerstörungen alter Heiligtümer sind zahlreich überliefert.¹⁰ Der bereits erwähnte Bonifatius, einer der bekanntesten und umtriebigen Missionare im heidnischen Germanien und zudem päpstlicher Legat für diese Region, betrieb gezielt die Vernichtung heiliger Bäume.¹¹ Seine bekannteste Aktion war sicherlich die Fällung einer dem Donar geweihten Eiche um das Jahr 723 im nordhessischen Geismar. Die Bevölkerung war zwar anwesend, aber in der Unterzahl und weitgehend machtlos. Weite Teile des Umlands waren bereits christianisiert, und Bonifatius war im Schutz fränkischer Truppenverbände unterwegs. Ähnlich betriebsam war Bischof Otto von Bamberg in Pommern. Neben der Zerstörung eines Tempels in Gützkow fällte er beispielsweise in Stettin einen heiligen Nussbaum, wobei er der Legende nach nur knapp dem Tod durch einen Axthieb des Grundbesitzers entging.¹² Dass solcherart Missionspraktiken recht gefährlich sein konnten, belegt auch ein Bericht von Adam von Bremen über einen angelsächsischen Missionar namens Wulfrad (lat. *Wulfredum*), der in Schweden auf ein Heiligtum des Thor einhieb und von den Umstehenden dafür umgehend massakriert wurde.¹³ Im Übrigen errang auch Bonifatius noch den Märtyrertod, er wurde im hohen Alter von heidnischen Friesen erschlagen.

Eine gewaltsame Missionierung der Bevölkerung war allerdings generell weniger verbreitet, als vielfach angenommen wird. Oft brauchten die Missionare den lokalen Stammesfürsten lediglich ihr Wissen in der lateinischen Schrift, in der Finanzverwaltung oder im Rechtswesen anzubieten. Auch konnten sie mit ihren Kenntnissen einer effizienten Landwirtschaft punkten. Die

Vermittler der christlichen Lehre, und mit ihnen die Lehre selbst, wurde so zu einer unverzichtbaren Säule der dörflichen Lebensgemeinschaft. Davon abgesehen war es durchaus eine offizielle Strategie der Kirche, den Zugang zum christlichen Glauben durch Bezugnahme auf vorchristliche Vorstellungen zu erleichtern. Dazu zählte einerseits die schon erwähnte Praxis, über den Resten zerstörter Kultstätten christliche Bauten zu errichten. Andererseits musste die Kirche manchmal auch schlicht vor der gelebten Wirklichkeit kapitulieren. Waren etwa Feierlichkeiten an bestimmten heidnischen Festtagen partout nicht zu eliminieren, so bot man einfach zur gleichen Zeit ein christliches Fest an.¹⁴

NEUE GEISTER FÜR DIE VOLKSSPRACHEN

Bei der Auseinandersetzung mit der Glaubenswelt der Heiden ergaben sich für die Missionare vor Ort eine ganze Reihe sehr unterschiedlicher Probleme. Einerseits bereitete der Umgang mit den heidnischen Göttern und Geistern theologische Argumentationsschwierigkeiten, auf die wir gleich noch zu sprechen kommen werden. Noch weitaus hinderlicher war der Umstand, dass die konvertierte Bevölkerung ganz überwiegend überhaupt kein Latein verstand und dem Gottesdienst somit inhaltlich gar nicht folgen konnte. Schon im Frühmittelalter setzte sich in der Kirche daher zunehmend die Erkenntnis durch, dass für eine erfolgreiche Vermittlung christlicher Glaubensinhalte und die Bekämpfung des Aberglaubens die Verwendung der lateinischen Sprache kontraproduktiv war. Beim Konzil von Tours wurde im Jahr 813 festgelegt, dass die kirchliche Lehre in allgemeinverständlichen Predigten zu vermitteln sei:

„*Et ut easdem omelias quisque aperte transferre studeat in rusticam Romanam linguam aut Thiotiscam, quo facilius cuncti possint intellegere quae dicuntur.*”¹⁵

Und sie mögen bemüht sein, die Homilie (= die Predigt) zu öffentlichem Zwecke in die landläufige romanische Sprache oder die Volkssprache zu übersetzen damit alle leichter verstehen können was gesagt werde.

Die romanische (lateinische) Volkssprache, die sogenannte *rustica lingua romana*, bildete sich zum Altfranzösisch um, das noch bis zum Ende des 14. Jahrhunderts in Nordfrankreich gesprochen wurde. Der oben zitierte Begriff *Thiotiscam* bedeutete zunächst einfach nur „Volkssprache“. So berichtete Bischof Georg von Ostia im Jahr 786 dem Papst Hadrian I. von einer Synode in England, bei der die Beschlüsse sowohl lateinisch als auch in der (altenglischen) Volkssprache verlesen wurden (Mittellateinisch: „*tam latine quam theodisce*“). Später wurde der Terminus *Theodisk* aber zunehmend im Sinne von Deutsch verwendet; ab dem Jahr 1000 findet sich die Schreibweise *diutisc* und etwa hundert Jahre später *diutsch*. Im gleichen Jahr wie in Tour wurde auch in Mainz darauf gedrungen, Predigten so zu halten, dass sie das gemeine Volk verstehen könne¹⁶ – womit in diesem Fall das Althochdeutsche gemeint war.

Mit der Verbreitung der Volkssprachen im kirchlichen Umfeld ging auch die Übersetzung zahlreicher lateinischer theologischer Texte einher. Hinsichtlich der christlichen Dämonologie standen die Übersetzer dabei vor einer weitgehend unlösbaren Aufgabe. Zum einen mussten verständliche volkssprachliche Beschreibungen für die christlich-arabischen Dämonen der Bibel gefunden werden. Dann gab es da noch die Monstren und Wundervölker der römischen Antike, deren Rolle im christlichen Glaubensgebäude sowieso schon nebulös und daher erklärungs-

bedürftig war. Hinzu kamen nun noch die zahlreichen niederen Geister der heidnischen mittel-, nord- und osteuropäischen Mythologien. Ihre Spuren finden sich beispielsweise in altdeutschen Wörterbüchern. Dort sind einige Bezeichnungen von Geistern und Dämonen aufgeführt, die (so behaupten es zumindest die betreffenden Autoren) in der zeitgenössischen Umgangssprache des Volkes verwendet wurden. Dazu gehören beispielsweise die Ausdrücke „alb/elb“, „wiht“ (Wicht) und „twerg“ (Zwerg), die unzweifelhaft einen alten germanischen Ursprung haben¹⁷. Gnome und Kobolde sind dagegen begriffliche Neuschöpfungen des Mittelalters, wenngleich auch sie möglicherweise auf einen altsprachlichen Ursprung zurückzuführen sind. Auf die Transformation des Zwergs von der römischen Antike über lateinische Romanliteratur bis zum deutschen Heldenepos sind wir bereits im Kapitel 2 eingegangen (siehe „Vom lateinischen zum deutschen Zwerg“ ab Seite 41).

DER NACHHALL DER ANTIKEN GEISTER

Aus antiken naturhistorischen Darstellungen römischer Kompilatoren, insbesondere denen von Plinius, kannte man schon im frühen Mittelalter Berichte über fremde Völker und Tierwesen, die angeblich in den entlegenen Gegenden der Welt hausten und denen die eigenartigsten und wunderbarsten Eigenschaften zugesprochen wurden. In der Spätantike und im Frühmittelalter wurden auch die Pygmäen zu einem festen Bestandteil dieses Repertoires sogenannter „Monstren“. Beispielsweise berichtet der Chronist Flavius Philostratos im 3. Jahrhundert von den (vermutlich nur ausgedachten) Reisen des Philosophen und Wanderpredigers Apollonios von Tyana und behauptet, dieser hätte bei seinem Aufenthalt in Äthiopien neben Greifen, Gold sammelnden Ameisen und Menschenfressern auch Pygmäen angetroffen.¹⁸

Aus der durch verschiedene Geistesgrößen glaubwürdig bezugten Existenz solcher Fabelwesen erwuchs ein über die folgenden Jahrhunderte fortbestehendes Spannungsverhältnis, das von dem Bemühen geprägt war, die alte, in der Antike wurzelnde naturwissenschaftliche Weltanschauung mit christlichen Vorstellungen und Dogmen in Einklang zu bringen. Allen Deutungsversuchen zum Trotz ließ sich nämlich nicht verleugnen, dass die intellektuellen Wurzeln des frühen Christentums aus einer (mythologisch immer noch stark hellenistisch geprägten) römischen Tradition erwachsen. Insbesondere der biblischen Exegese, mit Hilfe derer man ein übergeordnetes Verständnis des Textes und die Auflösung von Widersprüchen zu erreichen suchte, kam hier eine entscheidende Rolle zu. Götter und Dämonen, die diese Glaubenswelt in großer Vielfalt bevölkerten, wurden so zu gefallen Engeln, Fabelwesen oder Wunderzeichen transformiert, die das mittelalterliche christliche Weltbild nachhaltig geprägt haben.

In der Amalgamierung verschiedener mythologischer Konzepte entstanden vom Hoch- bis zum Spätmittelalter Kreaturen, die zwar teilweise noch nach ihren antiken Vorbildern benannt wurden, nun aber neue Eigenschaften trugen. Vertreter der Wundervölker des Weltrandes verschmolzen mit Waldschraten und Bilwisen. Zahlreiche dämonische und magische Attribute wurden erfunden, weiterentwickelt oder neu zugewiesen. Die fantastischen Wesen fanden als attraktive Figuren der Erzählliteratur ihren Weg zu den Lesern gebildeter Schichten und etablierten sich in der mittelhochdeutschen Prosa und Lyrik. Dies gilt in besonderem Maße für das Genre des Heldenromans mit zahlreichen Erzählmotiven, die sich aus der griechisch-römischen Tradition der Faune und Satyrn ableiten, aber offenbar mit keltischen, germanischen und/oder baltoslawischen Konzepten der volkstümlichen Überlieferung verschmolzen sind.

Die Erfindung des modernen Buchdruckes im Jahr 1450 steigerte nicht nur die prinzipielle Möglichkeit zur Informationsvermittlung, sie erschloss in der Folgezeit durch fallende Buchpreise und zunehmende Alphabetisierung der Gesellschaft auch neue Leserkreise. Kirchliche Traktate, weltliche Chroniken und die im 17. Jahrhundert massenhaft produzierte Kuriositätenliteratur repetierten frühere Berichte über die heidnische Götterwelt und lieferten ihren Lesern Zerrbilder teuflischer Dämonen, die man in das System der antiken Mythologie einzuordnen suchte. Im Fahrwasser dieser Entwicklungen fanden sich auch einige Pseudohistoriker wie Erasmus Stella (bürgerlich Johannes Stüler) ein, der zwischen 1500 und 1520 aus Geltungssucht oder purer Freude am Fabulieren zahlreiche historische Abhandlungen mit oftmals fiktionalem Inhalt verfasste. Durch etymologische Scheinableitungen und haarsträubende Rückgriffe auf antike Texte stellte er zahlreiche Verbindungen zur griechisch-

römischen Mythologie her, die bedauerlicherweise, wie schon zuvor im Abschnitt „Lesefehler und windige Informanten“ auf Seite 111 erwähnt, von Simon Grunau und anderen aufgegriffen und weiterverbreitet wurden.

CHRISTLICHE MONSTREN

Auf der Basis der von Clemens von Alexandria und Origenes begründeten Methode der allegorischen Schriftauslegung etablierte sich vor allem Augustinus von Hippo im 5. Jahrhundert als einer der wirkmächtigsten Vermittler und Interpreten der antiken Philosophie. Seine theologische Interpretation von antiken mythologischen Konzepten wirkt noch bis in die Neuzeit nach. In seiner Schrift „Vom Gottesstaat“ griff er unter anderem auch den heidnischen Aberglauben an. In einer Unterscheidung von guten und bösen Engeln versetzte er letztere in eine von Gott getrennte Sphäre und verschmolz sie mit den Dämonen der spätantiken Vorstellung. Zu diesen zählte er sowohl die Götter des polytheistischen Pantheons als auch die Dämonen der spätantiken Philosophie¹⁹. Nicht dazu gehörten Augustinus zufolge die Monstren der Antiken Überlieferung, etwa die Zyklopen, Giganten und Pygmäen, denen er als missgebildete Menschen eine gottgewollte Rolle im Schöpfungsplan zuwies. Zu den Pygmäen notierte er:

„So soll es Leute geben mit einem Auge in der Mitte der Stirne [...] ferner Leute von Ellenlänge, von den Griechen nach der Elle Pygmäen genannt“²⁰

Der Abschnitt über die Wundervölker steht unter der Überschrift „Sind auch die monströsen Menschenarten aus der Zeugenschaft Adams oder der Söhne Noes hervorgegangen?“²¹ Augustinus bejaht die Frage letztlich, jedoch nicht ohne im Rahmen seiner allegorischen Exegese zu spekulieren, dass ihre Existenz einem tieferen göttlichen

Sinn geschuldet sein müsse. In diesem Licht muss auch die im Mittelalter weit verbreitete Interpretation gesehen werden, die Funktion der Monster (lat. *monstra*) in der Schöpfung sei es, den Menschen etwas „anzuzeigen“ (nach lat. *monstrare*, „zeigen, deuten“).

Eine eingehendere Untersuchung der Wundervölker stammt von Isidor von Sevilla (ca. 560 - 636). Er wirkte in dieser Stadt nicht nur als Bischof, sondern war bemüht, das antike Wissen vor dem Untergang zu retten. Sevilla war um 553 vom oströmischen Kaiser Justinian I. erobert worden, und Teile Iberischen Halbinsel befanden sich noch zu Isidors Zeiten unter oströmischer Kontrolle. Die wechselnden Machtverhältnisse erleichterten Isidor offenbar auch den Zugriff auf die zahlreichen in Byzanz bewahrten Werke antiker Autoren. Seine, Anfang des 7. Jahrhundert verfasste, zwanzigbändige Enzyklopädie war über das gesamte Mittelalter hinweg die maßgebliche Referenzquelle und enthielt das Weltwissen seiner Zeit. Isidor machte sich auch an eine kritische Neuklassifizierung der Wesen der antiken Mythologie. Dabei verwarf er zunächst die nicht-realen „Portenta“ wie die Kentauren und den Zerberus. Die homerischen Sirenen erklärte er gar zu einen kolossalen Missverständnis:

„Man stellte sich vor, es habe drei Sirenen gegeben, halb Jungfrau, halb Vogel, die Flügel und Klauen haben. Die erste sang, die zweite spielte die Flöte und die dritte die Leier. So führten sie den Schiffbruch der hingerissenen Seeleute herbei. In Wirklichkeit aber sind es Prostituierte gewesen die die Reisenden in die Armut trieben, die Schiffbrüche sind frei erfunden.“²²

Ähnlich wie Isidor hatte sich bereits um die Zeitenwende herum der Gelehrte Strabon recht skeptische über die Wundervölker geäußert:

„Allerdings nun sind alle, die über Indien geschrieben haben, in hohem Grade Lügner; vor allen Deimachus. Die zweite Stelle aber nimmt Megasthenes ein, auch Onesikritos, Nearchos [Anm.: Steuermann bzw. Admiral von Alexanders Flotte] und andere dergleichen erzählen schon Albernheiten. Auch ich hatte schon Gelegenheit, mich zur Genüge davon zu überzeugen, als ich die Taten Alexanders beschrieb. Besonders aber verdienen Deimachus und Megasthenes keinen Glauben. Denn diese sind es, die von Lappohrigen, von Mund- und Nasenlosen, von Einäugigen, Spinnenbeinigen und Rückwärtsgefingerten erzählen. Sie wärmten auch den homerischen Kampf der Kraniche mit den Pygmäen auf.“²³

Im Unterschied zu Strabon stellte Isidor jedoch viele der Fabelwesen aus der „*Naturalis historia*“ des Plinius zu den Geschöpfen der realen Welt. Neben den schon erwähnten Kopflösen und Hundsköpfigen fanden sich hier auch die Satyrn und Faune der griechisch-römischen Mythologie sowie die homerischen Zyklopen

und Pygmäen. Entsprechend den kirchlichen Gepflogenheiten der Zeit unterwarf Isidor die Monstren einer ausgiebigen moralischen bzw. sinnstiftenden Interpretation. Zusätzlich zu der von Augustinus behaupteten Bedeutung im Sinne von *monstrare* („zeigen“) postulierte Isidor zudem noch eine Verwandtschaft zum Begriff *monitus* („Ermahnung“).²⁴

In diesem Sinne waren die Monster also als ein mahnendes Zeichen Gottes bzw. als Vorboten zukünftiger negativer Ereignisse zu sehen. Isidors Werk war bis weit ins 16. Jahrhundert außeror-



Abb. 22: Pygmäen auf der Weltkarte von Hereford (ca. 1300)

dentlich populär und angesehen. Seine Allegoresen fanden auch in der naturwissenschaftlichen Forschung große Beachtung und haben beispielsweise die Beschreibungen des Naturforschers Conrad Gesner in seinem einflussreichen Werk „*Historia animalium*“ (1551-1558) nachhaltig beeinflusst.

Neben Riesen, Satyrn und diversen Monstren zählte Isidor auch die Pygmäen zu jenen Wundervölkern, welche die abgelegenen Regionen der Welt bevölkerten. Auf der Weltkarte von Hereford aus dem späten 13. Jahrhundert sind die Pygmäen als Bewohner Indiens dargestellt (siehe Abb. 22); eine Interpretation, die sich mit den Berichten von Ktesias und Plinius deckte (siehe den Abschnitt „Pygmäen in Indien“, Seite 190). Der Ebstorfer Weltkarte zufolge, die vermutlich um 1300 entstand, lebten die Pygmäen dagegen weder in Indien noch in Afrika, sondern auf der Insel Bridinno. Sie ist auf der Karte am Rand der Welt jenseits der „Kaspischen Pforten“ vor der Küste der antiken Landschaft Hyrkanien im heutigen Zentralasien eingezeichnet. Dies war traditionell eine Weltgegend voller wundersamer und grausamer Geschöpfe, in welcher der Höllenfluss Acheron verortet wurde, wo die Amazonen leben sollten, und Alexander der Große der Sage nach die menschenfressenden Endzeitvölker Gog und Magog eingeschlossen hatte. Die Beschriftung lautet wie folgt:

Bridinno insula. Hic homunculi cubitales inveniuntur, qui Pegmei grece, latine Nani vel Ystriones dicuntur.

Die Insel Bridinno. Hier findet man eine Elle lange Menschen. Auf Griechisch heißen sie Pygmäen, auf Lateinisch Nani oder Ystrionen.

Die Wortwahl ist in sprachlicher Hinsicht recht aufschlussreich. Zunächst wurde als lateinische Übersetzung des griechischen Ursprungswortes nicht wie sonst üblich *Pigmei*, sondern *Nani*

(Zwerge) gewählt. Dies ist zwar formal nicht ganz korrekt, da *nanus* die lateinische Form von *νάνους* (*nanous*) ist. Allerdings wurden die griechischen Begriffe „*νᾶνος*“ und „*πυγμαῖος*“ im Mittelalter meist synonym verwendet.²⁵ Die letzte Bezeichnung, *Ystriones* (auch *Istriones* oder *Histriones* geschrieben), wird üblicherweise mit „Schauspieler, Gaukler“ übersetzt. Das Wort kommt aus dem Etruskischen („*hister*“) und verweist auf etruskische Darsteller und Erzähler, die schon im 4. Jahrhundert v. Chr. neben den Flötentänzern („*ludio*“) zu römischen Festivitäten geladen wurden.²⁶ Der eigentliche Ursprung liegt vermutlich in der Darbietung eines etruskischen Waffentanzes. Später wurden unter *histriones* Musiker und Schauspieler aller Art verstanden und der Begriff wurde mit immer geringerer kultureller Anerkennung verbunden. Isidor unterschied *Histrionen* klar von den „ernsthaften“ Darstellern der Komödie (*comoedis*) und Tragödie (*tragoedis*):

*„Histriones sunt qui muliebri indumento gestus impudicarum
feminarum exprimebant...“²⁷*

Histrionen sind jene, welche Kleider von Frauen tragen und ihre schamlosen Bewegungen nachmachen....

Etwas unklar ist, ob Isidor damit seine persönliche Interpretation formuliert hat, oder ob das Wort tatsächlich verbreitet in diesem speziellen Sinn verwendet wurde. Klar ist dagegen, dass die Wortbedeutung später, in der Zeit vom 8. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, fluktuierte und irgendwo zwischen Narr und Schurke pendelte.²⁸ Einige altdeutsche Glossen setzten „*Histriones*“ neben „*Hazus*“.²⁹ Letzteres könnte ein anderes Wort für Gaukler gewesen sein³⁰ oder sogar auf noch einen stärkeren magischen Bezug hindeuten, denn das verwandte *Hagazussa* ist eine althochdeutsche Bezeichnung für zauberkräftige Menschen (Hexe[r/n])³¹, wobei ursprünglich auch ein Geisterwesen gemeint gewesen sein könn-

te. Wie dem auch sein, es bleibt festzuhalten, dass die Beschrifter der Ebstorfer Weltkarte eine bemerkenswerte Assoziationswolke geschaffen haben, die das Wundervolk der Pygmäen mit Hofnarren oder Possenreißern des fahrenden Volks in Zusammenhang bringt und daneben zu einem täuschend-neckenden (möglicherweise sogar magisch-geisterhaften) Wesenszug führt, der doch stark an die Figur eines Kobolds erinnert.

REITENDE ZWERGE

Walter Map, ein walisischer Schriftsteller aus dem 12. Jahrhundert, hat uns mit der sogenannten Herla-Sage eine alte bretonische Zwergengeschichte überliefert, die vermutlich auf einer noch viel älteren (inzwischen verloren gegangenen) Vorlage beruht. Dass es in der keltisch geprägten Bretagne durchaus schon im Frühmittelalter entsprechende Sagen gegeben haben kann, beweist die Ähnlichkeit der bretonischen Zwerge der Volkssagen zu den irischen Zwerggeistern (siehe die Abschnitte „Irische Zwerge“, Seite 220 und „Bretonische Korrigans“, Seite 226). Walter Map hat den Inhalt der Sage für sein Publikum angepasst und mit der britischen Herrschergeschichte verschmolzen.

„...Herlam regem antiquissimorum Britonum positum ad racionem ab altero rege, qui pigmeus uidebatur modicitate stature, que non excedebat simiam. Institit homuncio capro maximo secundum fabulam insidens, uir qualis describi posset Pan, ardenti facie, capite maximo, barba rubente prolixa pectus contingente, nebride preclarum stellata, cui uenter hispidus et crura pedes in caprinos degenerabant.“³²

...der Sage nach hatte Herla, König der ältesten Bretonen, einst ein Gespräch mit einem anderen König. Jener war der Statur nach ein Pygmäe, nicht größer als ein Affe. Der Kleine, so berichtet die Sage, ritt auf einem großen Ziegenbock und wirke wie der Gott Pan: ein riesiger Kopf mit feuerrotem Gesicht und einem langen

roten Bart, der ihm bis zur Brust reichte. Er trug ein lustiges gepunktetes Rehkitzfell, sein Bauch war stark behaart, und am Ende seiner Beine hatte er Ziehhufe.

Der Zwergenkönig wird zunächst als kleines Männlein (*homuncio*) bezeichnet, lediglich von der Statur her wie (!) ein Pygmäe (*pygmeus uidebatur modicitate stature*). Im weiteren Lauf der Geschichte wird diese Unterscheidung aber verwischt, und der Zwerg wie auch seine Diener werden dann konsequent als Pygmäen (*pygmei*) bezeichnet. Der Zwergenkönig reitet auf einem Ziegenbock und erinnert damit natürlich an das bekannte Bild der auf Ziegen und Schafen reitenden „klassischen“ Pygmäen, wie es schon bei Plinius zu finden ist (siehe Seite 192) und noch im 17. Jahrhundert in der *Cosmographia* von Sebastian Münster vermittelt wurde: „Es werden die Pigmeer nit lenger dann drey Spannen hoch / haben in ihrem Land allwegen Sommer / reiten gewaffnet auff den Widern und Geyssen ...“³³. Wie als Parodie auf den griechischen Hirtengottes Pan hat der Zwergenkönig Ziehhufe und ist zudem noch mit einem Rehkitzfell bekleidet. In der griechischen Mythologie wird Pan als ein Mischwesen mit Ziegenbeinen, teils auch nur mit Hufen beschrieben. Als Mantel trägt er oft eine Bockshaut. König Herla wird auf einem Bankett von zahlreichen Zwergendienern bewirtet; diese bringen Speisen und Getränke auf Schalen, Platten und Becher aus Edelsteinen, Gold und Juwelen. Das Attribut des Reichtums ist nicht untypisch für mythologische Zwerge. Das Bankett als solches ist wiederum mit der lebensfrohen Art des Pan zu assoziieren.

Im Verlauf der Handlung wird König Herla eingeladen, den Zwergenkönig in seinem Palast zu besuchen. Dieser befindet sich in der Anderswelt, unter einer großen Felsklippe in einer Höhle („*cavernam igitur altissime rupis ingrediuntur*“) die nicht von Sonne oder Mond, sondern allein durch Lampen erhellt wird („*solis aut*

lune sed lampadarum multarum“). Die Geschichte endet damit, dass drei Tage in der Anderswelt mehr als zweihundert Jahren in der Menschenwelt entsprechen, wie Herla zu seinem Erschrecken feststellt, als er den Berg wieder verlässt. Der Besuch in der Anderswelt mit Zeitdehnung ist in ähnlicher Form in irischen oder auch deutschen Volkssagen zu finden. Oft werden Kinder oder jungen Menschen von Zwergen, Elben und Wassernixen zu einem Besuch verleitet oder auch einfach entführt und kehren in eine weit in der Zukunft liegende Welt zurück. Schon das gemeinsame Musizieren oder Tanzen mit Elben kann dazu führen, dass viele hundert Jahre vergehen.

Das Motiv des auf einem Tier reitenden Zwergs findet sich noch mehrfach in der mittelalterlichen Literatur. Beispielsweise enthält der „Edolanz“, ein von Hoffmann von Fallersleben in der niederösterreichischen Stiftsbibliothek Seitenstetten entdecktes Fragment einer deutschsprachigen Artusdichtung aus dem 13. Jahrhundert³⁴, eine kurze Episode mit einem reitenden Wichtel:

*„in wnder er gesach
Ein wihtel ime nach
Eilte vber ein steinwant
Vur einen chleinen man erkant
Al pla waz sein roch
Vn reit einen planken rechpok“³⁵*

ein Wunder er sah
ein Wichtel, ihm nach
eilte über eine Felswand
nur einen kleinen Mann erkannt
ganz blau war sein Rock
und ritt einen weißen Rehbock

MITTELALTERLICHE NATURGEISTER

In einer mittellateinischen Heldendichtung aus dem 10. Jahrhundert, dem Waltharius, findet sich die Beschreibung eines im Wald lebenden Fauns. Geschildert werden die Taten des jugendlichen Helden Walther und sein Kampf gegen den fiesen König Gunther und seine Mannen. Bei einem Zweikampf mit Eckefried dem Sachsen im Wasgau entspinnt sich ein Wortgefecht, bei dem Eckefried Walther aus seiner Deckung herauslocken will und ihn als „verfluchtes Phantom der Lüfte“ (*sive per aerias fallas maledicte figuras*) und als „Faun der in den Wäldern haust“ (*saltibus assuetus faunus mihi quippe videris*) bezeichnet. Walther erwidert, dass Eckefried ja nach dem Kampf „seinen Sachsen erzählen könne, auf was für einen geisterhaften Faun er im Wasgau getroffen sei“ (*attingat post Saxonibus memorare valebis, te nunc in Vosago fauni fantasma videre*). Der Autor des Waltharius lässt in der Vorstellung des Lesers das Bild eines Naturgeistes entstehen, der vom Namen her in der griechisch-römischen Tradition wurzelt. Die freud- und lustvollen Elemente sind jedoch gänzlich verschwunden, und die Beschreibung eines verwünschten (*maledicte*) geisterhaften Phantoms transformiert den Faun zu einem durchweg negativ besetzten Dämon. Die Transformation der antiken Pane und Faune ist besonders in der mittel- und osteuropäischen Sagenwelt evident. Der deutsche Volkskundler Wilhelm Mannhardt wies seiner Abhandlung „Wald- und Feldkulte“ auf die frappierende Ähnlichkeit des osteuropäischen Waldgeistes Leshi (auch Ljeschi, Ljeschak, Liesnik) zum Pan hin: Er trägt ein Schafsfell, ist bocksbeinig und trägt zwei Hörner auf der Stirn.³⁶

Insofern ist es durchaus folgerichtig, dass Jacob Grimm den Faun aus dem Waltharius im Einklang mit mehreren altdeutschen Glossaren als Schrat übersetzt hat³⁷. Andere Übersetzer wählten

Begriffe wie Unhold, Kobold³⁸ oder Waldteufel³⁹. Das Wort Schrat ist vermutlich germanischen Ursprungs (althochdeutsch *scrato*), findet sich aber in ähnlicher Form von Skandinavien bis Mitteleuropa. Die Bedeutung ist allerdings unklar. Während sich Schrate in Mittel- und Osteuropa eher als Waldgeister zeigten, wurden sie in Nordeuropa mit Zauberern und mit Teufeln assoziiert. In altisländischen Texten findet man das Wort *skratti* im Kontext des Namens der alten Magie: *seiðr*. Im *Ágrip*, der ältesten Aufzeichnung über die Geschichte Norwegens, die in einem Pergament aus dem 13. Jahrhundert erhalten ist, heißt es zum Beispiel:

„[...] var hann kallaðr seiðmaðr, þat er spámaðr, ok var staðfastr á Haðalandi ok síddi þar ok var kallaðr skratti.“⁴⁰

[...] er wurde als Magier bezeichnet, das ist ein Seher. Er lebte in Haðaland und praktizierte Magie. Er wurde auch als *skratti* bezeichnet.

Es existiert auch eine zusammengesetzte Form: *seiðrskrattí*. In beiden Fällen wird *skratti* zumeist als „böser Zauberer“ übersetzt. Im altnordischen finden sich neben *seiðr* auch *síði* und *síða* als Bezeichnungen für magische Praktiken. Im Altenglisch wurde diese Form der Magie *sīden* oder *sīdsa* genannt. Möglicherweise besteht auch eine sprachliche Verbindung zu den irischen *Sídhe*. Eine direkte Verbindung zu dem *Aelf* schafft der in drei verschiedenen altenglischen Heilzaubern überlieferte Begriff *ælf-sīden*. Was genau diese Magie umfasste, ist umstritten⁴¹ - vermutlich wurden darunter verschiedene Praktiken zur aktiven Beeinflussung von Dingen und Menschen (Hexerei, Schadenszauber) gefasst.

ABENTEUER- UND MIRABILIA-LITERATUR

Geschichten über Wundervölker und Fabelwesen waren in der weltlichen Literatur seit dem Frühmittelalter ein beliebtes Sujet. Das lag nicht zuletzt an einem Werk, dessen Verbreitung und Popularität mit der Bibel gleichkam. Es handelt sich um den sogenannten Alexanderroman, der aber keinen Roman im eigentlichen Sinne darstellt, sondern eine Zusammenstellung von griechischen Texten aus unterschiedlichen Quellen ist. Das Werk entstand im 3. Jahrhundert in Ägypten und hat vordergründig eine (weitgehend fiktive) Biographie Alexander des Großen (356–323 v. Chr.) zum Thema. Erste lateinische Fassungen entstanden vermutlich schon Anfang des 4. Jahrhunderts, und in den folgenden Jahrhunderten wurden über 200 verschiedenen Versionen in zahlreiche Sprachen herausgegeben. Zunehmend wurde dabei die Handlung zu einem Rahmen für eine moralisch-christliche Botschaft umgestrickt. Im 12. Jahrhundert kamen die ersten volkssprachlichen Fassungen des Alexanderromans auf, in dem die Abenteuer von Alexander dem Großen inklusive seines Zusammentreffens mit zahlreichen Wundervölkern romanhaft dargestellt wurden. In der Alexanderdichtung begegnet der Leser vielen schon von Plinius beschriebenen Fabelwesen. In einem fiktiven Brief Alexanders an Aristoteles werden etliche Wundervölker vorgestellt, darunter auch missgestaltete „Monster“ wie die Hundsköpfler (*Cynocephales*) und die Kopflösen (*Acephales*). Alexander trifft auf die biblischen Menschenfresser Gog und Magog, er wird von Greifen in die Luft getragen und unternimmt eine Tauchfahrt in die Tiefen des Meeres.

Die Alexanderdichtung war in den folgenden Jahrhunderten eine ergiebige Fundgrube für vielfältige Prosatexte der Unterhaltungsliteratur, wie beispielsweise das um 1000 erschienene alt-

englische Werk „Marvels of the East“.⁴² Die Wesen wurden zunehmend fantastischer ausgemalt; es entstand eine eigene Literaturgattung⁴³, auch als Mirabilia-Genre bezeichnet, die als Vorläufer der modernen Fantasyliteratur gelten kann. Dazu gehört auch die Prosafassung des bereits auf Seite 58 im Abschnitt „Zwergeneplik“ erwähnten Versromans „Herzog Ernst“, in welcher der Protagonist viele wunderbare Abenteuer erlebte. Neben einigen auch aus der Sammlung „1001 Nacht“ bekannten Geschichten, wie der vom Magnetberg, oder vom Riesenvogel, der seine Jungen mit Menschen füttert, trifft man dort auch auf die Erzählung „*Wie Herzog Ernst mit seinem Volk gen Indien kam, wo die kleinen Leute waren, die stäts Streit hatten mit den Kranichen*“⁴⁴. Diese kleinen Leute werden als „Pigmäen“ bezeichnet, „zwei Ellenbogen lang und aßen nichts als Kranicheier“ (siehe „Die Fabelwesen des Homer“ ab Seite 180).

Das Motiv erfuhr in späterer Zeit zahlreiche weitere Ausschmückungen. In dem (fiktionalen) Reisebericht des Jehan (auch John) de Mandeville aus dem 14. Jahrhundert sind die Pygmäen recht kurzlebig; sie heiraten mit einem halben Jahr und sterben mit sechs oder sieben Jahren.⁴⁵ Darüber hinaus wurden Pygmäen in ganz neuen entlegenden Weltgegenden gesichtet. Im 16. Jahrhundert berichtet Olaus Magnus in seiner Beschreibung der „Geschichte der nordischen Völker“, dass ihm von bedeutenden Männern mitgeteilt wurde, dass die Einwohner Grönlands gegen Kraniche kämpfen müssten („*quod contra multitudinem gruum incolis hujus telluris fit belligerandum*“).⁴⁶ Diese Beobachtung, so Olaus weiter, erinnere an die Pygmäen aus den Schriften von Plinius und Homer - und würde nicht zuletzt dadurch bestätigt, dass sich in den nordischen Ländern bekanntermaßen Schwärme von Kranichen zusammenrotteten. In einer frühen deutschen Übersetzung von Olaus' Werk, die schon wenige Jahre nach dem lateini-

schen Original erschien, werden die grönländischen Pygmäen als „Zwerge“ bezeichnet.⁴⁷ Umgekehrt wurden die Zwerge der europäischen Volksmythologie schon im Mittelalter des Öfteren Pygmäen genannt (siehe auch „Der Nachhall der antiken Geister“ ab Seite 266). Die Popularisierung exotischer Wundervölker in Abenteuerromanen und Weltbeschreibungen etablierte Zwerge und Pygmäen letztendlich im gleichen literarischen Kontext und verwischte die Begrifflichkeiten. Eine quasi-wissenschaftliche Bestätigung dieser Adaption lieferte schließlich Paracelsus, indem er die Pygmäen den Gnomen gleichstellte und als Erdgeister klassifizierte.⁴⁸ Insofern ist es vielleicht nicht ganz unberechtigt, den homerischen Pygmäen einen gewissen Anteil an der Ausformung der Zwerge unserer neuzeitlichen Volkssagen zuzugestehen (mehr dazu im Abschnitt „Von den seltsamen Wandlungen der Pygmäen“ ab Seite 334).

Am Beispiel der Herla-Sage haben wir gesehen, dass die Figur des mittelalterlichen Zwergs nicht nur mit Pygmäen, sondern auch mit klassischen Naturgeistern wie Panen und Satyrn verbunden wurde. Auf diese Weise kamen Waldgeister wie Faune, Sylvani und Schrate ins Spiel, die ihrerseits wiederum in die Nähe verschiedener, meist böser Zauberwesen gestellt wurden. Olaus Magnus berichtet uns beispielsweise vom nächtlichen Tanz der nordischen Elben („*De Elvarum, id est spectrorum, nocturna chorea*“ - Der nächtliche Reigen von Elfen, das heißt von Gespenstern).⁴⁹ Als Beleg führt er eine Textstelle aus der „*Gesta Danorum*“ (Die Taten der Dänen, um 1200) des berühmten Geschichtsschreibers Saxo Grammaticus an, die von der mythischen Vorzeit Dänemarks erzählt. Darin vertreibt Swanhwita, die Tochter des Dänenkönigs Hading, einen sich zusammenziehenden einen Ring von angreifenden Gespenstern mit einem Zauberlied.⁵⁰ In dem Lied zählt sie eine Vielzahl klassischer Dämonennamen auf: Lemuren, Faune,

Satyren, Sylvane, Larvae und Manes, Lamien und Furien. Auch einige weniger bekannte Bezeichnungen wie *fanae*, *fantua* und *aquili* sind enthalten. Olaus stellt Saxos Zitat in den Kontext klassischer antiker Literatur und verweist darauf, dass Vergil, Ovid, Horaz und andere von ähnlichen Wesen berichtet haben.

Für die Frage, wie sich Naturgeister im mittelalterlichen Volksglauben dargestellt haben mögen, taugen solche Quellen freilich wenig. Immerhin belegen sie eindrucksvoll, dass es nicht zielführend ist, mittelalterliche Texte nach bestimmten Namen für Geisterwesen zu durchforsten, um für diese einen (zeitgenössischen) Eigenschaftskatalog oder gar eine Systematik zu erstellen. Die Zwerge und Elben der weltlichen mittelalterlichen Literatur sind keine fassbaren Entitäten, sondern Teilmengen von Assoziationswolken, die je nach kulturellem Hintergrund, geschichtlichem oder geographischem Kontext, oder auch künstlerischer Intention auf ganz unterschiedliche übernatürliche Wesen referieren können. Dies gilt insbesondere hinsichtlich ihrer Manifestation als Naturgeister. Mit wachsender Distanz zu den antiken Dämonen und Wundervölkern scheinen jedoch sowohl Zwerge als auch Elben an Kontur zu gewinnen – vor allem dann, wenn sie mit ihren magischen Fähigkeiten in die Sphäre der Menschen vordringen.

TEUFEL, DÄMONEN UND MAGISCHE PRAKTIKEN

Die antike Philosophie verstand die Dämonen (griechisch „*δαίμων*“; *daimon*) eher als personifizierte Wirkmacht denn als physisch agierende und erfahrbare Naturgeister. Als *Daimonion* wurde jene göttliche Kraft im Menschen bezeichnet, die in verschiedenen Ausprägungen (als Schutzgeist, als Gewissen, als Schicksal, als Seele) zum Tragen kam. Sokrates sprach von einer inneren Stimme, die er sogar über seine eigene Ratio setzte. Vermutlich hat bei diesem Deutungsversuch aber auch seine Epilepsie eine gewisse Rolle gespielt. Als persönlicher Schutzgeist nimmt das *Daimonion* schon weitgehend den römischen *Genius* vorweg. In Platons „*Symposion*“ werden die Dämonen als durchweg positive Vermittler zwischen Gott und den Menschen beschrieben. Der Mensch kann mit ihnen auf transzendentelem Wege, über kultische und magische Praktiken oder auch im Traum, Kontakt aufnehmen.

Die Vermittlerrolle der Dämonen ist auch ein essentielles Element in der spiritualistischen Weltanschauung des Neuplatonismus. Hier bekommen sie jedoch zunehmend neue Konturen als gute oder böse nichtstoffliche Geister. Im Volksglauben des antiken Griechenland war die Welt von vielfältigen Naturgeistern bevölkert, denen meist ein Götterstatus zugewiesen wurde, um sie von den menschlichen Halbgöttern und den Ungeheuern zu unterscheiden. In den Epen Homers werden die Götter des Olymps, oder auch solche unbekannter Herkunft, pauschal als Dämonen bezeichnet. In der Vorstellung Hesiods (möglicherweise ein Zeitgenosse Homers) waren die Dämonen als Nachfolger des „goldenen Geschlechts“ in einer Welt zwischen den Göttern und den Menschen angesiedelt. Im monotheistischen Umfeld des frühen Christentums war die neuplatonische Deutung der Vermittlerrolle

le von Dämonen nicht mehr zu halten. Das Neue Testament weist sie unzweifelbar als die Engel des Teufels aus. So heißt es z.B. in Matthäus 25,41:

„Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: Geht weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!“

Folgerichtig erklärte der Kirchenvater Augustinus von Hippo im 5. Jahrhundert die Dämonen für grundsätzlich böse: Ihrem Wesen sei List und Betrug zu Eigen, sie gäben vor, selbst Götter zu sein. Die Dämonen versuchten die Menschen von Gott abzubringen, und nur zu diesem Zwecke besäßen sie (mit der Billigung Gottes) magische Fähigkeiten. Nach Augustinus konnten Menschen (etwa mittels eines Amuletts) diese Magie durchaus für eigene Belange nutzen, sie mussten jedoch dafür mit den Dämonen einen Pakt eingehen.

Durch das Konzept des Dämonenpakts wurde die gesamte Magie zu etwas prinzipiell Bösem erklärt. Im vergleichsweise liberalen römischen Reich waren magische Praktiken noch prinzipiell erlaubt gewesen; lediglich der Schadenszauber galt als strafbare Handlung. Gegen Ende jedoch, insbesondere mit Diokletian (Kaiser ab 284) wurde die Magie in breitem Ausmaß verfolgt, und auch die Auftraggeber von Zaubern wurden mit der Todesstrafe bedroht. Mit Kaiser Konstantin wurde sogar der Heilzauber unter Strafe gestellt. Schließlich verdammt der Kirchenvater Isidor von Sevilla im 6. Jahrhundert alle Formen von Magie, egal ob Wahrsagerei, Schadenszauber oder Abwehrzauber.

CHRISTLICHE MAGIE

Im frühen Christentum, das noch stark in den Glaubensvorstellungen der antiken Welt verhaftet war, stellte sich zunächst die

Frage nach der theologischen Einordnung der Dämonen. Denn dass es Dämonen wirklich geben musste, daran herrschte keinerlei Zweifel - bestätigte doch sogar schon das Alte Testament deren Existenz. An der Ausdeutung von entsprechenden Textstellen haben sich die Gelehrten über viele Generationen abgearbeitet und über die griechischen, lateinischen und später dann auch volkssprachlichen Bibelübersetzungen hinweg eine erstaunliche Kreativität an den Tag gelegt. Zum Beispiel heißt es nach der modernen Einheitsübersetzung im Buch Jesaja:

13,21-22: „Dort haben nur Wüstenhunde ihr Lager, die Häuser sind voller Eulen, Strauße lassen sich dort nieder und Böcke springen umher. Hyänen heulen in ihren Palästen und Schakale in den Lustschlössern.
34,14: Wüstenhunde und Hyänen treffen sich hier, die Bocksgeister begegnen einander. Auch Lilit das Nachtgespenst ruht sich dort aus und findet für sich eine Bleibe.“⁵¹

In der lateinischen Vulgata von 1592 geht es noch wesentlich abenteuerlicher zu. Dort ist von Bestien und Drachen, Straußen, Sirenen und Eselmenschen (*onocentauris*, zweibeinige Zentauren mit einem Eselshinterteil) die Rede.⁵² Darüber hinaus wird noch von den *pilosi* (haarige, behaarte) berichtet (Jes:13,21 „*et pilosi saltabunt ibi*“ bzw. Jes:34,14 „*et pilosus clamabit alter ad alterum*“). Der Name ist vom hebräischen *וְשִׁירִי*, *wə-šā-’îr*, ebenfalls in der Bedeutung „behaartes Wesen“, abgeleitet. In der modernen Übersetzung heißen sie Bocksgeister, bei Luther findet man sie als Feldteufel.

Eine Interpretation dieser Geister findet sich im Hexenhammer (*Malleus maleficarum*), einer Kampfschrift zur Rechtfertigung der Hexenverfolgung aus dem späten 15. Jahrhundert. Der vermutliche Autor Heinrich Kramer (latinisiert Henricus Institoris) diskutiert darin den Jesaja-Text und argumentiert, dass man jene *pilosi* als Dämonen verstehen müsse.⁵³ Sich auf eine Glosse⁵⁴

berufend fährt er fort, dass *pilosi* wohl behaarte Waldmenschen (*homines silvestres hispidi*) seien, nach Art bestimmter Dämonen wie der Inkubus oder der Satyr. Erstaunlicherweise hat sich dieses Missverständnis bis in die heutige Zeit gerettet. In modernen englischen Bibelübersetzungen wird für die *pilosi* weiterhin der Begriff Satyrn verwendet. Wenn man jedoch auf die griechischen oder hebräischen Vorlagen des Jesaja-Textes zurückgeht, schwindet die Anzahl der Wesen, und ihre Identität offenbart sich als wesentlich unspektakulärer. Zwar berichtet die Septuaginta auch von Sirenen (*σειρῆνες*) und Eselmenschen (*ὄνοκέταυρο*), ansonsten ist aber nur von wilden Tieren und Igel die Rede.⁵⁵ Die weit aus älteren hebräischen Quellen beziehen sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf ganz gewöhnliche Bewohnern der Wüste, wie Schakale und Ziegen.⁵⁶ Eine weiterführende Untersuchung der Dämonen im Alten Testament hat Judit M. Blair in ihrem Buch „De-Demonising the Old Testament“ vorgenommen.⁵⁷ Sie argumentiert, dass die von ihr untersuchten Figuren (u.a. auch Lilith, siehe unten) als poetische Handlungselemente eingeführt wurden und keiner realen Mythologie zuzuordnen sind.

Besonders interessant im Kontext von dieses Kapitels ist die Lilith aus Jes. 34:14 (hebr. לִילִית, *lî-lîṯ*). In der deutschen Einheitsübersetzung wird sie als „Nachtgespenst“ bezeichnet.⁵⁸ Der Ursprung des Lilith-Wesens ist vermutlich in den sumerischen Lil-Geistern Lilitu und Ardat Lili zu suchen.⁵⁹ In der lateinischen Vulgata wird Lilith mit *Lamia* übersetzt. Die *Lamia* war in der griechischen Mythologie eine Geliebte des Zeus, die sich in ein kindermordendes Monster verwandelte – eine Eigenschaft, die nach der aramäischen Überlieferungen auch Lilith zugeschrieben wurde. Martin Luther machte in seiner deutschen Bibelübersetzung aus dem Jahr 1545 aus der Lilith gar einen Kobold:

*„Da werden unternander lauffen Marder und Geyre
und ein Feldteuffel wird dem andern begegnen
Der Kobold wird auch daselbs herbergen
und seine ruhe daselbs finden.“*

Weshalb Luther gerade die Figur des Kobolds als geeignet erschien, ist nicht überliefert. Allerdings war sein Vater Hans Luder als Hüttenmeister in der Bergbaustadt Mansfeld angestellt. Deswegen war der Sohn ziemlich sicher mit jenem Bergwerksgeist vertraut, den die Bergmänner *kobel* nannten und der auch in der lateinischen Bergbauliteratur als *cobalos* auftauchte. Im Bestreben, eine für jedermann verständliche Bibelversion zu schaffen, verwendete Luther den Kobold möglicherweise einfach nur als eine (seiner Ansicht nach) volkstümliche Sammelbezeichnung für Dämonen jeglicher Art, und der vermeintliche Wüstendämon Lilith kam hier gerade recht.

Auch das Neue Testament kennt Dämonen. Beispielsweise richtete der Missionar Paulus von Tarsus im Jahr 55 folgende Worte an seine Gemeinde in Ephesus (Korinther 1:14f):

*Darum, liebe Brüder, meidet den Götzendienst! [...] Oder ist ein Götz
wirklich etwas? Nein, aber was man dort opfert, opfert man nicht Gott,
sondern den Dämonen. Ich will jedoch nicht, dass ihr euch mit Dämonen
einlasst. Ihr könnt nicht den Kelch des Herrn trinken und den Kelch der
Dämonen. Ihr könnt nicht Gäste sein am Tisch des Herrn und am Tisch
der Dämonen*

Im Übrigen können biblische Umschreibung wie „Wunder“ oder „Zeichen“ nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch Jesus Christus magische Praktiken anwendete und mit Dämonenbeschwörungen gut vertraut war. Im Markusevangelium, welches als das älteste der kanonischen Evangelien gilt, wird gleich zu Beginn die Austreibung eines Dämons durch Jesus geschildert (Mk25,26):

*Da drohte ihm Jesus: Schweig und verlass ihn!
Der unreine Geist zerrte den Mann hin und her und verließ ihn mit
lautem Geschrei.*

Der US-amerikanische Historiker Morton Smith hat in einer 1978 erschienenen Publikation die Funktion von Jesus als Magier untersucht.⁶⁰ Zahlreiche apokryphe Texte, aber auch das kanonische Neue Testament, bezeugen Dämonenbeschwörungen und heilmagische Praktiken zur Genesung Blinder und Lahmer bis hin zu Nekromantie (Totenerweckungen). Auch einfache Gelegenheitszauberei (z.B. die Umwandlung von Wasser zu Wein bei der Hochzeit zu Kana) wird von Jesus ausgeführt. Die konzeptionelle Nähe des christlichen Glaubens zu magischen Praktiken kann man einprägsam durch die vielfältige Verwendung des christlichen Kreuzes illustrieren. In seiner Eigenschaft als Segenszeichen wurde es schon immer für verschiedene Abwehr- und Heilzauber verwendet. Und dies durchaus mit kirchlicher Billigung, etwa bei Exorzismen, bis in unsere Zeit hinein.

WISSENSCHAFTLICHE MAGIE

Mit den arabischen Eroberungen im 7. und 8. Jahrhundert entstanden in Europa und Asien Hochburgen der islamischen Kultur. Den Arabern stand nicht nur das reichhaltige Wissen Indiens und Persiens zu Verfügung. Die Einnahme byzantinischer Städte hatte ihnen auch Zugang zum kulturellen Erbe der Griechen verschafft, das in Westrom verloren gegangen war. Das hohe Niveau östlicher Gelehrsamkeit blieb im Westen nicht lange verborgen, und über die muslimisch-christlichen Kontaktstellen in Süditalien und an der Grenze zur iberischen Halbinsel gelangte arabisches Wissen aus dem Orient in die Hände europäischer Gelehrter. Neben den Errungenschaften der arabischen Medizin brachte vor allem die

Entwicklung der Naturwissenschaften neue Impulse. Ab dem 13. Jahrhundert etablierte sich neben philosophisch-theologischen Erwägungen ein völlig neuartiges Konzept zum Erkenntnisgewinn: das Experiment.⁶¹ Aus der arabischen Welt sickerte eine Wissenschaft namens *al-kīmiyā* nach Europa ein, die über das mittellateinische Wort *alkimia* in Deutschland als Alchemie bekannt wurde. Waren es zunächst nur Geistliche, die sich mit dieser Kunst beschäftigten, wurde die Lehre mit der Übersetzung alchemistischer Werke in die Volkssprachen zunehmend auch wohlhabenden weltlichen Kreisen zugänglich.

Jedoch liefen diese Entwicklungen den kirchlichen Bestrebungen zum Erhalt der Deutungshoheit über die Wahrheit zuwider. Thomas von Aquin berief sich auf die augustinische Argumentation des Dämonenpaktes und baute diesen Gedanken weiter aus. Er unterschied zwischen dem ausdrücklichen Dämonenpakt (*pacta expressa*) und dem stillschweigenden Pakt (*pacta tacita*) und machte so äußerst effektiv Front gegen magische Praktiken. So gut wie jede Handlung, selbst eine unbewusste, konnte nun als Dämonenpakt klassifiziert werden. Bei sämtlichen magisch-alchemistischen Tätigkeiten konnten auf diese Weise das Wirken dämonischer Helfer unterstellt werden. Auch konnte man auf diese Weise leicht gegen im Volk verbreitete Rituale des heidnisch-christlichen Aberglaubens vorgehen: Opfertgaben an Hausgeister, die Verwendung von Glücks- oder Geldbringern wie Alraun und Heckemännchen, oder verschiedenste heilmagische Anwendungen. Die Vorstellung des Dämonenpakts schuf letztendlich auch die Voraussetzung für die nachmittelalterliche Hexenverfolgung.

Mit der zunehmenden Assimilation heidnischer Glaubenselemente wurde dieses strikte Verbot im Verlauf des Mittelalters wieder etwas aufgeweicht. Ab etwa dem 14. Jahrhundert wurde

zunehmend wieder zwischen der weiterhin verbotenen „teuflischen“ *magia diabolica* und einer guten, weil „natürlichen“, *magia naturalis* unterschieden. Letztere diversifizierte sich in der frühen Neuzeit weiter und umfasste einerseits Taschenspielertricks und mechanische Apparate, aber andererseits auch die Deutung von Zeichen und Sternen, sowie die Alchemie und Medizin. Die *magia diabolica* befasste sich dagegen im Wesentlichen mit der Beschwörung von Engeln und Dämonen. Ausgehend von der Annahme, dass die Anrufung übernatürlicher Kräfte und Mächte auch Gutes bewirken könnte - etwa im Fall von Abwehr-, Heil - und Fruchtbarkeitszaubern - wurde auch diese Magieform in schwarz und weiß getrennt. Heute wird oftmals hinsichtlich der Intention, also zwischen einer das Böse wollenden schwarzen Magie und einer gutmeinenden weißen Magie, unterschieden. Damals war jedoch etwas anderes gemeint: Schwarzmagier⁶² paktierten mit den herbeigerufenen Dämonen und unterwarfen sich ihnen dadurch letztendlich; der Weißmagier dagegen beherrschte den Dämon nach seinem Belieben und gab den Verlauf der magischen Handlung vor.

Im Spätmittelalter kamen ritualmagische Schriften wie das „*Ars Notoria*“ oder das „Schwurbuch des Honorius“ in Umlauf, die ihren gelehrten, am Okkulten interessierten, vor allem aber solventen Lesern einen Weg zur Verbindung mit astralen Kräften versprachen. Alchemisten suchten nach Wegen zur Transmutation unedler Materialien zu Gold und der ultimativen Heilung für ein ewiges Leben. Angeblich wäre dazu lediglich ein - freilich noch zu entdeckendes - Geheimpräparat namens „Stein der Weisen“ notwendig. Quasi als Abfallprodukt würde dabei auch die Erschaffung von künstlichem Leben in Form eines Homunculus möglich werden. Die Vorstellung des alchemistischen Homunculus geht vermutlich auf Paracelsus zurück. Dieser hatte im Jahr

1548 in seiner Schrift *De Natura Rerum* die theoretische Möglichkeit erörtert, einen Menschen außerhalb des Mutterleibes zu erschaffen und zu diesem Zwecke auch gleich noch ein detailliertes Kochrezept angegeben: Durch die sogenannte „Putrefaktion“ in einem runden Glasgefäß (einem *Cucurbiten*) könnte aus männlichem Samen und Pferdemit (*ventre equino*) nach 40 Tagen ein lebendiges Wesen mit durchsichtigem Körper hergestellt werden, dass durch die Fütterung mit einer Essenz aus menschlichem Blut (*arcanum sanguinis humani*) in 40 Wochen zu einem Homunculus heranreifen würde.⁶³

VOLKSMAGIE

Den quasi-wissenschaftlichen magischen Praktiken der Alchemie stand eine Volksmagie gegenüber, die weniger darauf ausgerichtet war, Engel und Dämonen in faustischer Manier zwecks Erweiterung des persönlichen Erkenntnishorizonts herbeizurufen. Den meisten Menschen war eher an Geistern gelegen, die in der Lage waren, Krankheiten zu Heilen oder aber Geld und Gold herbeizuschaffen. Für letzteres war beispielsweise der „Hausdrachen“ zuständig, ein fliegender Hauskobold, der die Nachbarn bestahl und so das Vermögen seines Besitzers mehrte (siehe dazu den Abschnitt „Der feurige Hausdrachen“ ab Seite 148). Als Universalwerkzeug galt aber eine bestimmte magische Wurzel, der sogenannte Alraun. Im Mittelalter waren solche Alraune nicht nur im Volk, sondern auch bei Fürsten und Königen sehr beliebt. Vor allem von den Adligen wurden enorme Preise für diese magischen Pretiosen gezahlt. Nicht allzu überraschend ist es daher, dass ein blühender Fälschermarkt entstand, bei dem „falsche“ Alraune aus beliebigen Teilen aller möglichen Pflanzen zurechtgeschnitzt wurden. Jean-Baptiste Pitois, ein französischer Romanautor und

Okkultismus-Liebhaber, veröffentlichte 1870 ein Buch über die Geschichte der Magie. Darin findet sich eine genaue Beschreibung einer mittelalterlichen Praktik zur Alraunherstellung aus einer Zaunrübe:

*“Voulez-vous faire une Mandragore aussi puissante que l’Homunculus vanté par Paracelse? Cherchez une racine de la plante nommé Bryone. Sortez-la de terre un lundi (jour de Saturne), un peu après l’équinoxe du printemps. Coupez les extrémités de cette racine, et allez l’enterrer, de nuit, au milieu de la fosse d’un mort, dans un cimetière de campagne. Pendant trente jour, vouzirez l’arroser avec du lait de vache dans lequel vouz aurez noyé trois chauves-souris. Le trente-unième jour étant arrivé, retirez-la pendant la nuit, et faites-la sécher dans un four chauffé avec de la veveine; puis enveloppez-la d’un lambeau du drap dans lequel est mort un homme, et portez-la toujours sur vous.”*⁶⁴

Wollen Sie einen Alraun herstellen der so machtvoll ist wie der von Paracelsus gepriesene Homunculus? Suchen Sie die Wurzel eine Pflanze namens „Bryone“ [Anm.: Zaunrübe]. Graben Sie diese an einem Montag aus (Tag des Saturn) [Anm.: etwas unklar, denn, „*jour de Saturne*“ ist eigentlich eine alte Bezeichnung für Sonnabend. Montag müsste *jour de la Lune* heissen], kurz nach der Frühlings-Tag-und-Nacht-Gleiche. Schneiden Sie die Enden der Wurzel ab und vergraben Sie sie des Nachts im Grab eines Toten auf einem Landfriedhof. Wässern Sie das Grab dreißig Tage lang mit Kuhmilch, in der drei Fledermäuse ertränkt wurden. Am einunddreißigsten Tag nehmen Sie sie wieder heraus und trocknen sie in einem Ofen, der mit „Veveine“ [Anm.: Zitronenstrauch] befeuert wurde. Dann wickeln Sie sie in einen Stück Leinentuch eines toten Mannes und tragen sie immer bei sich.

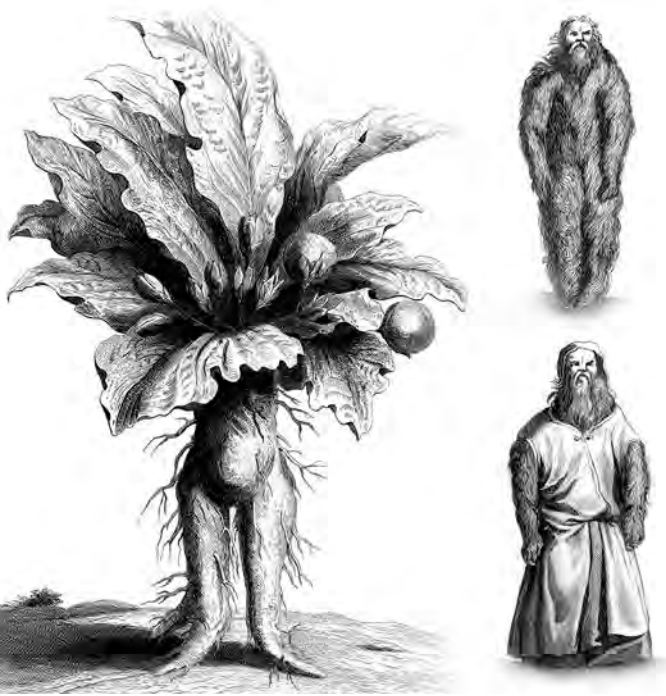


Abb. 23: Alraun-Pflanze (*Mandragora*, links) und Alraun-Männchen (rechts), unten mit speziell für das Männchen angefertigter Bekleidung.

Heute wird zumeist die Wurzel des echten Alrauns (*Mandragora officinarum*) mit der magischen Wurzel identifiziert. Der Alraun- oder Madragora-Glaube ist jedoch sehr alt und beinhaltet eine vielfältige Entwicklungsgeschichte, in die je nach Ort und Kulturepoche verschiedene Pflanzen mit pharmakologisch wirksamen Inhaltsstoffen eingeflossen sind – darunter auch die schwarze Tollkirsche (*Atropa belladonna*), der Allermannsharnisch (*Allium victorialis*) und der Stechapfel (*Datura stramonium*). Die weiße Zaurrübe (*Bryonia alba*), auf die im oben wiedergegebenen magischen Rezept Bezug genommen wird, wurde im

Volk als „falscher Alraun“ bezeichnet. Dennoch besitzt sie eine große pharmakologische Potenz, die schon seit der Antike weit hin bekannt. Unter den Namen Gichtwurz, Stickwurz oder Teufelsrübe wurde die Zaurrübe in der Volksmedizin lange Zeit als Mittel gegen verschiedene Krankheiten wie Gicht, Lähmungserscheinungen, aber auch als Abtreibungsmittel verwendet. Die Beeren und die Wurzel enthalten einen Cocktail verschiedener hochtoxischer Inhaltsstoffe (Cucurbitacine) und können beim übermäßigen Genuss zum Tode führen.

Im Namen Alraun steckt das althochdeutsche *rûnen* (= raunen, flüstern), für das ein urgermanisches **rûnō* (= Geheim-

nis) erschlossen wurde. Auch die Schriftzeichen der Germanen, die Runen, leiten sich hieraus ab. Für das Erstglied „Al-“ verweist Jacob Grimm auf die Frauennamen Alarûn oder Alerûna in althochdeutschen Urkunden und vermutet einen Bezug zu der bei Tacitus erwähnten angeblichen germanischen Seherin Aurinia⁶⁵. Deren Name wurde im 19. Jahrhundert vom Altertumsforscher Karl Müllenhoff unter Umdeutung von „Au-“ zu „Alb-“ als Albruna rekonstruiert.⁶⁶ Heute wird diese These allerdings verworfen. Dessenungeachtet könnte in der gelegentlich noch zu findenden Herleitung der Alraune von „Alb-Raunen“ oder „Elb-Raunen“ ein wahrer Kern stecken. Denn eine alte mittelniederdeutsche Bezeichnung für den falschen Alraun, die Zaunrübe, lautet *Alfpape* oder *Alppfaf*.⁶⁷

Über die Wirkung als Heilpflanze hinaus erhielt der Alraun im ausgehenden Mittelalter eine magische Komponente in Form des sogenannten Alraunmännchens. Vermutlich ausgehend von dem menschenähnlichen Aussehen der *Mandragora*-Wurzel wurde vermutet, in der Wurzel würde ein Dämon stecken. Das Konzept eines in einem Objekt gebannten magischen Dämons umfasst eine ganze Reihe Geisterfiguren mit überlappenden Eigenschaften, darunter das Galgenmännlein, den *Spiritus familiaris* und die schon zuvor besprochenen Geldkobolde (siehe Seite 148).

Das Galgenmännlein wuchs dem Volksglauben nach wie der Alraun in der Erde, allerdings bevorzugt auf dem Galgenberg unter den gehenkten Menschen, wo es von deren herabtropfendem Urin lebendig wurde. Beim Herausreißen würde der Geist, so glaubte man, einen Schrei ausstoßen, der jedes Lebewesen tötete. Deshalb wurde als praktikable Lösung empfohlen, die oberirdischen Blätter des Galgenmännleins an den Schwanz eines Hundes zu binden, der diese dann, von Futter angelockt, herausreißen würde – freilich unter dem Verlust seines Lebens.

Ein weiteres multifunktionelles und mächtiges Zauberwesen war der Spiritus familiaris. Seine Gestalt und Anwendung wird von den Brüdern Grimm eingehend beschrieben:

„Er wird gemeinlich in einem wohlverschlossenen Gläslein aufbewahrt, sieht aus nicht recht wie eine Spinne, nicht recht wie ein Skorpion, bewegt sich aber ohne Unterlaß. Wer ihn kauft, in dessen Tasche bleibt er, er mag das Fläschlein hinlegen, wohin er will, immer kehrt es von selbst zu ihm zurück. Er bringt großes Glück, läßt verborgene Schätze sehen, macht bei Freunden geliebt, bei Feinden gefürchtet, im Krieg fest wie Stahl und Eisen, also daß sein Besitzer immer den Sieg hat, auch behütet es vor Haft und Gefängnis. Man braucht ihn nicht zu pflegen, zu baden und kleiden wie ein Galgenmännlein. Wer ihn aber behält, bis er stirbt, der muß mit ihm in die Hölle, darum sucht ihn der Besitzer wieder zu verkaufen. Er läßt sich aber nicht anders verkaufen als immer wohlfeiler, damit ihm einer bleibe, der ihn nämlich mit der geringsten Münze eingekauft hat.“⁶⁸

TEUFELSDIENER, HEXEN UND KURIOSITÄTEN

Mit der theologischen Ausdifferenzierung einer hierarchischen Dämonologie im Mittelalter sowie insbesondere in der nachfolgenden Zeit der Reformation entstand zunehmend die Vorstellung, der christliche Teufel befehle ein ganzes Heer von „Unter-teufeln“, das aus Hexen, Gespenstern und anderen Dämonen bestehen würde. Im Zuge solcher Glaubenskonzepte wurden alle vorchristlichen Geister zu Teufelsdienern umgedeutet, die nichts Anderes im Sinn hätten, als den Menschen auf die Seite des Bösen zu ziehen oder zu schädigen.

Zu Beginn der frühen Neuzeit entstanden zahlreiche sogenannte Hexentraktate, in denen detaillierte Auflistungen von allen möglichen Dämonen als „wissenschaftliche“ Entscheidungsgrundlage für Hexenprozesse erstellt wurden. Das bekannteste dieser Werke ist sicherlich der bereits zuvor im Zusammenhang

mit der Jesaja-Interpretation erwähnte Hexenhammer aus dem Jahr 1498 (siehe den Abschnitt „Christliche Magie“ ab Seite 283). Aber auch die Werke des französischen Staatstheoretikers Jean Bodin (*De Magorum Daemonomania*, 1581) und des Jesuiten Martin Anton Delrio (*Disquisitionum magicarum libri sex*, 1599-1600)⁶⁹ entfalteten beachtliche Wirkung. Martin Delrio entwirft in seinem Werk eine umfassende Dämonologie, in der er sechs verschiedene Hauptgruppen von Dämonen unterscheidet. Die sechste Gruppe, die er als die „lichtscheuen Dämonen“ (*Lucifugos*) bezeichnet, enthält in Unterabteilung 17 zahlreiche Hausgeister. Interessanterweise begann Delrio seine Aufzählung mit einer vergleichsweise detaillierten Beschreibung der baltischen Coltky (siehe Seite 141f im Abschnitt „Der vorneuzeitliche Kobold“) und stellt ihnen dann („*Idem iudicium...*“, gleichermaßen zu beurteilen sind...) den französische „*Gobelinus*“, die deutschen „*Kabautermannekens und Gultekens*“ sowie die schwedischen „*Trullas*“ zur Seite.⁷⁰

Zwar waren die Hexentraktate vor allem an ein geistliches Expertenpublikum gerichtet, doch waren sie auch Ankerpunkte und Hauptquellen für die auf das Volk zielende „Warnliteratur“. Dazu gehörten beispielsweise die Teufelsbücher (auch als „Teufelsliteratur“ bezeichnet), in denen der gemeine Sünder auf die überall drohende Gefahr durch Hexen und Dämonen aufmerksam gemacht wurde. Als Höhepunkt dieses beliebten (weil gruseligen) Literaturgenres kann die Veröffentlichung von über zwanzig Teufelsbuch-Bestsellern gewertet werden, die der Frankfurter Verleger Sigmund Feyerabend im 1569 erschienenen Sammelband „*Theatrum Diabolorum*“ zusammengestellt hatte. Um auch die etwas einfacher gestrickten Mitmenschen zu erreichen, wurde ab 1502 bei Worms die „*Newe Zeytung*“ aufgelegt, die unregelmäßig je nach Bedarf erschien und ihre Leser mit großformatigen Illust-

rationen und plakativen einfachen Botschaften zum rechten Glauben ermahnen sollte.

Von der Literaturgattung her eng an die Teufelsbücher angelehnt, aber insgesamt breiter ausgerichtet und mehr in Richtung von Schilderungen monströser Wesen und Naturwunderweisend, entfaltete sich im 17. Jahrhundert die sogenannte Kuriositätenliteratur. Sie bescherte ihren Autoren einen breiten Leserkreis, da dieses Genre viele Themen der noch immer ausschließlich in Latein verfassten „gelehrten Wissenschaft“ ins Deutsche trug und so breiten Bevölkerungsschichten zugänglich machte. Ein angenehmer Nebeneffekt war, dass mit dem Druck solcher Wunderbücher gutes Geld zu machen war. Einer der bekanntesten Verfasser von Kuriositätenliteratur war Johannes Prätorius. Er studierte, wirkte und lehrte an der Universität Leipzig. Finanziert hat er sich vermutlich ausschließlich über seine Bücher, denn ein akademisches Amt blieb ihm versagt. Prätorius machte sich zunächst mit einer Sammlung von 250 Rübezahl-Sagen einen Namen. Weit bedeutender war aber sein umfangreiches Kompendium *„Anthropodemus Plutonicus. Das ist: Eine Neue Welt-beschreibung von allerley Wunderbahren Menschen“*. Vermutlich nicht ganz ohne Hintergedanken erschien das Buch im zahlenmystisch bedeutsamen Endzeit-Jahr 1666.⁷¹ Darin trug Prätorius praktisch alles zusammen, was man seinerzeit über Natur- und Hausgeister in der klerikalen und weltlichen Literatur finden konnte. In fast allen späteren Texten mit substanziellen Beiträgen über Geister und Dämonen finden sich direkte oder mittelbare Bezüge auf den *Anthropodemus Plutonicus*. Dazu zählen neben der Kuriositätenliteratur, Chroniken und wissenschaftlichen Abhandlungen nicht zuletzt auch Werke bedeutender Schriftsteller wie Heine oder Goethe. Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen bediente sich

für seinen „Simplicius Simplicissimus“ (siehe auch Seite 94 im Abschnitt „Oberdeutsche Zwerge“) ebenfalls bei Prätorius.

Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass auch die Brüder Grimm und andere Sagensammler des 19. Jahrhunderts zahlreiche Schilderungen mit nur wenigen Modifikationen in ihre Anthologien übernommen haben. Der *Anthropodemus Plutonicus* präsentiert uns bereits die meisten Figuren und Erzählmotive der späteren Dämonensagen. So finden wir etwa bei den Hausgeistern die Geschichten vom Schlosskobold Hödeken und bei den Waldgeistern die stets bedrohten Moosweiblein. Hier allerdings fliehen sie bemerkenswerterweise vor mehreren „wilden Jägern“! Im 19. Jahrhundert ist nur noch ein einzelner Wilder Jäger unterwegs.

Ein besonders lobenswerter Vorzug des *Anthropodemus Plutonicus* ist das Vorhandensein von Quellenangaben. So wissen wir, dass einer der Hauptinformanten von Prätorius der Notar Wolfgang Hildebrand (Wolfgangus Hildebrandus) war, welcher kurz zuvor in Thüringen mit der Kompilierung zahlreicher Fremdtex te eine rege schriftstellerische Tätigkeit entfaltet hatte.⁷² Von Hildebrand stammt beispielsweise eine interessante Referenz auf das Treiben nordischer Hausgeister:

„Man sagt, daß in Ißland dienstbare Geister seyen, welche der Leute Knecht in ihren Häusern, tragen Holtz und Wasser in die Kuchen, und wenn in einem andern Lande was grossen geschiehet, es stirbt ein grosser Herr, es geschiehet eine grosse Schlacht, so wissens dieselbe Geister oder Teuffelichen und verkündigen es den Leuten. In Deutschland hat man sie geheissen: Gutichen / Wichtlichen / Erdmännrichen / Helle Keplein / und man hat sie gefunden, daß sie Schüssel in der Kuchen gewaschen haben. Sie haben die Pferde gewartet, und ist ein Wahn darbey gewesen, daß wo ein solch Guetlchen sey / da sey viel Glück und Gedeyen.“⁷³

Prätorius schöpfte aus zahlreichen weiteren Quellen. Nicht zuletzt ging er nachweislich gerne auf die Straße und hörte sich im Volke um.⁷⁴ An diesem Punkt endet jedoch jeder Versuch der modernen Textanalyse, zu den Wurzeln seiner Geschichten vorzudringen. Wer dieser oder jener (manchmal sogar namentlich im Text genannte) Mann war, von dem Prätorius sich eine Begebenheit erzählen ließ, ist leider nicht mehr zu ergründen. Und auch bei seinen rückverfolgbaren Quellenangaben verlieren sich die weiteren Spuren recht bald im Nebel der Vergangenheit; im Regelfall schon im frühen 16. Jahrhundert. Sein Informant Wolfgang Hildebrand zitierte ausgiebig aus der berühmten Dämonologie „*De praestigiiis daemonum*“ (Von den Blendwerken der Dämonen, 1563) des deutsch-niederländischen Arztes Johann Weyer (auch Johannes Wier).⁷⁵ Dieses Werk enthält eine der frühesten Erzählungen über den Rattenfänger von Hameln, berichtet vom wandernden Wunderheiler Johann Georg Faust und zählt zahlreiche Natur und Hausgeister auf, darunter „Cobali“, „Bergmennlein“, „Gütlein“ und „Trulli“. Teile von Weyers Dämonologie findet man in ähnlicher Form schon bei dem 1462 in der Nähe von Trier geborenen Gelehrten Johannes Trithemius (Johann von Trittenheim).

ZWERGGEISTER DER FRÜHEN NEUZEIT

Aufgrund seiner Materialfülle können wir uns bei den folgenden Beispielen für Zwerggeister der frühen Neuzeit auf den *Anthropodemus Plutonicus* beschränken. Das Werk ist ein reichhaltiger Fundus für Liebhaber skuriler Geschichten. Man erfährt vielerlei Lesenswertes über den zeitgenössischen Geisterglauben und lernt beispielsweise im Detail, wie die gefälschte Alraun-Männlein herzustellen sind, die damals für teures Geld an abergläubische Mitmenschen verhökert wurden:

In die noch grünenden Wurtzeln des Schilff-Rohrs / des Hunds-Kürbs / und anderer Pflantzen / schnitzeln die Betrieger so wohl Manns- als Frauen-Bilder / und stecken in dieselbige Oerter / da sie das Haar wollen haben / Gersten und Hirsen-Körner. Darnach machen sie eine Grube / und bedecken selbige / so lange mit wenigen Sande / biß erwehnte Körner Wurtzeln schiessen /welches auffs höchste innerhalb 20. Tagen geschiehet. Hierauff nehmen sie es wieder auff und beschneiden die aus den Körnern angewachsene Wurtzeln mit einem scharffen Messerlein / beraten sie auch also / daß sie die Gestalt der Haupt-Barten und anderer Haare des Leibes abbilden. Matthiolus hat diese Art der Auffputzung des Allrauns zu Rom von einem Landstreicher gelernet / welcher selbige den leichtglaubigen vor grosses Geld verkauffet.

Prätorius hat die ihm bekannten Geister in zahlreiche Untergruppen gegliedert. Da er seine Systematik aber offenbar unterschiedlichen Quellen entnahm und nicht kritisch überarbeitete, hat er bedauerlicherweise mehr Unordnung als Übersicht geschaffen. In Teilbereichen sind seine dämonologischen Kategorien für einen Vergleich mit den Zwerggeistersagen des 19. Jahrhunderts jedoch durchaus interessant. Die in diesem Zusammenhang bedeutsamsten Gruppen sind die Alben („1. Von Alpmännrigen“), die Erd- und Bergmännlein („2. Von Bergmännrigen - Erd-Leuten“), die Hausgeister („8. Von Haußmännern - Laribus, Penatibus, Geniis, Kobolden“) sowie in Teilen die Waldgeister („21. Von Wald-Mannern“). Wechselbälger bilden eine eigene Gruppe („10. Von Kiel-Kröpffen / Wechselbalgen - außgetauschten Kindern“) und werden nicht etwa zusammen mit Zwergen oder Alben abgehandelt. Bemerkenswert ist weiterhin die Gruppe 22 „Von Zwergen“. Prätorius adressiert hier nämlich keineswegs Zwerggeister, sondern kleingewachsene Menschen. Zu den Zwergen sortiert er sowohl Berichte über Hofzwerge, als auch - mit bemerkenswerter Hellsicht - die homerischen Pygmäen. Von deren physischer Existenz ist er allerdings nicht so recht überzeugt:

„Ein ander hat andere Zwerge oder kleine Menschlein gesehen: Und daher wird aus einer einfachen Warheit / eine zwey / ja dreyfache Lügen“⁷⁶

Wie später Jacob Grimm sinnierte schon Prätorius über die Vielfalt und die offensichtlichen Überlappungen der Geisternamen:

„Witvrovven / das ist / weisse Weiber / nehmlich die weisse Berg-Nymphen: Und Alvinne sey so viel als Lamia, Larva, Empusa, Strix. ein Gespenst / welches im weissen Kittel auff dem Felde herumb schwebet: Ingemein Elva, Angl. Elfe. dergestalt / daß das andere Wort Elve auch von Alba sol entspringen...“⁷⁷

Und auch er tappt, wie nach ihm so viele Sagenforscher des 19. Jahrhunderts, in die Falle lautmalerischer Etymologievermutungen:

...Aber dran zweiffele ich sehr / weil es ein uhralt Teutsches Wort ist / ich wolte vielmehr glauben / daß es herkomme vom Griechischen Alpha

Hinsichtlich der Erd- und Berggeistern hebt Prätorius im Gegensatz zu späteren Beschreibungen der Zwerggeister, etwa durch die Brüder Grimm, einen wichtigen Unterschied hervor:

„Allhier haben wir mit zweyerley Geschlechtern solcher Unterirrdischen zu thun: Das erste betrifft die rechten Berg-Männlein / so denen Metallariis bekant seynd: Die andere Sorte hat in sich die andere Unterirrdischen / so unter der Erde wie rechte Leute wohnen sollen.“⁷⁸

Die Bergmännlein seien zudem nicht mit den koboldartigen Hausgeistern identisch. Prätorius lässt allenfalls eine Ähnlichkeit hinsichtlich der Tätigkeitsbeschreibung gelten und weist auf Unterschiede in der Gestalt hin:

„Man weiß für gewiß / daß die Teuffel / welche man Wichtelin oder Begmännlin nennet / denen Inwohnern des Landes zur Hand gehen / und viel Arbeit verrichten / insonderheit in den Ställen / und in den Bergwercken [...] Sie lassen sich auch bißweilen sehen / und erzeugen sich in angenommener Gestalt der Bergleute.“⁷⁹

Beim Vergleich mit den im Kapitel 3 beschriebenen Zwerggeister-sagen fällt auf, dass im *Anthropodemus Plutonicus* drei der häufigsten Erzählmotive des 19. Jahrhunderts fehlen (siehe „Die prominentesten Narrative“ ab Seite 117): Es finden sich keine Berichte von abziehenden Zwergenvölkern, von ausgelohnten Hauswichteln oder über Zwerggeister mit Enten- oder Gänsefüßen. Zwar kannte Prätorius den Drudenfuß, jedoch nur in Form des apotropäischen Pentagramm-Symbols des Volksaberglaubens, nicht dagegen als Extremität von Geisterwesen. Das „Ausgelohnt“-Motiv ist allerdings schon in der Chronik des Grafen von Zimmern aus dem 16. Jahrhundert beschrieben und muss daher zusammen mit dem „Wechselbalg“-Motiv als vergleichsweise alt eingestuft werden.

ABERGLAUBE UND KRANKHEITSGEISTER

Der weitgehende Verlust des antiken Wissens durch kriegerische Handlungen, absichtliche Vernichtung von Büchern und kirchliche Zensurbemühungen führte im weströmischen Nachfolgestaat mit Beginn des Mittelalters zu einem dramatischen Abfall des durchschnittlichen Bildungsstandes der Bevölkerung. Der öffentliche Zugang zu fast jeder Art von Literatur verschlechterte sich zunehmend, und der allgemeine kulturelle Niedergang setzte sich bis in die Herrschaftszeit der Merowinger fort. Erst im 8. Jahrhundert begann unter Karl dem Großen ein als „karolingische Renaissance“ bezeichneter Kulturaufschwung, der auch eine umfassende allgemeine Bildungsreform beinhaltete. Zahlreiche Bibliotheken wurden eingerichtet und mit der karolingischen Minuskel wurde eine neue Buchschrift eingeführt.

Dennoch waren zu Zeiten von Karl dem Großen viele Priester, insbesondere in ländlichen Regionen, nicht in der Lage, ihre Botschaft gemäß den kirchlichen Vorgaben zu vermitteln. Teils waren ihre Lateinkenntnisse mangelhaft, manchmal fehlt es schlicht an geeignetem Lehrmaterial. Infolgedessen kam es zu mannigfaltigen Auswüchsen eines heinisch-christlich geprägten Aberglaubens. Hinzu kam, dass mit fortschreitender Christianisierung zunehmend Konvertiten die Aufgabe übernahmen, den christlichen Glauben zu vermitteln. Dieser neuen Generation von Priestern waren die alten heidnischen Praktiken noch wohlvertraut, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie Elemente davon in ihre Predigten einbauten. Im Jahr 789 wurden alle Priester durch ein Kapitular Karls des Großen, der „Allgemeinen Ermahnung“ (*admonitio generalis*), explizit darauf hingewiesen, dass es ihnen nicht erlaubt sei, irgendwelche eigenen, neuartigen oder

nicht-kanonischen Gedanken unter das Volk zu bringen (*et non sinatis nova vel canonica aliquos ex suo sensu [...] et praedicare populo*).

Aus der Zeit Karls des Großen stammt auch die *Indiculus superstitionum et paganiarum*. Es handelt sich um eine unbetiteltete Liste, die dreißig heidnische bzw. abergläubische Gebräuche aufzählt. Der Zweck der Liste ist unklar. Es könnte das Inhaltsverzeichnis einer kirchlichen Schrift gegen das Heidentum sein, deren dreißig Kapitel verloren gegangen sind. Vielleicht war es aber auch nur ein Stichwortverzeichnis oder ein Merktzettel⁸⁰ für heidnische Rituale, der als Rechtfertigung für diverse Zwangsmaßnahmen gedient haben könnte. Was auch immer hinter der Liste stehen mag, ihre Existenz impliziert, dass im 8. Jahrhundert zahlreiche „heidnische“ Rituale praktiziert wurden – und zwar vermutlich nicht nur bei den Sachsen, sondern in weiten Teilen der Bevölkerung. Unter den Einträgen finden sich wahrsagerische Prozeduren wie „*De tempestatibus et cornibus et cocleis*“ (Über Stürme, Hörner und Schnecken), „*De hiis quae faciunt super petras*“ (Über das, was sie an bestimmten Steinen tun) oder „*De auguriis vel avium vel equorum vel bovim stercora vel sternutationes*“ (Über das Wahrsagen aus dem Mist von Vögeln, Pferden und Rindern und das Niesen).

Ein weiterer Eintrag lautet: „*De observatione pagana in foco, vel in inchoatione rei alicujus*“ (Über heidnische Wahrnehmung aus der Pfanne, oder dem Beginn von etwas). Es wurde gemutmaßt, dass hier auf selbstgebackene (aus Teig?) Götterfiguren Bezug genommen worden wäre, die eine Schutzfunktion im häuslichen Umfeld gehabt haben können.⁸¹ Gebackene Götterfiguren kennt man allerdings eher im Zusammenhang mit Korndämonen, etwa die Bobaspuppe aus Ostpreußen und die Stadelhenne aus der Steiermark.⁸² Genauso plausibel ist aber die Interpretation eines Orakels aus dem Ofenfeuer, oder auch die eines Herdopfers.⁸³ Heidni-

sche Praktiken wurden unter der christianisierten Bevölkerung noch über lange Zeit tradiert. Thietmar, der Bischof von Merseburg, berichtet in seiner Chronik der sächsische Geschichte anekdotenhaft von einem seltsamen Vorfall mit einem Poltergeist, das sich in der zweiten Dezemberwoche 1017 zugetragen haben soll.⁸⁴ In einer nahegelegenen Siedlung namens Silivellun⁸⁵ („*in oppido Silivellun*“) wurde eine Frau in Abwesenheit ihres Ehemannes von nächtlichem Getöse erschreckt. Die zu Hilfe eilenden Nachbarn wurden durch „wiederholtes Werfen“ (von Gegenständen?) zunächst zurückgetrieben („*crebra jactacione repelluntur*“) und konnten dann nach gewaltsamem Eindringen ins Haus keine Ursache ausmachen. Der Tags darauf herbeigerufene Priester vertrieb das mutmaßliche Gespenst dann mit Reliquien und Weihwasser. Thietmar resümiert, dass ihn Vorfälle dieser Art gar nicht wundern, denn die Dorfbevölkerung jener Gegend würde sich um christliche Seelsorger wenig kümmern, sondern weiterhin die alten Hausgötter anbeten, ihnen opfern und fest auf ihre Hilfe hoffen („*domesticos colunt deos, multumqueh sibi prodesse eosdem sperantes, hiis inmolant*“).

BÖSE KLEINE MÄNNLEIN

In den Religionswissenschaften wird der Glauben an die Existenz bzw. Wirkung von mensch- oder tierähnlichen Geistwesen als Animismus bezeichnet. Im animistischen Weltbild des Mittelalters wurden Dämonen als Personifizierung böser Schicksalskräfte für erlittenes Unglück persönlich verantwortlich gemacht. Dabei spielten Krankheiten von Mensch und Vieh eine prominente Rolle. „Über das ist kein Zweifel, dass Pestilenz und Fiber und ander schwerer Krankheyten nichts anderes sei, denn der Teufel Werke“ – so die Meinung des Reformators Martin Luther.

Als sich Mitte des 14. Jahrhunderts in Europa die Pest ausbreitete, ging beispielsweise die Sage vom Pestmännle um. Es wurde entweder selbst als Krankheitserreger betrachtet; in anderen Erzählungen verfolgte es die Menschen und steckte sie (oft vermittelt eines liegengelassenen Hutes) mit der Krankheit an. Oder aber, so erzählen wieder andere Sagen, die Pest war einst von einem Zauberer in ein Loch gebannt worden. Das Pestmännle hätte aus lauter Boshaftigkeit den Verschluss entfernt und so die Krankheit in die Welt gebracht. Noch heute wird das Pestmännle bei der traditionellen Hechinger Fastnacht jedes Jahr von den schwarzen Butzen gefangen und vom roten Butzen mit dem Schwert enthauptet.

Aus Masuren berichtete Max Toeppen von kleinen Dämonen, die den Menschen quälten.⁸⁶ Mancherorts bezeichnete man sie gleich den Erdgeistern als *Krazno Ludki* (siehe den Abschnitt Polen-Litauen und das östliche Grenzgebiet ab Seite 108), anderswo hießen sie *Białe Ludzie* (weiße Leutchen) oder *Zimne Ludki* bzw. *Zimne Ludze* (kalte Leutchen).⁸⁷ Diese Wesen sollen in den Eingeweiden der Erkrankten herumgekrochen sein und wie Würmern mit dicken Köpfen ausgesehen haben. Man konnte sie mit Asche und der folgenden Beschwörungsformel (einer sog. „Versegnung“) austreiben:

*„Weiße Leute, kalte Leute, kleine Leute, weicht von diesem getauften Daniel, plaget, quälet und verderbet ihn nicht an seinem Herzen, seinen Gliedern und Knochen durch die Kraft des Sohnes Gottes, Mutter Gottes und alle seine heilige Engel, dass ihr ihn nicht plaget, quälet und verderben möget; daherweicht lieber und gehet in die grünen Wälder und trockenen Wüsten, auf daß ihr nicht plagen, quälen und verderben möget diesen getauften Daniel durch die Kraft Gottes und Beistand des heiligen Geistes. Und so wie dieser heller Tag und erfreulicher Tag ist, laß er auch so erfreulich und säuberlich sein, durch die Kraft Gottes und Beistand des heiligen Geistes.“*⁸⁸

In Sachsen wurde ein Wesen namens Gütel, Jütel oder Jüdel im Volk für verschiedene Rinderkrankheiten verantwortlich gemacht.⁸⁹ Auch Kinder soll er geplagt haben. Offenbar wurden in diesem Fall Merkmale von Aufhockern oder Druckgeistern auf einen zwergartigen Hausgeist übertragen. Christian Lehmann, zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs Pfarrer in der Stadt Scheibenberg, verfasste neben zahlreichen anderen Schriften ein Manuskript über viele besondere, seltsame und bewahrenswerte Vorfälle aller Art im Erzgebirge. Nach seinem Tod 1688 setzten seine Söhne die Sammlung fort, eine erste gedruckte Version erschien 1699. Der Text gibt unter anderem Einblick in den Aberglauben seiner Zeitgenossen, wie etwa die Schilderung einer Reihe von mysteriösen Erkrankungen im Zusammenhang mit dem sogenannten „Fallen“. Hörte man im Haus einen dumpfen Knall, so schrieb man dies im Volksglauben einem (unsichtbaren) gefallenem Leichenbrett zu, woraufhin jemand bald darauf sterben müsste. Für das Fallen machten die Leute böse Poltergeister wie die Klagmutter oder Fetthenne, manchmal aber auch einen Kobold namens Gütgen verantwortlich. Davor schützen sollte angeblich das Opfern einer Henne oder einer Ziege. Eine alte Magd⁹⁰ kannte sogar einen gegen diesen Kobold gerichteten Zauberspruch, den sie bei entsprechenden Vorkommnissen selbst noch aufsagte:

*„Gütgen, ich gebe dir mein Hütgen,
wilstu den Mann, ich gebe dir den Hahn;
wilstu die Frau, nimm hin die Sau;
wilstu mich, nimm die Zieg;
wilstu unsere Kinder lassen leben,
so will ich dir alle Hühner geben.“⁹¹*

Nach einem angeblichen mehrwöchigen Geisterspuks im Haus von Enoch Zobel, Erzdiakons im unweit von Scheibenberg gelegenen Annaberg, erhielt dieser im Jahr 1691 aus den Reihen der Bevölkerung zahlreiche Vorschläge zur Geistaustreibung.⁹² Neben

dem Ausschneiden der Türschwelle und zahlreichen naiven Gebetsprüchen wurde ihm auch vorgeschlagen, dem Gütgen ein rotes Röcklein und ein paar Schuhe anfertigen zu lassen, dass müsse es von dannen ziehen. Der Vorschlag bezieht sich natürlich auf das sogenannte „Ausgelohnt“-Motiv in zahlreichen Hauswichtelsagen (siehe Seite 117). Erstaunlich ist hierbei jedoch die praktische Anwendung durch Umdeutung in einen gegen den Geist gekehrten Bannspruch.

Die von Lehmann beschriebenen Todesfälle mit mysteriösen Begleiterscheinungen fanden ihre Fortsetzung in einer seltsamen Seuche, die in der Erzgebirgsstadt Annaberg 1712 und 1720 umging und als „Annaberger Krankheit“ sogar international Beachtung fand. Rund dreißig Personen unterschiedlichen Alters, Geschlechts und sozialen Stands wurden von Fieberkrämpfen mit epileptischen Anfällen und Geistererscheinungen befallen; viele von ihnen starben. Eins der Symptome war Wechselfieber, das als „Fieber-Frost“ auch schon von Lehmann bei einem Fall explizit als Begleiterscheinung genannt wurde. Im Jahr 1713 erschien dem Bändermacherlehrling Christoph Friedrich Palmer nach eigenen Angaben ein kleines graues Bergmännlein, das ihm eine Krankheit an den Leib wünschte. Er erkrankte an Fieberschüben, und nachdem ihm das Männlein ein Paket mit Eier- und Zwiebelschalen, Zwecken und Kohlen überreicht hatte, wurde die Krankheit schlimmer. Er wurde von Geisterscheinungen geplagt und litt unter sogenannten Bockstürzen, offenbar eine Art epileptischer Purzelbaumanfälle. Diese zählen zu den eigentümlichen Charakteristika der Annaberger Krankheit.

DRUCKGEISTER UND ELBENPFEILE

Im Kontext des christlichen Aberglaubens waren mit einem Alb (Plural eigentlich Albe, gebräuchlicher Alben) spätestens im ausgehenden Mittelalter krankmachende Dämonen gemeint.⁹³ Als weitgehend synonym verwendete Bezeichnungen findet man auch (in alphabetischer Reihenfolge und ohne Anspruch auf Vollständigkeit) Alpen, Bilwisse, Druden bzw. Drutten, Elben, Elfen, Mare bzw. Mahre oder Marten. Deren vorgeblich dunkler Charakter wurde manchmal durch Voranstellen der Nacht als Wortteil noch stärker betont: Nachtalben/-alpen und Nachtmahre. Meist wurden sie als Druckgeister oder Aufhocker beschrieben. Die Vorstellung von Druckgeistern wie Inkubus (männlich, oben liegend) und Sukkubus (weiblich, unten liegend), die den Menschen im Schlaf peinigten, lässt sich bis in die mesopotamische Mythologie zurückverfolgen. Allerdings wurde die Bezeichnung Inkubus in kirchlichen Schriften auch ganz allgemein im Sinne von Dämon oder Geisterwesen benutzt. Erinnerung sei hier an den Zwergenkönig, der vom Bielefelder Kirchenvorsteher Gobelinus Person als *incubus* bezeichnet wurde (siehe „König Goldemar“, Seite 64). Aufhocker plagten die Menschen dagegen in der freien Natur. Der Hildesheimer Huckup etwa lebte im Wald und sprang Wanderern zur Mittagszeit auf den Rücken.⁹⁴

Im Glauben an den Animismus erschienen christlich-magische Rituale ein probates Mittel zur Abwehr oder Heilung. Der sogenannte Münchner Nachtsegen, eine Beschwörungsformel aus dem 14. Jahrhundert, ist Teil einer vermutlich im 15. Jahrhundert zusammengebundenen Handschriftensammlung und befindet sich auf der Vorderseite des letzten Blattes. Die Handschrift ist ungenau ausgeführt, beinhaltet zahlreiche Korrekturen sowie eine ungenaue Orthographie.⁹⁵ Der Text ist jedoch inso-

fern interessant, als er eine Vielzahl von Dämonennamen auf-
führt. Hier einige Auszüge:⁹⁶

[Sinnzusammenhang: ...ich bekreuzige mich...]

11

vor den pile wizze

vor den mon ezzen,

vor den wegescriten,

vor den zcunriten, [...]

vor den Bilwissen

vor dem Mann-Essern [= Menschenfressern]

vor den Wegschritten [= Weg-Schraten]

vor den Zaunreitern [= Hexer oder Hexen]⁹⁷

23

alb vnde elbelin

ir sult nich lenger bliben hin

albes svestir vn vator

ir sult uz varen obir de gatir

albes mutir trute vn mar

ir sult uz zu de virste varē [...]

Alb und Elblein

ihr sollt hier nicht länger bleiben

des Alben Schwester und Vater

ihr sollt ausfahren über das Gatter

des Alben Mutter: Trud und Mar

ihr sollt über den (Dach-)First ausfahren

33

alb mit diner crummen nasen,

ich vorbithe dir aneblasen.

ich vorbite dir alb ruche

cruchen vn anehucchen.

albes kind' ir withelin

lazet vwer tastin noch mir sin

Alb mit deiner krummen Nase

ich verbiete dir, [mich] anzublasen

ich verbiete dir rauhem [haarigem] Alben

mich zu] bekriechen und aufhocken

des Alben Kinder, ihr Wichtlein

lasst euer Tasten nach mir sein

Abgesehen davon sollte man aus dem Nachtsegen über die Natur der genannten Wesen keine weitergehenden Schlüsse ableiten. Ein gelungener Reim scheint dem Autor wichtiger gewesen zu sein als eine inhaltlich „richtige“ Beschreibung. Immerhin deutet die mehr oder weniger assoziativ-freie Auflistung verschiedener Dämonennamen an, dass es im Volksglauben ein großes Repertoire an Wesensbezeichnungen gab. Doch hielten Alben und Wichtel auch Einzug in einige „offizielle“ Schriften der Kirche. Diese hatte nämlich aus ganz praktischen Gründen großes Interesse an allen möglichen Informationen über „heidnische Dämonen“. Einschlägiges Wissen wurde bei der Abfassung von Sündenverzeich-

nissen zur Erforschung des Gewissens in Vorbereitung auf die Beichte, sogenannten Beichtspiegeln, dringend benötigt. In solchen Texten wurde meist mittels eines Fragenkatalogs versucht, peinlich genau zu ermitteln, welcher verbotenen Praktiken sich der Beichtwillige möglicherweise schuldig gemacht hatte. In einem Breslauer Beichtspiegel aus dem 14. Jahrhundert heißt es:

„[...] hostu icht gelewbit an der fogelin gesang ader an dy guttin huldin ader an dy trewme ader an wechtelin ader an dy maren ader an dy alben ader an dy weysin frawen [...] Hostu icht gelewbit an slange ader an dunre ader an bewme adir an styne vnd an fewir vnd an den trachin, der des nachtis flewt [...] hostu keynen vngelewbin gehat, das dir deyne kinder vorwechselt sint.“⁹⁸

Hast du schon einmal an [Orakel aus] dem Gesang der Vögel geglaubt oder an die Guten Holden oder an [Wahrsagen aus] Träumen oder an Wichtel oder an die Mahre oder an die Alben oder an an die weisen Frauen [...] Hast du schon einmal geglaubt an [Orakel aus] Schlangen, dem Donner, Bäumen, Steinen und Feuer und an den Drachen, der des Nächtens fliegt [...] Hast du keinen Unglauben gehabt das dir deine Kinder [mit Wechselbälgern] ausgetauscht wurden

Auf die Guten Holden („*guttin huldin*“) werden wir im Kapitel 9 über Frau Holle noch näher eingehen (siehe den Abschnitt „Die Holde Dame“ ab Seite 463). Die Vorstellung der Alben als böswertige Wesen ist sicher zum Teil auf deren systematische Dämonisierung in Segenssprüchen, Bußbüchern und ähnlichen Texten zurückzuführen. Ob Alben andererseits ursprünglich (d.h. vor der Christianisierung) auch positiv belegte Geister gewesen sein können, ist wohl nicht endgültig zu klären. Der Mittelalterforscher Rudolf Simek vertritt eine solche Position unter anderem basierend auf der Vermutung, durch das lateinische „*albus*“ (weiß, hell) könnte eine „helle Gestalt“ der Wesen angenommen werden.⁹⁹

In der aufkommen deutschsprachigen Lyrik und Romanliteratur wurden die Alben als durchweg böseartig gesehen. Von einem gewissen „Ruediger“, (wahrscheinlich Rüdiger von Müner) stammt das vermutlich um 1300 verfassten Gedicht „Irregang und Girregar“, mit dem Untertitel: „*Diz maere heizet Ruediger, unt sprichet von zwein gesellen.*“ Die Handschrift wurde im zweiten Weltkrieg in Königsberg zerstört. Es existiert aber eine Abschrift von Friedrich Heinrich v. d. Hagen in dem von ihm herausgegebenen Buch „Gesamtabenteuer“¹⁰⁰:

645

*„dich hât geriten der mar,
ein elbischez âs,
dû solt daz ubele getwâs
mit dem kriuze vertriben.“*

Im Verlauf der Handlung wird noch ein weiteres Wesen erwähnt, nämlich der Bilwis ...

1001

*„Versumet hat sin muoter:
er solde sin ein guoter
Und ein pilewiz geheizen;
dâvon ist, dag in reizen
Die übelen ungehiuren.“*

...und etwas später kommt ein weiterer Verweis auf elbische Ungeheuer:

1205

*„Hin zuo dem viure:
»ein elbische ungehiure,«
Sprach si »dû sis verwâzn!
dû mohtest mich wol lâzen“*

Wolfram von Eschenbach, einer der prominentesten Autoren mittelhochdeutscher Literatur, verfasste im frühen 13. Jahrhundert

eine Versdichtung namens Willehalm. Dort findet sich ebenfalls eine Erwähnung des Bilwis:

Lib. XII, 324-1
*„jâ sint der Sarrazîne geschôz
 gelüppet sam diu nâtern biz
 si wolten daz kein pilwiz
 si dâ schüzze durh diu knie.“*¹⁰¹

sind denn der Sarazenen Geschosse
 vergiftet wie der Nattern Biss
 sie wollten dass kein Bilwis
 sie dort schösse durch die Knie

Die „Geschosse“ des Bilwis, auf die Wolfram von Eschenbach, anspielt, sind im Volksglauben meist unter dem Namen „Abschosse“ bekannt. Abschoss ist auch eine alte Bezeichnung für die Donnerkeile, also jene Überreste fossiler Kopffüßern, die man gelegentlich am Strand finden kann. Den Geschossen wurde eine krankmachende oder verhexende Wirkung zugeschrieben. Bestimmte Krankheitssymptome, z.B. Lähmungserscheinungen, wurden früher als Elbenschuss oder Albenpfeil bezeichnet. Auch der „Hexenschuss“ ist als leichtere Variante hier einzuordnen.

Solche Schüsse wurde auch den Elben auf den britischen Inseln zugeschrieben. In einer altenglischen Sammlung von Heilmethoden aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, dem *Lacnunga* (altenglisch „Heilmittel“), wird ein Heilzauber dagegen aufgeführt:

*„gif hit wære esa gescot
 oððe hit wære ylfa gescot
 oððe hit wære hægtessan gescot
 nu ic wille ðin helpan.“*¹⁰²

Ob es ein Schuss der Asen gewesen ist
 oder ein Schuss der Elben gewesen ist

oder es ein Schuss der Hexen gewesen ist
nun werde ich dir helfen.

Nach Meinung des britischen Mittelalterforschers Alaric Hall entstand das Bild von Krankheiten, die angeblich über Schüsse oder Pfeile ausgelöst wurden, allerdings lediglich durch Missverständnisse und Vorurteile. Er spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer „Elbenpfeil-Verschwörung“. Hall hat für seine Studien zahlreiche Texte der angelsächsischen Folklore sowie alte Zaubersprüche und Wörterbücher ausgewertet. Er kommt zu dem Schluss, dass das altenglische *gescot* nur in der modernen Wahrnehmung an den Begriff „Geschoss“ erinnert und damit automatisch an ein Projektil denken lässt. Der alte schottische Begriff *shot* hat die Bedeutung eines plötzlich auftretenden, in diesem Sinne „angeschossen“ kommenden Schmerzes. Für diesen Vorgang wurde ein Dämon verantwortlich gemacht; der Schmerz wurde also personifiziert. Daher muss der „Schuss“ in einem metaphorischen Sinne aufgefasst werden. Ursprünglich wäre Hall zufolge keineswegs damit gemeint gewesen, dass der Dämon einen physischen Pfeil oder ein anderes Projektil abgeschossen hatte.¹⁰³

Elben als krankmachende Dämonen waren im Volksglauben noch sehr lange präsent. Thomas Crofton Croker erwähnt in seinen *Fairy Legends* den Fall eines Kindesmords in Irland im Jahr 1826.¹⁰⁴ Ein Kind wurde von Mutter und Großmutter ertränkt, weil es weder laufen noch sprechen konnte und daher wohl von Naturgeistern geschlagen („*fairystruck*“) worden sei.

FRÜHE ZWERGENMAGIE

Aus dem nordischen Kulturkreis kennen wir die Runenmagie als einen Teil der dortigen magischen Praktiken. Runen wirken nicht

nur durch den von ihnen wiedergegebenen Inhalt magisch, sondern wurden selbst als magische Elemente angesehen. Darüber hinaus konnten auch verborgene Bedeutungen (Geheimrunen, Zahlenmagie) enthalten sein. Am 24. Juli 1973 wurde bei Ausgrabungen in Ribe ein Schädelfragment mit einer Runeninschrift gefunden. Ribe ist die älteste Stadt Dänemarks und lässt sich als bedeutender Handelsplatz bis ins 8. Jahrhundert zurückverfolgen. Aus dieser Zeit (datiert um das Jahr 720) stammt auch das etwas 8,5 * 6 cm große Schädelfragment. Die Runeninschrift wurde dem ab etwa 700 auftretenden sog. jüngeren FUTHARK zugeordnet¹⁰⁵ und ist teils etwas undeutlich. Die Inschrift wird gegen Ende von einem 5 mm großen Loch unterbrochen, das vermutlich von der Rückseite aus (vor der Ritzung der Runen?) eingebohrt wurde. Es gab im Laufe der Zeit zahlreiche Interpretationen (sowohl für die Übertragung als auch für die Übersetzung); inzwischen scheint sich aber die Auffassung verfestigt zu haben, es handle sich um einen Zauberspruch zur Heilung. Am Anfang wird unzweifelhaft der Gott Odin erwähnt. Besonders interessant sind aber die Zeichen direkt vor und nach dem Loch:

U-K-T-U-I-R-K-U-N-I-N-[Loch]-B-U-U-R

In den meisten Deutungsversuchen wird das führende „UK“ als „auk“ (= und) abgetrennt. Das folgende TUIRKUNIN hat keine bekannte Entsprechung, es könnte ein (unbekannter) Eigenname (einer Krankheit?) sein. Andererseits kann man es auch als Sequenz zweier Worte deuten, wobei TUIRK meist als alternative Form von DVERG (=Zwerg) gelesen wird. Der Kontext ist unklar, es könnte ein Zwergenkönig (TUIRK-KUNING), eine Zwergenfrau (TUIRK-UNI), ein Zwerg mit einem Schwert (TUIRK UNNIU; un-

niu ist aus der Skaldendichtung als Umschreibung für Schwert bekannt) oder ein besiegter Zwerg (TUIRK-UNIN) gemeint sein. Alternativ kommt ein Zwerg mit dem Namen UNIN in Frage. Auch das letzte Wort BUUR wurde als Zwergename in Betracht gezogen (belegte Zwergennamen der nordischen Mythologie sind beispielsweise *huri* und *burinn*). Die gesamte Inschrift könnte in etwa folgendermaßen übersetzt werden:¹⁰⁶

[Gelobt seien] *Ulfr und Odin und Hoch-Tiur. Der, welcher bohrte, schaffte Abhilfe gegen den Schmerz und besiegte den Zwerg. [Und das war] Bóurr*

Folgt man der Interpretation als Heilzauber inklusive dem Zwerg, so ist diese Runeninschrift nicht nur die älteste Erwähnung eines Zwergs im altnordischen Kulturraum, sondern auch ein Hinweis darauf, dass Zwerge vielleicht ursprünglich böse (Krankheits-) Dämonen waren. Wie wir gleich noch sehen werden, kennt man einige weitere altdeutsche und altenglische Beschwörungsformeln, die gegen einen - als Zwerg bezeichneten - Krankheitsdämon gerichtet sind. Text und Aufbau dieser Beschwörungsformeln sind unverkennbar christlich geprägt, und sie enden teils sogar mit einer segnenden Schlussformel. Sind Zwerge also möglicherweise erst im Zuge der Diabolisierungsstrategie der christlichen Kirche als böse Geister wahrgenommen worden? Dagegen spricht, dass die Christianisierung in Dänemark erst im 10. Jahrhundert einsetzte, also erst 200 Jahre nach Anfertigung der Schädelrunen. Zumindest der erwähnte „TUIRK“ könnte als Beleg für einen christlich unbeeinflussten bösen Zwerg-Dämon genommen werden.

ALTENGLISCHE BESCHWÖRUNGSFORMELN

Die Erwähnung von Zwergen in mittelalterlichen Beschwörungsformeln scheint die oben genannte These zu unterstützen. In der altenglischen Literatur findet man insgesamt vier magische Sprüche, die einen Zwergenbezug aufweisen. Davon sind drei in der bereits erwähnten altenglischen Sammlung von Heilmethoden namens *Lacnunga* aufgeführt.¹⁰⁷ Zu Illustration soll hier etwas näher auf den mysteriösen Zauberspruch *Wið Dweorh* („Against a Dwarf“; „Gegen einen Zwerg“)¹⁰⁸ eingegangen werden. Nachfolgend ist dieser im altenglischen Original, in modernem Englisch und in Deutsch wiedergegeben¹⁰⁹. Der Text beginnt mit einer Einleitung zu den praktischen Ausführungen:

Wið dweorh man sceal niman VII lytle oflætān swylce man mid ofrað, and wri[t]an þas naman on ælcra oflætān: Maximian(us), Malchus, Iohannes, Martimianus, Dionisius, Constantinus, Serafion. Þænne eft þ(æt) galdor, þ(æt) heræfter cweð man sceal singan, ærest on þ(æt) wynstre eare, þænne on þæt swiðre eare, þænne [b]ufan þæs mannes moldan. and ga þænne an mædenman to and ho hit on his sweoran, and do man swa þry dagas; him bið sona sel.

Against a dwarf, one must take seven little wafers such as one might offer, and write these names on each wafer: Maximianus, Malchus, Iohannes, Martimianus, Dionisius, Constantinus, Serafion. Then the galdor that is hereafter spoken of one must sing, first in the left ear, then in the right ear, then above the person's head. And then let a virgin go to him and hang it on his neck, and do this for three days; he will soon be well.

Um gegen einen Zwerg vorzugehen, nimm sieben kleine Oblaten, wie man sie beim Opfer benutzt, und schreibe darauf die Namen: Maximianus, Malchus, Iohannes, Martimianus, Dionysius, Constantinus, Serafion¹¹⁰. Danach trage den nachfolgenden Zauberspruch als Gesang vor; erst in das linke Ohr, dann in das rechte Ohr, dann über den Kopf der Person. Dann führe eine

Jungfrau zu ihm. Hänge es [?¹¹¹] um seinen Hals. Tue dies an drei Tagen, dann wird es ihm bald besser gehen.

Danach folgt der eigentliche Zauberspruch, in dem kein Zwerg mehr genannt wird. Stattdessen tritt ein Wesen namens „*inspidenwiht*“ mit einer Frau (seiner Schwester?) auf:

Hēr cōm ingangan inspidenwiht. Hæfde hi(m) his haman on handa, cwæð þ(æt) þū his hæncgest wære, Leg[d]e þē his tēage an swēoran. Ongunnan hi(m) of þæm lande līþan. Sōna swā hy of þæm lande cōman þā ongunnan hi(m) ðā liþu cōlian. Þa cō(m) ingangan dēores sweostar. Þa g(e)ændade hēo, et āðas swōr ðæt nǣfre þis ðæ(m) ādlegan derian ne mōste, ne þæm þe þis galdor begytan mihte, oððe þe þis galdor ongalan cūþe. Am(en). Fiað.

Here came walking in an *inspidenwiht*. With his coat in his hand, saying you were his horse; He laid his fetters on your neck. He started sailing from the land; As soon as he came away from land, his limbs started cooling. Then the beast's sister came walking in. Then she ended it and swore oaths that this must never hurt the sick, nor he who could obtain this charm, nor he who could chant this charm. Amen. Let it be so.

Hier kommt ein „*inspidenwiht*“ herein[-gegangen]. Er hält seinen Mantel in der Hand und sagt, du wärst sein [Reit-]Pferd. Er legt Fesseln um deinen Hals. Er segelt ab von seinem Land. Sobald er sein Land verlässt, werden seine Glieder kalt. Da kommt die Schwester des [Un-]Tiers herein[-gegangen]. Sie beendet es und schwört [folgende?] Eide. Dass es den Kranken nicht verletzen möge, noch jenen der diesen Zauberspruch erhält, noch jenen der diesen Zauberspruch aufsagt. Amen. So sei es.

Es ist an dieser Stelle nicht zielführend, auf die vielen offenen Fragen einzugehen, die in der Fachwelt bei der Interpretation dieses Zauberspruchs noch immer bestehen. Unbestritten ist, dass es sich um einen alten heidnischen Zauberspruch handelt, der mit christlichen Elementen (relativ durchsichtig) umkleidet wurde:

Oblaten, Heiligennamen, und die Abschlussformel. Das eingehende *Wið* (wörtlich: „mit“) wird üblicherweise als „*against*“ (= gegen) übersetzt, also im Sinne von „mit/bei/gegen Kopfschmerzen tue dieses und jenes“. Obwohl einzelne Autoren *Dweorh* als (heute nicht mehr interpretierbaren) Eigennamen für eine Krankheit (z. B. Fieber) lesen möchten¹¹², geht die Mehrzahl der Wissenschaftler inzwischen davon aus, dass sich die Zauberformel tatsächlich an einen Zwerg (altenglisch *Dweorh*) richtet. Dieser wird offenbar als Auslöser einer Krankheit gesehen. Die Symptome deuten auf Schüttelfrost (kalte Glieder und der Pferderitt, den man sonst eher in Verbindung mit Mahr und Nachtalp kennt) und Atemnot (Fesseln am Hals). Besonders interessant ist aber das Wort „*inspidenwiht*“, dem nachfolgend ein kleiner Exkurs gewidmet sein soll.

DER MYSTERIÖSE SPINNENWICHT

Die Bezeichnung „*inspidenwiht*“ wird zumeist als Zusammenziehung von den altenglischen Wörtern für *spider* (engl. „Spinne“) und *wight* (engl. „Wicht“) angesehen und könnte demzufolge als Spinnenwicht übersetzt werden. „Wicht“ hat eine germanische Wurzel und bedeutete ursprünglich einfach nur „Wesen“ oder „Ding“ (siehe Seite 88 im Abschnitt „Mitteldeutsche Wichtel“). Im Altdeutschen wie im Alt- und Mittelenglischen ist die Verwendung von *wiht* oder *wight* gut belegt. In einem Manuskript, das wohl um das Jahr 1000 in St. Gallen geschrieben wurde, findet sich ein dreizeiliger Zauberspruch (der sogenannte Zürcher Haussegen) gegen einen Dämon:¹¹³

AD SIGNANDUM DOMUM CONTRA DIABOLUM:
Wola, wiht, taz tu weist, taz tu wiht heizist,
Taz tu neweist noch nechanst cheden chnospinci.

HAUSSEGEN [wörtl. „das Kreuz-Zeichen“] GEGEN DEN TEUFEL:
 Wohlan, Wicht, dass du weißt, dass du Wicht heißt,
 dass du nicht weißt noch kannst [Zauber?] sprechen,
 Knösperich¹¹⁴

Und in *The Milleres Tale* (Die Sage vom Müller), einer mittellenglischen Versdichtung aus dem 14. Jahrhundert, schrieb der englische Dichter Geoffrey Chaucer folgende Zeilen:¹¹⁵

3479
I crouche thee from elves and fro wightes [...]
 Ich segne dich gegen Elben und Wichte [...]

3483
Jhesu Crist and Seinte Benedight,
Blesse this hous from every wikked wight

Jesus Christus und der heilige Benedikt
 mögen dieses Haus vor jedem bösen Wicht bewahren

Beide Zaubersprüche zeigen wieder die seltsame Kombination von christlichen und heidnischen Elementen. Der Zürcher Haussegen legt nahe, dass Wicht als generische allgemeine Bezeichnung benutzt wurde, während in der Sage vom Müller die Wichte von den Elben getrennt zu sein scheinen. Wie dem auch sei, so können beide Texte doch als Unterstützung für These des Spinnenwichts als Krankheitsdämon gezählt werden.

Doch auf welche Weise könnte hier eine Spinne ins Spiel kommen? Die Verbindung zum Wicht erscheint zunächst unklar, und so wurde die Übersetzung von „spiden“ als *spider* verschiedentlich auch in Zweifel gezogen. Dies schien umso berechtigter, als der gebräuchliche altenglische Name für Spinne *attercop* war¹¹⁶. Die moderne englische Bezeichnung *cobweb* für das Spinnennetz erinnert noch an diesen Ursprung. Der Name *attercop* (auch *attor-coppa*) ist aus den Wortteilen *attor* („Gift“) und **coppa*,

**cop* zusammengesetzt, wobei letzterer vermutlich dem proto-germanischen **kuppaz*, (runder Behälter, Schüssel) entstanden ist und „Kopf“ bedeutet. Damit kann *attercop* als „Gift-Kopf“ übersetzt werden, wobei die ursprüngliche Bedeutung auch „Giftbecher“, „Giftkugel“ o.ä. gewesen sein könnte. Glücklicherweise ist es nicht vonnöten, hier weiter ins Detail zu gehen. In einigen mittelenglischen Texten wird die Spinne nämlich durchaus auch als *spither* bzw. *spithre* bezeichnet¹¹⁷. Man kann also davon ausgehen, dass sowohl *spiden* als auch *wiht* einen altenglischen und damit germanischen Wortursprung haben. Also wird wohl mit *spiden-wiht* irgendein dämonisches Spinnenwesen gemeint gewesen sein. Oder gibt es vielleicht noch eine andere Deutung?

Schon Jacob Grimm wies in seiner „Deutschen Mythologie“ auf den bemerkenswerten Umstand hin, dass in älteren schwedischen Texten sowohl Zwerge als auch Spinnen „Dwerg“ genannt werden.¹¹⁸ Ein entsprechender Eintrag findet sich beispielsweise in einem schwedisch-deutschen Dialektwörterbuch¹¹⁹ von 1742. Ein anderes Beispiel findet sich in einem „Articuls-Brief“ (Erklärung von Bestimmungen unter Kriegsrecht) von 1642, der im Rahmen einer Darlegung zur Rechtfertigung ein bekanntes lateinisches Zitat wiedergibt. In der schwedischen Übersetzung wird ein Spinnennetz als „*Dwärg-Näät*“ bzw. als „*Dwärgnät*“ bezeichnet. Das Zitat bezieht sich auf einen angeblichen Ausspruch des Märtyrers Felix von Nola (3. Jahrhundert), über dessen Vita der Bischof Paulinus von Nola im 4. Jahrhundert berichtete.¹²⁰ Der Heilige Felix soll sich einst auf der Flucht in einer Höhle hinter einem großen Gespinnst verborgen haben und so seinen Verfolgern entkommen sein. Daraufhin habe er gesagt:

*Sic ubi Christus adest nobis, et aranea muro est
at cui Christus abest, et murus aranea fiet*

När Jesus medh oß i Fält stååar / Dwärg-Näät wore wäl Ringhmwr
wår / Men om Jesus från eß wüker / Kopar Mwr är Dwärgnät
lüler

Wenn also Christus bei uns ist wird das Spinnenetz zur Mauer
doch wenn Christus abwesend ist, wird die Mauer zum
Spinnenetz

Der britische Naturforscher und Taxonom Ernest Adams griff 1859 die Bedeutungsüberschneidung in seiner Abhandlung über Spinnenamen auf und fügt hinzu, dass dieselbe Koinzidenz auch im Walisischen existiert.¹²¹ Hier bezeichnet das Wort *corr* sowohl Zwerg als auch Spinne. Gleiches gilt für den bretonischen Begriff *korr*¹²² (siehe dazu „Bretonische Korrigans“ ab Seite 226). Leider konnte auch er nicht ermitteln, was der Grund für diese erstaunliche Koinzidenz in der keltischen und in der germanischen Sprachfamilie sein könnte. Für den keltischen Ast könnte lediglich angeführt werden, dass das Wort *corr* eine alte Beziehung zur Magie zu haben scheint. Im Irischen gibt es bestimmte Zauberer namens *Corrquinigh*.¹²³ Ein altes irisches Sonnenritual heißt *Cor Deiseal*.¹²⁴ Und Lugh, ein Gott der irisch-keltischen Mythologie, verwendete der Sage nach in der zweiten Schlacht von Moytura einen Zauber namens *Corrghuineacht*, um seine Feinde zu verfluchen. Dabei handelt es sich um den sogenannten Kranichzauber, bei dem der Magier eine bestimmte rituelle Position einnimmt. Er muss auf einem Bein stehen, einen Arm ausstrecken, und ein Auge geschlossen halten (*Glám Dícenn*). Dies könnte auch der Grund dafür sein, dass der Kranich in Irland seltsamerweise *corr* heißt.¹²⁵ Diese Benennung hat in der Literatur verschiedentlich für etwas Kopfzerbrechen gesorgt, weil fälschlicherweise eine Verbindung zwischen Zwergen und Kranichen vermutet wurde.¹²⁶

Aus dem bisher Gesagten folgt nicht zwangsläufig, dass man den *inspidenwiht* aus dem *Wið Dweorh* Spruch mit „Zwergen-Wicht“

übersetzen könnte oder sollte. Aber die dargelegten Indizien geben Anlass zu der Vermutung, dass Spinnen und Zwerge möglicherweise nicht nur auf sprachlicher Ebene, sondern auch vom Bedeutungsgehalt her verwandt sind und möglicherweise sogar auf einen bestimmten (Krankheits-)Dämon zurückgehen. Im Mittelalter wurden Spinnen, wie auch Läuse, Schnecken und anderes kleinen Getier, das im Gras, in der Erde und auf dem Boden herum-„kroch“, zu den Würmern gezählt¹²⁷. Bei Konrad von Megenberg, der zwischen 1348 bis 1350 das erste populärwissenschaftliche Naturkundebuch in deutscher Sprache verfasste, ist zu lesen:

*„Aranea haizt ain spinn. Der wurm hat die ârt, daz er auz seim gedirm fâdem spinnet und netzelt webt, dâ mit er die muken vaeht.“*¹²⁸

Solchen „Würmern“ wurden verschiedene Krankheiten zugeschrieben, sie galten im Allgemeinen als giftig und wurden mit dem Tod assoziiert¹²⁹. Relativ selten wurden Spinnen in Zaubersprüchen als Schadverursacher separat namentlich erwähnt. Ein Beispiel ist ein alter Wassersegen aus dem 16. Jahrhundert. Dort heißt es:

*„[...] es sein flewgen wûrm oder spinne oder welherlay untugend oder ungelück das sei, das disem wasser oder diser wunden schad sei: das müss mit disen wortten alles tod sein [...]“*¹³⁰

ANMERKUNGEN UND REFERENZEN FÜR DAS KAPITEL 5

-
- 1 Ginzburg, C. (1990)
 - 2 Harmening, D. (1979): S. 318, 319
 - 3 Die Geschichte erschien in zahlreichen Zeitungen und Nachrichtenmagazinen, z.B. im britischen THE GUARDIAN der Ausgabe vom 19. Juni 2005. ONLINE:
<https://www.theguardian.com/world/2005/jun/19/theobserver>
 - 4 Die Mailänder Vereinbarung wurde vom spätantiken Theologen und Geschichtsschreiber Eusebius von Caesarea im 4. Jhd. niedergeschrieben: Eusebios, Kirchengeschichte, 10,5. ONLINE:
<https://bkv.unifr.ch/de/works/cpg-3495/versions/kirchengeschichte-bkv-2/divisions/264>
 - 5 Eine breite Übersicht bieten z. B. Speyer, W. (1981) und Werner, T. (2007)
 - 6 Diese Auffassung vertrat z. B. auch Augustinus in *De doctrina christiana*
 - 7 Sarefield, DC. (2006)
 - 8 Als offizielles Datum der Christianisierung gilt die Verbindung des Großfürstentums Litauen mit dem Königreich Polen durch die Heirat des litauischen Thronfolgers Jogaila mit der polnischen Königstochter Jadwiga Andegaweńska im Jahr 1385, die einen Übertritt Jogailas zu Christentum voraussetzte. Einzelne Gebiete im Nordwesten Litauens (Samogitien) widersetzten sich der Christianisierung noch bis ins beginnende 15. Jahrhundert. Noch später erfolgte die Christianisierung der Samen in Lappland; die erste christliche Kirche entstand dort um 1603.
 - 9 Originaltext (lat.): „*Cum ergo Deus omnipotens uos ad reuerentissimum uirum fratrem nostrum Augustinum episcopum perduxerit, dicite ei, quid diu mecum de causa Anglorum cogitans tractauit; uidelicet, quia fana idolorum destrui in eadem gente minime debeant; sed ipsa, quae in eis sunt, idola destruantur; aqua benedicta fiat, in eisdem fanis aspergatur, altaria construantur, reliquiae ponantur. Quia, si fana eadem bene constructa sunt, necesse est, ut a cultu daemonum in obsequio ueri Dei debeant commutari; ut dum gens ipsa eadem fana sua non uidet destrui, de corde errorem deponat, et Deum uerum cognoscens ac adorans, ad loca, quae consuevit, familiarius concurrat.*“
 - 10 Goetz, HW. (2013): S. 84-92

-
- 11 Neben der genannten Geismarer Eiche hat Bonifatius auch eine Donar-Eiche in der Nähe von Mühlhausen (Thüringen) fällen und aus dem Holz einen Kasten bauen lassen. Sein Versuch, eine heilige Eiche bei Kirtorf (südlich vom hessischen Neustadt) abzuhacken, wurde von der Bevölkerung zweimal vereitelt, indem sie ihn in die Irre führten.
- 12 Temme, JDH. (1840): S. 46-47
- 13 Adam von Bremen. *Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum*: 2,62. Schmeidler, B. (1917): S. 122
- 14 Schon 567 wurde auf dem 2. Konzil von Tours die Feiern zum heidnischen Jahreswechsel am 1. Januar als *antiquus error* mit Exkommunikation bedroht, als christliche Alternative bot man das Fest *Circumcisio Domini* (Beschneidung des Herrn) an. Der Tag der Sommersonnenwende (nach alter Zeitrechnung der 24. Juni) wurde in christlicher Umdeutung zum Johannistag, dem Namenstag von Johannes dem Täufer
- 15 *Concilium Turonense* im Jahr 813.
- 16 *Concilium Moguntinense* im Jahr 813
- 17 Graff, EG. (1840)
- 18 Philostratus, *Vita Apollonii*, 6.1, 25
- 19 Otto, BC. (2011): S. 312
- 20 Augustinus, *Civit.* 16.8. ONLINE: http://www.hs-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lspost05/Augustinus/aug_cd16.html#08
Originaltext (lat.): „*sicut perhibentur quidam unum habere oculum in fronte media [...] alios statura esse cubitales, quos Pygmaeos a cubito Graeci uocant*“
- 21 ebenda. Originaltext (lat.): „*An ex propagine Adam uel filiorum Noe quaedam genera hominum monstrosa prodierint*“
- 22 Isidor, *Etymologiarum sive originum libri XX*. Lib. XI Cap. III *DE PORTENTIS*, 30-32. ONLINE: http://www.hs-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lspost07/Isidorus/isi_et11.html#c03
Originaltext (lat.): „*Sirenas tres fingunt fuisse ex parte virgines, ex parte volucres, habentes alas et ungulas: quarum una voce, altera tibiis, tertia lyra canebant. Quae inlectos navigantes sub cantu in naufragium trahebant. 31 Secundum veritatem autem meretrices fuerunt, quae transeuntes quoniam deducebant ad egestatem, his fictae sunt inferre naufragia.*“
- 23 Strabon, *Geographika* Lib. II,9. Übersetzung nach A. Forbiger (1903)
- 24 Isidor *Etymol.* III, 2: *Monstra veru a monitu dicta [...]*

-
- 25 Dasen, V. (1993): S. 268ff
 - 26 Bernstein, F. (1998): S. 126
 - 27 Isidor *Etymol.* XVIII, 48
 - 28 Ogilvy, JDA. (1963)
 - 29 Steinmeyer, E. (1879)
 - 30 Franck, J. (1901): S. 616-617
 - 31 Bächtold-Stäubli, H. (1927/1987): S. 1763; Tuczay, C. (2003): S. 195.
In die gleiche Richtung geht der Versuch, ein lateinisches *strio/strix* in der Bedeutung von Hexe aus der Verkürzung *histrionibus* zu *strio-nibus* abzuleiten. Eine Glossierung *hazus-strio* existiert tatsächlich. Im ital. ist *una strega* noch heute die Hexe. Im angels. ist vom alt-hochdeutschen Begriff *hagazussa* nur der erste Wortteil *hag*, die Hexe, übriggeblieben.
 - 32 Schwieterman, PJ. (2010)
 - 33 Münster, S. (1545): S. 753
 - 34 Achnitz, W. (2012): S. 253
 - 35 Haupt, M. (1840): S.151
 - 36 Mannhardt, W. (1905): Bd. 2, S. 145
 - 37 Grimm, J. (1844): S. 273.
 - 38 Klee, G. (1883)
 - 39 Engelmann, E. (1989)
 - 40 Indrebø, G. (1922): Vers 2. ONLINE:
<http://heimskringla.no/wiki/%C3%81grip>
 - 41 Snorri Sturluson bezeichnet die Magischen Praktiken von Odin als „*seiðr*“: „*Daneben beherrschte er [Odin] aber auch noch die Kunst, der er am meisten folgte, und die er selbst betrieb, die Schwarzkunst (seiðr) heißt, und damit konnte er das Schicksal der Menschen und zukünftige Dinge erfahren, auch Menschen den Tod oder Unglück oder Krankheit bringen, und Menschen ihren Verstand oder ihre Kraft rauben und sie anderen geben.*“
Heimskringla, Ynglinga saga, Kap. 7 (Übersetzung Rudolf Simek)
 - 42 Die Urfassung ist verloren, aber es existieren drei Manuskripte aus dem 11. und 12. Jahrhundert; u.a. im Beowulf-Manuskript.
 - 43 Als Beispiele seien genannt: *Imago mundi* (verm. Honorius Augustodunensis), *Image Du Monde* (Gauthier de Metz), *Otia Imperialia* (Gervasius v. Tilbury), *Trésor* (Brunetto Latini)
 - 44 Simrock, K. (1845): S. 321

-
- 45 Buggisch, C. (2004): S.215
- 46 Magnus, O. (1555): S. 71
- 47 Fickler, JB. (1567): Lib II, Cap. 9; S. 54-55
- 48 Paracelsus, „*De nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris et de caeteris spiritibus*“ (1590)
- 49 Magnus, O. (1555): Lib. III, Cap. XI, S. 112
- 50 Saxo Grammaticus. *Gesta Danorum* Lib. II. ONLINE: <http://www2.kb.dk/elib/lit/dan/saxo/lat/or.dsr/2/2/index.htm>. Übersetzung Paul Herrmann (1901): S. 53
- 51 Die Bibel. Katholische Bibelanstalt Stuttgart, 2016
- 52 Vulgata Clementina, nach Colunga and Turrado (Madrid, 1946). Buch Jesaja. Originaltext (lat.) 13,21-22: “*Sed requiescent ibi bestiae, et replebuntur domus eorum draconibus, et habitabunt ibi struthiones, et pilosi saltabunt ibi et respondebunt ibi ululæ in ædibus ejus, et sirenes in delubris voluptatis*”. 34,14: “*Et occurrent daemonia onocentauris, et pilosus clamabit alter ad alterum ; ibi cubavit lamia, et invenit sibi requiem*”.
- 53 Henricus Institoris. *Malleus maleficarum* (1490). Verfügbar in der Digitalen Bibliothek Wolfenbüttel. ONLINE: <http://diglib.hab.de/inkunabeln/151-quod-2f-1/start.htm>
Originaltext (lat.): „*demones itellige ibi loco pilosi. Unde glosa dicit, pilosi sunt siluestres homines: hispidi qui incubones uel satiri certa genera demonum*“.
- 54 Bei der erwähnten Glosse handelt es sich wohl um das *Vocabularius S. Galli* (Cod. Sang. 913), geschrieben um 790. Auf S. 105 wird eine Namenerklärung gegeben: „*philosi (l. pilosi) silvestri homines*“
- 55 Septuaginta, Ed. Rahlfs/Hanhart, Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart 2006. Buch Jesaja. ONLINE: <https://www.bibelwissenschaft.de/online-bibeln/septuaginta-lxx/lesen-im-bibeltext/bibel/text/lesen/stelle/23/>
Originaltext (gr.): 13,21-22: καὶ ἀναπαύσονται ἐκεῖ θηρία καὶ ἐμπλησθήσονται αἱ οἰκίαι ἤχου καὶ ἀναπαύσονται ἐκεῖ σειρήνες καὶ δαιμόνια ἐκεῖ ὀρχήσονται. καὶ ὄνοκένταυροι ἐκεῖ κατοικήσουσιν καὶ νοσσοποιήσουσιν ἐχῖνοι ἐν τοῖς οἴκοις αὐτῶν ταχὺ ἔρχεται καὶ οὐ χρονιεῖ. 34,14: καὶ συναντήσουσιν δαιμόνια ὄνοκενταύροις καὶ βοήσουσιν ἕτερος πρὸς τὸν ἕτερον ἐκεῖ ἀναπαύσονται ὄνοκένταυροι εὗρον γὰρ αὐτοῖς ἀνάπαυσιν.

-
- 56 Biblia Hebraica Stuttgartensia, Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart 1967/77. Genannt werden „Tiere der Wüste“ (*šî-yîm*), die „Heulenden“ (*ʾî-yîm*, Schakale oder Wölfe) und die „Haarigen“ (*wā-šā-ʾîr*, vermutlich sind Ziegen gemeint).
- 57 Blair, JM. (2009)
- 58 Gelegentlich wird der Name Lilith nach dem Babylonischen Talmud auf hebr. לַיְלִיל *lajlā* „Nacht“ zurückgeführt. Diese sicherlich falsche Ableitung (Gaster, TH., *Myth, Legend, and Custom in the Old Testament*, 1969, S. 697) hat dazu geführt, das Lilith gemeinhin als Wesen der Nacht aufgefasst wurde. Noch heute wird Lilith in entdämonisierten Darstellungen als Eule (*screech owl*, Schreieule, im angelsächsischen Sprachraum) oder Nachtschwalbe interpretiert.
- 59 Die mesopotamischen Lil-Geister waren wohl mit dem Wind assoziierte (weibliche) Wetterdämonen. Vielleicht referenziert Jesaja sogar direkt auf diese. Zwar spricht die Biblia Hebraica Stuttgartensis, dem Codex Leningradensis folgend, offenbar von einem Einzelwesen (singular, *lî-lîṭ*). Interessanterweise findet sich im ältesten erhaltenen Manuskript des Jesajatextes, der Großen Jesajarolle aus Qumran (1QIsa^a, 2. Jhd. v. Chr), aber die Pluralform (*yirgiy'u lîlylyoth*). Die Textstelle lautet damit etwa: „...dort sind auch die Lilith-Geister und begeben sich zur Ruhe“.
- 60 Smith, M. (1978)
- 61 Tuczay, C. (2003): S. 184
- 62 Der Name hat allerdings ursprünglich nichts mit der Farbe schwarz zu tun. Schwarzmagier wurden als Nigromanten bezeichnet, jedoch stammt das mittelhochdeutsche *nigromanzie* von *necromantie*, der Totenbeschwörung (altgr. *nekros*, Leiche) und wurde erst nachträglich mit lat. *niger*, schwarz assoziiert.
- 63 Paracelsus, *De Natura Rerum*. Ed. Lucas Bathodius, Straßburg, 1584: Lib. 1 S. 7
- 64 Pitois, C. (1870): S. 450
- 65 Tacitus, *Germania* 8, 2
- 66 Liliencron, R. (1852): S. 51ff
- 67 u.a. Ernsting, AC. (1770): Bd.2, S.220. Warum dem Alf oder Alp in diesen Bezeichnungen der Pfaffe zur Seite gestellt wurde, ist nicht ganz klar. Möglicherweise ist der Name aber auch sehr alt, so dass Pape in seiner ursprünglichen Bedeutung als Pater/Vater, hier also im Sinne von Alf-Vater, gemeint ist.

-
- 68 Grimm, J. (1816): S. 137ff
- 69 „*Disquisitionum magicarum libri sex*“ von Martin Delrio fand unter anderem 1692 Verwendung für die Beweisführung bei den Hexenprozessen von Salem
- 70 Delrio, M. (1746): Lib: II, Quest. 27, Sect II, S. 197
- 71 In der okkulten Zahlenmystik gilt 666 als die Zahl des Teufels. In der Johannes-Offenbarung 13, 18 heißt es: „*Wer Verständnis hat, berechne die Zahl des Tieres; denn es ist eines Menschen Zahl; und seine Zahl ist sechshundertsechundsechzig*“. Als „das Tier“ wurde nach gängigem Textverständnis der Antichrist identifiziert.
- 72 Insbesondere hat Johannes Prätorius wohl Hildebrands „*Goetia*“ ausgewertet, die aus Texten zahlreicher Autoren zusammengestellt wurde: „*Goetia, vel Theurgia sive Praestigiarum magicarum descriptio, revelatio, resolutio, inquisitio, & executio [...]*“, Leipzig, 1631
- 73 Hildebrand, W. (1631): S. 310
- 74 van Ingen F. (1998): S. 364f
- 75 Weyer, J. (1565)
- 76 Prätorius, J. (1666): S. 363
- 77 Ebenda: S. 4
- 78 Ebenda: S. 44
- 79 Ebenda: S. 143
- 80 Homann, H. (1965): S. 13f
- 81 Widlak, F. (1904): Nr. 26, 27
- 82 Bächtold-Stäubli, H. (1927/1987): Bd. 5, Stichwort „Korndämon“
- 83 Legis, GT. (1833): S.131
- 84 Thietmar von Merseburg (ca. 1018): *Chronicon*, Lib. VII, Nr. 50-52. ONLINE: https://www.hs-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lspost11/Thietmar/thi_chr7.html
- 85 In älteren Kommentaren wird Silivellun dem nordsächsischen Ort Selben bei Delitzsch zugeordnet. Mittlerweile wird meist der Ansicht von Klaus Naß gefolgt, der Sülfeld bei Wolfsburg favorisiert (Naß, K.; 1972: S. 49). Der Wortteil „Sili-“ soll auf Sole (Tümpel, Morast) verweisen; „vellun“ ist der Plural des Dativs zu Feld. Auch wenn die Argumentation von Naß durchaus plausibel ist und die Sülfelder Stadtverwaltung die Zuschreibung hochofrezur Kenntnis nahm, ist es dennoch nicht mehr als eine gut begründete Spekulation. Vielleicht ist der richtige Ort auch noch nicht gefunden. Sel-

- ben hieß zwar im Jahr 1289 Selwin, ist aber möglicherweise gar nicht das 1224 in der Petersberger Chronik erwähnte „Selewene“ (*Presbyter quidam Widego nomine plebanus villae, quae Selewene dicitur, haereditatem quandam a Tiderico praeposito repetens, abbatem et priorem Pigaviensem...*). Das Dorf ist vielleicht eher in der Nähe von Pegau zu suchen und könnte dem von Hermann Reichert für den Rgb. Merseburg aufgeführten Ort Sylebelo (Reichert, H.; 1908: S. 87) sowie auch Silivellun zugrundeliegen.
- 86 Toeppen, M. (1867): S. 22
- 87 Ebenda: S. 23ff
- 88 Ebenda: S. 23. Zitiert aus der Kirchenchronik der Stadt Friedrichshof, S. 28.
- 89 Seyfarth, C. (1913): S. 10f
- 90 Die Schilderung ist in einen Vorfall aus dem Jahr 1653 eingebettet. Die Magd diene „*daselbst vor Jahren bey G. Auerbach*“. Der Spruch ist also der Mitte des 17. Jahrhunderts zuzuordnen.
- 91 Lehmann, C. (1699): S. 930f. Der Spruch wird auch in der „Chemnitzer Rockenphilosophie“ des Zwickauer Apothekers Johann Georg Schmidt von 1705 erwähnt (S. 768), allerdings aus dem Zusammenhang gerissen und ohne Lehmann zu zitieren, aus dessen Werk Schmidt es wohl entnommen hat.
- 92 Rychlak, G. (2008): S. 110
- 93 Bächtold-Stäubli, H. (1927/1987): Bd. 2, Stichwort „Elben“
- 94 Fehrle, E. (1953)
- 95 München, Staatsbibl., Clm 615 mit Bl. 127r: „Münchner Nachtsegen“. Keinz, F. (1867)
- 96 Die hier wiedergegebene Schreibweise folgt der Version vom Friedrich Keinz (s. o.) und weicht von der Original-Handschrift in einigen (von Keinz als Verschreiber angesehenen) Details ab.
- 97 Der Begriff „*zcunriten*“ (Zaunreiter) ist wörtliche mitteldeutsche Übersetzung des althochdeutschen Ausdrucks „*hagazussa*“ (von althochdeutsch *hag*, Hecke). Es bezeichnet zauberkräftige Männer (Hexer) oder Frauen (Hexen), aber auch andere magische Wesen.
- 98 Codex IV Q38 der Königlichen Universitätsbibliothek Breslau. Pietzsch, P. (1884): S. 185f
- 99 Simek, R. (2016): S. 95
- 100 v.d. Hagen, FH. (1961): B. 3, S. 43ff. Der Buchtitel „Gesamtabenteuer - Hundert altdeutsche Erzählungen“ bezieht sich auf die Tatsache,

dass die Texte aus mittelalterlichen Sammelhandschriften stammen. So ist z. B. der Kalocsaer Codex (Codex Bodmer 72) seit dem Mittelalter als die „gesammelten Abenteuer“ bekannt („*Daz buche heiset gesampt habentewer*“). Frierich v. d. Hagen hat daraus leider unter Verdrehung des Wortsinns ein „Gesamtabenteuer“ gemacht.

- 101 Lachmann, K. (1891). Der Titel „Willehalm“ bezieht sich auf Wilhelm von Aquitanien (Guillaume d'Orange).
- 102 Ms. Harley 585, British Museum, London. Grattan, JHG. (1952)
- 103 Hall, A. (2005)
- 104 Croker, TC. (1825 - 1827)
- 105 Jüngerer Futhark vom Helnæstyp. Stoklund, M. (1996): S. 206
- 106 Angelehnt an Marold, E. (2003); von Autor modifiziert.
- 107 Siehe 98
- 108 Im Originaltext findet sich für lat. *et* (= und) eine 7 (Tironische Kurzschrift). Weitere Abkürzungen sind in der altenglischen Transkription in Klammern ergänzt.
- 109 Sowohl die Transkription als auch die Übersetzung ins Englische sind seit langem Gegenstand zahlloser Diskussionen und immer noch umstritten. Die Wiedergabe des Textes erfolgt hier in Anlehnung an den aktuellen Stand der Forschung.
- 110 Dies sind die Namen der sog. „Sieben Schläfer von Ephesus“; Protagonisten einer alten Heiligenlegende, die vermutlich noch aus vorchristlicher Zeit stammt.
- 111 Es ist unklar, wer oder was gemeint ist. Einige Autoren vermuten dahinter ein Amulett.
- 112 Beispielsweise Pettit, E. (2001): S. 72-75. In manchen älteren Untersuchungen wurde sogar das „D“ unterschlagen. Man findet man stattdessen „Weorh“, was als Warze interpretiert wurde. Diese Auslegung wird heute als falsch zurückgewiesen.
- 113 Die erste Zeile ist in lateinischer Sprache abgefasst und ist eine (kurze) Handlungsanweisung. Die zwei folgenden althochdeutschen Zeilen enthalten den eigentlichen Zauberspruch und richten sich direkt an den Dämon.
- 114 Das letzte Wort „*chnospinci*“ könnte der (geheime) wahre Name des Dämons sein, durch dessen Nennung er gebannt wird. Von einigen Autoren wird es als sinnloses (Zauber-)Wort angesehen, von anderen wird darin ein von Knospe abgeleiteter männlicher Diminutiv vermutet und es wird oft (wie oben) als „Knösperich“ übersetzt. Ob

- allerdings *chnospinci* im Segensspruch aufgrund seiner Wortbedeutung, aufgrund seiner phonetischen Eignung, oder aus einem ganz anderen Grund gewählt wurde, ist völlig unklar.
- 115 Geoffrey Chaucer, *The Miller's Tale*. Um 1390. ONLINE: <http://www.courses.fas.harvard.edu/~chaucer/teachslf/milt-par.htm>
- 116 Adams, E. (1859)
- 117 Der früheste Beleg stammt aus dem Prosatext *Ayenbite of Inwyt* (1340): „...*þe web of þe spiþre*...“ (the web of the spider, das Netz der Spinne). Morris, R. (1965): S. 164. Für das Altenglische wird ein Vorläuferbegriff „*spiþra*“ postuliert.
- 118 Grimm, J. (1844): S. 440. Neben Dverg findet man (häufiger!) auch Dwärg.
- 119 Lind, O. (1749): S. 179
- 120 Paulinus v. Nola. *Poema* (4. Jhd.): Carm. 16. ONLINE: http://www.intratext.com/IXT/LAT0609/_PG.HTM
- 121 Adams, E. (1859): S. 221. Das von ihm genannte „*Dwergo-näb*“ scheint m. E. aber eine versehentliche Entstellung von *Dwerg-nät* zu sein.
- 122 Grattan, JHG. (1952); Fisher, J. (2012): S. 109
- 123 Rhys, J. (1901): Bd. 2, S. 681
- 124 Kondratiev, A. (1999)
- 125 Neben dem Kranich heißt im Irischen auch der Reiher *corr*, z.B. der Graureiher *corr réisc*. Man sollte hier aber nicht zuviel Gewicht auf die ornithologischen Details legen; immerhin sehen sich die Vögel ja auch irgendwie ähnlich ☺
- 126 Glücklicherweise ist (soweit mir bekannt) noch niemand auf die abstruse Idee gekommen, hier den Kranichkampf der homerischen Pygmäen ist Spiel zu bringen.
- 127 Isidor *Etymol.* XII, 5: *De Vermibus*. ONLINE: http://www.hs-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lspost07/Isidorus/isi_et12.html#c05
„Würmer“ war ein generischer Sammelbegriff, der auch Schlangen und Drachen (vgl. „Lindwürmer“) umfasste.
- 128 Konrad Megenberg. *Das Buch der Natur*. Pfeiffer, F. (1861): S. 294
- 129 Thompson, V. (2004): S. 132
- 130 Müllenhoff, K. (1876)

6 – WIE DIE WISSENSCHAFT AUF DEN ZWERG KAM

„Gott“, so sagt der Philosoph Ludwig Feuerbach ist „das vergötterte Wesen des Menschen“ das „*offenbare Innere, das ausgesprochene Selbst des Menschen*“. Die Götter sind Wunschwesen, „die als wirklich gedachten, die in wirkliche Wesen verwandelten Wünsche des Menschen“. Feuerbach folgt damit einem sophistischen Konzept, dass schon im Homo-Mensura-Satz des Protagoras innewohnt: „*Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der seienden, dass sie sind, der nichtseienden, dass sie nicht sind*“. In dieser Tradition steht das atheistisch-naturwissenschaftliche Postulat, dass nicht Gott/die Götter den Menschen (teils sogar nach seinem/ihrem Bilde) erschaffen hat/haben, sondern dass im Gegenteil der Mensch sich schon immer seine Götter selbst und nach seinem (Vor-)Bild erschaffen hat.

Viele Mythen enthalten sogenannte ätiologische Erzählmuster; in ihnen wird eine volkstümliche (und fast immer *de facto* falsche) Erklärung für die Entstehung von Naturphänomenen, geologischen Formationen, archäologischen Artefakten, oder auch nur für Benennungen von Orten gegeben. Diese Tendenz zur Mythologisierung ist sicherlich schon immer ein wichtiger Faktor bei der Entstehung von Sagen über Dämonen gewesen. Es wäre aber zu kurz gegriffen, wenn man – wie in populärwissenschaftlichen Werken oftmals behauptet wird – den Ursprung der Dämonensagen auf eine mythologische Verarbeitung unverständener natürlicher Zusammenhänge reduzieren wollte. Anthropologen haben sehr plausibel eingewendet, dass solche Erklärungen meist mehr Probleme bereiten als lösen.¹ Indem man beispielsweise eine ungewöhnliche Ansammlung riesiger Felsblöcke auf einer Wiese

damit zu erklären versucht, dass sich hier in grauer Vorzeit zwei Riesen mit Steinen beworfen haben, hat man das Problem nur verlagert und wirft gleichzeitig neue Fragen auf: Wo kamen die Riesen her? Warum gibt es sie nicht mehr? Ist es wirklich plausibler, an Riesen zu glauben, als an (möglicherweise noch unbekannt) natürliche Prozesse?

Mythologische Entitäten sind meist Spezialformen bekannter weltlicher Konzepte, die gegen bestimmte Regeln verstoßen (sprechende Tiere, fliegende Pferde, ungewöhnliche Körpermaße oder übernatürliche Kräfte und Wirkungen). Einen Spezialfall stellen vermutlich Mischwesen dar, die als „Superstimulus“ besonders attraktiv auf die menschliche Wahrnehmung wirken und wohl deshalb die menschliche Kulturentwicklung schon seit langem begleiten.² *„Die historische Sage neigt dazu, Alltägliches zum Bedeutsamen zu stilisieren, indem sie Personen und Geschehnisse aus einer mythischen Weltsicht heraus interpretiert“*, schreibt Leander Petzoldt in seiner „Einführung in die Sagenforschung“.³ Schon im Zeitalter der Aufklärung wurde ein „Euhemerismus“ genannter Erklärungsansatz populär, der dem Namen nach auf den antiken griechischen Philosophen Euhemeros zurückgeht. Die euhemeristische Theorie besagt, dass die Vorstellungen über Götter, Dämonen und Geisterwesen letztendlich auf mythisch übersteigerte Erinnerungen an real existierende Menschen oder Lebewesen früherer Zeiten beruhen. Im Fall der Riesen und Zwerge, die sich von Menschen hauptsächlich durch ihre abnorme Körpergröße abgrenzen, klingt der Mechanismus zunächst nicht ganz unplausibel. Die menschliche Erinnerung notorisch ist trügerisch. So sind sich etwa manche Senioren sicher, dass in ihrer Kindheit zu Weihnachten meistens Schnee lag (obwohl die meteorologische Historie anderes beweist).

VON DEN SELTSAMEN WANDLUNGEN DER PYGMÄEN

Im Sinne des zuvor gesagten könnte man vermuten, dass auch die Heroen der Vorzeit über die jahrhundertealte Überlieferung hinweg zu körperlichen Riesen gewachsen sind. Die Sagen über Däumlinge und Fingerlinge könnten diesem Schema zufolge das Produkt einer übersteigerten mythologischen Transformation kleinwüchsiger Menschen sein, die zwangsläufig schon immer einen kleinen Teil aller menschlichen Populationen gebildet haben. Schon aus der Zeit des alten Ägyptens kennt man Berichte über Kleinwüchsige, sogenannte „Tanzzwerg“, welche ähnlich Dienste verrichten mussten wie jene „Hofzwerg“, die an vielen europäischen Herrscherhäusern bis in die Neuzeit als Possenreißer, Diener, oder Berater tätig waren (siehe dazu den Abschnitt „Hofzwerg“ ab Seite 402). Die an den Höfen ebenfalls ansässigen Literaten hätten, so die Vermutung, dadurch gleich geeignete Vorbilder für die Zwerge ihrer Abenteuerromane vor Augen gehabt.

Oder muss man gar die Pygmäen des Homer (siehe auch Seite 180) für die Entstehung von Zwerggeistern verantwortlich machen? Über die Zeitepochen hinweg besaßen sie einen höchst nebulösen Existenzstatus, der irgendwo zwischen Dämonen, Wunder des Orients, Tierwesen und kleinwüchsigem Menschenvolk liegen konnte und in der Annahme gipfelte, diese kleinen Leute wären in Wahrheit Affen gewesen. Nachdem europäische Entdeckungsreisende die reale Existenz kleinwüchsiger Naturvölker in Afrika beschrieben hatten, wurde es *en vogue*, jene „Pygmäen“ als Auslöser der Zwergensagen zu vermuten. Ein wieder anderer Ansatz ging von der Hypothese aus, kleinwüchsige Bergarbeiter der Antike oder gar der Bronzezeit wären zu Zwergen mythologisiert worden. Immerhin, so die Beweisführung, trügen

doch unsere neuzeitlichen Gartenzwerge ganz eindeutige Attribute des Bergbaus wie Hacke und Berglampe mit sich herum. In eine ähnliche Richtung zielt jene noch heute populäre Vermutung, die Menschen wären früher kleiner gewesen als zu unserer Zeit. Im Lichte zweideutiger archäologischer Funde entstand im ausgehenden 19. Jahrhundert eine akademische Denkschule, die zum Ausgangspunkt einer Rassentheorie über unterdrückte Zwergvölker wurde.

HÖHLENBEWOHNENDE PYGMÄEN

Der große Philosoph und Naturwissenschaftler Aristoteles griff im 4. Jahrhundert v. Chr. die homerische Erzählung über die Pygmäen auf und bezeichnet sie dort etwas überraschend als Troglodyten (*Τρωγλοδύται*). Dieser Name ist gebildet aus *τρώγλη* „Höhle“ sowie *δύναι* „eintauchen“ und bedeutet damit „Höhlenbewohner“. Weiterhin behauptet er, dass die Sage einen wahren Kern hat und die Pygmäen damit als real existierende Wesen zu betrachten sind:

„...wie die Kraniche, die von den Steppen Skythiens zu den Marschen südlich von Ägypten ziehen, wo der Nil entspringt. Dort kämpfen sie, so erzählt man, gegen die Pygmäen. Dies ist kein Mythos, denn es gibt tatsächlich winzige Menschen mit kleinen Pferden und sie leben als Höhlenmenschen.“⁴

Was mag Aristoteles dazu veranlasst haben, die Pygmäen unter die Erde zu versetzen? Bei Herodot findet man einen ähnlich klingenden Begriff. Er berichtet nämlich von „äthiopische Troglodyten“ (ohne I bzw. lambda, im Original *Τρωγλοδύται Αιθιοπες*) und beschreibt diese als Schlangen, Eidechsen und Reptilien verzehrende Bewohner des südlichen Libyens:

„Jene Garamanten⁵ jagen äthiopische Trogodyten in vierspännigen Streitwagen. Die äthiopischen Trogodyten sind die schnellfüßigsten Menschen, von denen wir je gehört haben. Die Trogodyten ernähren sich von Schlangen, Eidechsen und anderem Gewürm. Ihre Sprache ist ohnesgleichen, sie quieken wie Fledermäuse.“⁶

Auch Plinius kennt Trogodyten. Seiner Meinung nach sollen sie geschickte Jäger und schnelle Läufer gewesen sein und einen Landstrich am Roten Meer namens „Trogodytice“ (auch Midoen oder Midioen) bewohnt haben:

“gentes Trogodytarum idem Iuba tradit Therotohos a venatu dictos, mirae velocitatis, sicut Ichthyophagos, natantes ceu maris animalia”⁷

Nach Juba⁸ werden die Trogodyten auch Therotohen [= verm. Schakal-Jäger, gr. *θηροθῶες*] genannt, wegen ihrer Geschicklichkeit in der Jagd. Sie sind berühmt für ihre Geschwindigkeit, ganz so wie die Ichthyophagen [= Fischesser], die so schnell schwimmen können wie die Tiere des Meeres

Und an anderer Stelle:

„Trogodytas super Aethiopiam velociores equis esse“⁹

Die jenseits von Äthiopien lebenden Trogodyten sind so schnell wie Pferde.

Einen Bezug zu Höhlen erwähnen weder Herodot noch Plinius. Die ursprüngliche Bedeutung der Bezeichnung Trogodyten ist leider unbekannt. Möglicherweise kam es irgendwann (versehentlich?) zu einer Umformung von Trogodyten zu höhlenbewohnenden Troglodyten. Dies könnte schon hundert Jahre vor Aristoteles passiert sein. Der karthagische Admiral Hanno, ein Zeitgenosse von Herodot, unternahm um das Jahr 470 v. Chr. eine Seereise um die Westküste von Afrika. In seinem Reisebericht schreibt er:

„Landeinwärts siedelten die ungastlichen Äthiopen, deren wildes Land von hohen Bergen durchzogen war. Man sagt, aus diesen Bergen solle der Lixus fließen; um die Berge herum aber wohnten verschieden

aussehende Menschen, die Troglodyten, von denen die Lixiten behaupteten, sie könnten schneller laufen als Pferde.“¹⁰

Bedauerlicherweise kann man heute nicht mehr mit Gewissheit sagen, ob Hanno im Originaltext von Trogodyten oder Troglodyten gesprochen hat. In der einzigen noch erhaltenen griechischen Kopie, dem *Codex Palatinus Graecus 398* aus dem 9. Jahrhundert, ist die Schreibweise mit lambda, also *Τρωγλοδυτας*, gewählt. Vorausgesetzt, der Codex ist an dieser Stelle korrekt, kann Hannos Beschreibung („schnell wie Pferde“) als Hinweis gelten, dass die Form *Trogodytai*, die spätere und weitaus häufigere Form *Troglodytai*, sowie auch die abgeleitete lateinische Form *Trogodyta* (in lateinischen Übersetzungen fehlt das „l“ zumeist!), synonym zu lesen sind. Im Lauf der Zeit wurde „Troglodyten“ dann zu einer ganz allgemein verwendeten Bezeichnung für Höhlenmenschen.¹¹

Allerdings ist das natürlich noch keine Erklärung dafür, wieso Aristoteles die mythologischen Pygmäen ausgerechnet mit jenen schnellfüßigen Jägern gleichsetzte, die Admiral Hanno als Troglodyten bezeichnete. Einen Ansatzpunkt zu dieser Frage liefert der antike Geschichtsschreiber Diodor. Dieser kennt nämlich auch ein Volk der Troglodyten. Nach Diodor lebte es an der Westküste des arabischen Meerbusens und betrieb Vielweiberei.¹² Heliodorus, ein griechischer Romanautor aus dem 3. bis 4. Jahrhundert, erwähnt in seinem Hauptwerk, der *Aithiopika*, ebenfalls Troglodyten.:

„ ... jene die aus dem Land der Troglodyten kommen und die Bewohner des Landes wo der Zimt herkommt, Soldaten mit leichten Rüstungen, geschickte Bogenschützen und sehr schnelle Läufer.“¹³

Hier kommt als neue Facette das legendäre „Zimtland“ ins Spiel. In der Sammlung *Geographici Graeci Minores* findet sich der Text eines unbekanntenen antiken Autors, vermutlich aus dem 7. oder 8. Jahrhundert, der jenes Zimtland zwischen den Flüssen Singos und

Abas verortet, die den Krokodilsee verlassen und sich dann zum „großen Fluss“ (= dem Nil) vereinigen. In diesem Zimtland am großen Fluss jenseits des „Mondgebirges“ (σελήνης ὄρος) sollen dem Manuskript zufolge die Pygmäen leben. Diese Beschreibung entsprach der damaligen Ansicht über die Geographie dieser Region und über seine Bewohner. Eine vergleichbare Schilderung findet sich auch bei Eustathios von Thessalonike im 12. Jahrhundert.¹⁴ Trog(l)odyten und Pygmäen wurden offenbar beide als Bewohner jenes sagenhaften Zimtlandes angesehen; möglicherweise liegt hierin also der Grund für ihre Vermischung. Und vielleicht war es letztlich dann sogar Aristoteles, der aus einer Volksbezeichnung kurzerhand einen Aufenthaltsort machte und so seiner Nachwelt die Kunde von höhlenbewohnenden Pygmäen hinterließ. Nicht zu übersehen ist hier die Parallele zu den Bergmännchen der mittel- und nordeuropäischen Sagenwelt, die in Felslöchern und Höhlen oder Bergwerksstollen gehaust haben sollen.

SIND PYGMÄEN AFFEN?

Der schwedische Naturforscher und Taxonom Carl von Linné stellte 1759 in der 10. Auflage der *Systema Naturae* dem „weisen Menschen“ *Homo sapiens* einen „Höhlenmenschen“ *Homo troglodytes* zur Seite. Von letzterem glaubte Linné, dass er unter anderem auf Java vorkam und, wie es die Bezeichnung impliziert, in unterirdischen Behausungen lebte. Zu dieser Menschenart stellte er aber auch den Orang-Utan als sogenannten „Waldmenschen“ *Homo sylvestris*. Damit hielt er sich streng an die Bedeutung des Namens, denn Orang-Utan kommt aus dem Malaiischen und bedeutet „Mensch des Waldes“ (die Malaien bezeichnen sich selbst in ihrer eigenen Sprache als *Orang Melayu*, „Menschen auf Wande-

rung“). Erst etwa dreißig Jahre später wurde diese Gliederung von Linnés Nachfolgern wieder aus der *Systema naturae* entfernt und alle anthropoiden Lebewesen in der Gattung *Simia* (Affen) zusammengefasst. In der modernen Systematik bilden Menschen, Schimpansen, Gorillas und Orang Utans zusammen die Familie der Menschenaffen. Interessanterweise haben sich Pygmäen und Troglodyten bis heute in taxonomischen Bezeichnungen gehalten. Der Borneo-Orang-Utan heißt wissenschaftlich *Pongo pygmaeus*, und in der Benennung des gemeinen Schimpansen *Pan troglodytes* wurde neben dem Höhlenmenschen auch gleich noch der Hirten-gott Pan mit verewigt.

Die begriffliche Verflechtung von „wilden“ Menschen, Affen und Pygmäen hat in der Entwicklung der Naturforschung eine lange Tradition. Zählten die Pygmäen im frühen Mittelalter zusammen mit den Riesen und Satyrn noch zu den missgestalteten Wundervölkern (siehe den Abschnitt „Christliche Monstren“ ab Seite 268), so differenzierte sich im Spätmittelalter eine modernere, naturwissenschaftliche Betrachtungsweise heraus. Albertus Magnus platzierte die Pygmäen in seiner Naturgeschichte irgendwo zwischen Menschen und Affen, schlug sie aber doch eher der Tierwelt zu:

*„Talia animalia, quae Pygmei dicuntur, usum rationis non habent, nec verecundiam, nec honestatem, nec justitiam colunt, nec iudicium Reipublicae exercent.“*¹⁵

Jene Tiere, die Pygmäen genannt werden, haben weder Vernunftgebrauch, noch Sittsamkeit noch Ehrbarkeit, sie üben weder Gerechtigkeit noch eine staatliche Gerichtsbarkeit aus.

Nach der Erforschung der neuen Welt und der Entdeckungen Australiens wurde es im Zeitalter der Aufklärung zunehmend unwahrscheinlicher, jene angeblichen entlegenen Weltgegenden

zu finden, in denen die Pygmäen hausen sollten. Im Zuge von rationalen Erklärungsversuchen war es nun nur noch ein kleiner Schritt, Pygmäen und Affen miteinander verschmelzen zu lassen. Edward Tyson (1651-1708), ein in Oxford und Cambridge ausgebildeter Mediziner und Fellow der Royal Society, wird als Begründer der modernen vergleichenden Anatomie angesehen. Sein Hauptwerk trägt den Titel „Orang-outang, auch genannt *Homo sylvestris*, oder: Die Anatomie eines Pygmäen verglichen mit der eines Affen, eines Menschenaffen und eines Menschen“.¹⁶ Neben einer genauen Beschreibung des Körperbaus seines Untersuchungsobjektes lieferte er auch gleich eine Erklärung für die mittelalterlichen Wundervölker in einem längeren Anhang mit. Der vollständige Titel dieses Addendums lautet: *“PHILOLOGICAL ESSAY Concerning the PYGMIES, THE CYNOCEPHALI, THE SATYRS and SPHINGES OF THE ANCIENTS, Wherein it will appear that they were all either Apes or Monkeys; and not MEN, as formerly pretended“* (sprachwissenschaftliche Abhandlung über die Pygmäen, die Hundsköpfigen, die Satyrn und Sphinxen der Alten, wodurch nachgewiesen wird, dass diese entweder Affen oder Menschenaffen waren; und nicht, wie bislang behauptet, Menschen).

Natürlich hatte Tyson keinen echten Pygmäen auf seinem Sezientisch liegen. Tatsächlich war es ein Schimpanse. Vor dem Hintergrund des damaligen Wissensstandes, der schon Eingang dieses Abschnitts am Beispiel von Linné illustriert wurde, kann man Tyson seine Klassifikation aber nicht übelnehmen. So sezierete der berühmte niederländische Anatom Nicolaes Tulp (ebener, auf den sich das ebenso berühmte Gemälde von Rembrandt bezieht) schon 1641 einen Menschenaffen, den er seinem stauenden Umfeld als *„Satyrus indicus [indischer Satyr], auch Orang Outan genannt“*, vorstellte.¹⁷ Leider stammte der Affe weder aus Indien noch handelte es sich überhaupt um einen Orang, sondern

Herr Tulp hatte, wie Tyson einige Jahre später, einen westafrikanischen Schimpansen unter dem Messer liegen gehabt. Als ironische Fußnote sei hier die moderne Wiederholung der antiken Unschärfe zwischen Afrika und Indien (siehe den Abschnitt „Indien versus Äthiopien“ auf Seite 192) angemerkt. Tysons Überzeugung, sämtliche Berichte über Pygmäen würden auf Verwechslungen mit Menschenaffen beruhen, beruhte auf dem damaligen Stand des Wissens über die Welt. Er schrieb:

„the most diligent enquiries of late into all the parts of the inhabited world could never discover any such puny diminutive race of mankind“

...selbst die sorgfältigsten Nachforschungen der letzten Zeit in allen Teilen der bewohnten Welt haben keine Anhaltspunkte für die Existenz einer derart kümmerlichen Menschenrasse ergeben.

Der Historiker Karl Friedrich Flögel pflichtete dieser Ansicht in seiner 1789 erschienenen Monographie über die Geschichte der Hofnarren uneingeschränkt bei:

„Daß alle diese vorgeblichen Nationen von Zwergen nichts anders als Affen gewesen, ist nun eine Wahrheit, daran niemand zweifeln kann; theils weil von den neuern Reisenden, welche die Welt weiter und mit mehreren Kenntnissen durchwandert, nirgends eine Zwergennation angetroffen haben, [...]“¹⁸

Der Naturforscher Johann Georg Adam Forster zweifelte dagegen an dieser Affenhypothese. In den Jahren 1772–1775 hatte Foster zusammen mit seinem Vater an der zweiten Südseereise von James Cook teilgenommen. Neben einer populärwissenschaftlichen Aufarbeitung dieser Reise veröffentlichte er unter anderem 1784 einen kleinen Essay über die Pygmäen in den „Hessischen Beiträgen zu Gelehrsamkeit und Kunst“. Zwar ließ er durchaus gelten, dass manche Wundervölker auf Verwechslungen mit Affen beruhen könnten. Allerdings gab er zu bedenken, dass die homeri-

schen Pygmäen schon aufgrund des Kranichkampfes keine Affen sein konnten, denn:

„[...] der gewöhnliche Aufenthalt dieser Vögel ist von dem der Affen so verschieden, daß sie blos ein sonderbarer Zufall an einen und denselben Ort hätte bringen können.“¹⁹

Foster schloß die Existenz kleingewachsener Völker nicht generell aus. Hinsichtlich der homerischen Pygmäen störte er sich lediglich an deren extremen Kleinheit (eine Elle) und führte biologische Erwägungen ins Feld:

„Ein Volk von Zwergen gab es nie; denn dergleichen verkümmerte Menschen hat man durchgehends zur Fortpflanzung ihres Geschlechts untüchtig und unfruchtbar befunden.“²⁰

EINGEHOLT VON DER WIRKLICHKEIT

Gut 100 Jahre später erschien das Buch „Im Herzen von Afrika“ des deutschen Botanikers Georg August Schweinfurt.²¹ Dieser erreichte im März 1870 im Gefolge einer nubischen Handelskarawane die Nil-Kongo-Wasserscheide und hörte dort von Geschichten über Zwerge, die am Hof von Munza, dem König der Mangbettu, im Nordosten der heutigen Demokratischen Republik Kongo leben sollten. Beim Besuch am Königshof bekam Schweinfurth tatsächlich einige kleinwüchsige Menschen zu Gesicht. Allerdings waren diese mit etwa 150 cm Körpergröße deutlich größer als die sagenhaften Pygmäen und wurden Akka genannt. König Munza schenkte Schweinfurth zum Abschied einen der Akka. Leider überlebte dieser aber die Rückreise nach Europa nicht und verstarb noch im Sudan. Schweinfurth war übrigens nicht der erste moderne Entdeckungsreisende, der Kontakt mit den kleinwüchsigen Waldbewohnern hatte. Während einer Expedition ins Innere von Gabun stieß der Amerikaner Paul Du Chaillu 1867 in einer Waldlichtung auf eine bewohnte Siedlung von ihnen. Und der französische Ad-

miral Fleuriot de Langle, fotografierte 1868 in Gabun sogar einige Mitglieder eines Stammes, den er „Akoa“ nannte. Die Berichte europäischer Forscher über das Zusammentreffen mit Vertretern einer kleinwüchsigen indigenen Bevölkerung in Zentralafrika warfen ein neues Licht auf das sagenhafte Wundervolk der Pygmäen. Zahlreiche Gelehrte haben sich mit der Frage befasst, ob die Berichte antiker Geschichtsschreiber über Begegnungen mit kleinen Menschen mehr als bloße Legenden waren. Immerhin schien denkbar, dass die Griechen über ihre guten ägyptischen Beziehungen Kenntnis von der Existenz kleinwüchsiger Volksstämme in der Nachbarschaft des antiken ägyptischen Herrschaftsgebiets hatten. War es am Ende möglich, dass sogar der etwas absurd anmutende Kampf der Pygmäen gegen die Kraniche etwas Wahres in sich trug?

Richard Henning, ein profunder Kenner antiker Geographie und Verfasser einiger erfolgreicher populärwissenschaftlicher Werke, postulierte 1932, Homers Geschichte könnte letztlich auf einen Augenzeugenbericht über eine reale Vogeljagd afrikanischer Pygmäenstämme zurückgehen.²² Immerhin kann man Henning insoweit zustimmen, als die Grundelemente der Legende allesamt in Nordafrika verortet werden können. Die Lebensräume von Kranichen und Pygmäenstämmen überlappen noch heute; der europäische Kranich überwintert in weiten Gebieten Nordafrikas, und den afrikanischen Klunkerkranich findet man von Südafrika bis hinauf in den Kongo und Äthiopien. Wandmalereien altägyptische Gräber belegen, dass die Vogeljagd damals ein beliebter Sport war. Dabei benutzen die Ägypter offenbar zumeist Wurfhölzer, um die Vögel zu erbeuten. Die Darstellung auf der François-Vase deutet auf die Existenz alternativer Jagdtechniken bei den Pygmäen, nämlich spezielle Fangstöcke mit gebogenem

Ende (s. Abb. 19 im Abschnitt „Der Pygmäenmythos als beliebtes Sujet“).

DER ZWERG IM BERG

Zwischen dem Wundervolk der Pygmäen und den Zwergen der modernen europäischen Volkssagen ist auf den ersten Blick keine direkte Entwicklungslinie zu erkennen, die auf eine signifikante Beeinflussung von Wesensmerkmalen oder Erzählmotiven hindeuten könnte. Auf einige indirekte Beziehungen wurde bereits hingewiesen. Hierzu gehört beispielsweise das Motiv des reitenden Zwergs, insbesondere in Verbindung mit der Darstellung als Pan und der generalisierten Verwendung der Bezeichnung „Pygmäe“. Ein weiterer Brückenschlag könnte durch die von Aristoteles verbreitete Mutmaßung erfolgt sein, die Pygmäen seien Höhlenbewohner (Troglodyten) gewesen (siehe Seite 335).

Aristoteles gilt noch heute als einer der bedeutendsten Philosophen überhaupt. Sein Werk hatte großen Einfluss auf Entwicklung der Naturwissenschaften. Wie fast alle Geistesgrößen des Mittelalters und der frühen Neuzeit hat auch Paracelsus auf Aristoteles Bezug genommen. In seinem 1590 posthum erschienenen Werke „Das Buch von den Nymphen, Sylphen, Pygmäen, Salamandern und den übrigen Geistern“ (*Liber de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris et de caeteris spiritibus*) bezeichnete er die Pygmäen als Gnomen, Erdgeister, nur zwei Spannen groß, die unterirdisch in Hügeln, Bergen und Höhlen wohnen würden. Sein Zeitgenosse Trithemius katalogisierte die Erdgeister in seiner Dämonologie als sogenanntes fünftes Geschlecht namens „*Subterraneum*“ (die Unterirdischen). Zu diesen zählte er offenbar auch Zwerge und andere Naturgeister, wie sein Verweis auf den Elberreigen vermuten lässt:

*„Sie machen grosse riß, spält und klunsten in der Erden
erwecken Wind und Feuerflamen
erschütten die fundament und grundtfest an den gebäwen*

*thun sich zu nacht bißweilen hauffenweiß auß den Bergen
und halten wunderliche seltzame tänze im freyen feld“²³*

Johannes Prätorius hielt es dagegen mehr mit dem Konzept des Paracelsus und differenzierte in einem ausführlichen Kapitel über Bergmännchen „zweyerley Geschlechtern“:

*„Das erste betrifft die rechten Berg-Männlein / so denen Metallariis
bekant seynd: Die andere Sorte hat in sich die andere Unterirrdischen /
so unter der Erde wie rechte Leute wohnen sollen.“²⁴*

Von den Unterirdischen, wie die Zwerge in Norddeutschland überwiegend genannt werden, scheidet Prätorius hier die *Metallariis* ab: jene Minenarbeiter also, die (Edel-) Metalle schürfen und als Bergmännchen bekannt sind.

BERGKOBOLDE

Johannes Mathesius, ein Zeitgenosse und zeitweiliger Schüler Martin Luthers, wurde 1541 Diakon in einer der großen Metropolen des Silberbergbaus, St. Joachmistal (heute Jáchymov, Tschechien). Dort predigte er nicht nur den Protestantismus, sondern er glänzte auch mit Expertenwissen im Erzbergbau. In seiner Schrift *Sarepta oder Bergpostille* berichtet er von einem Erz namens *cobelt*, das bei der Verhüttung giftige Dämpfe freisetzt:

*„[...] und was der der giftigen zechenrauch mehr sein/ auch Cadmias
fossiles genennet / ir Bergleut heisst es cobelt / die Deutschen nennen
den schwarzen Teufel / und die alten Teufelshuren und Cadartin / alte
und schwartze cobel / die vihe und leute mit irer zauberey unnd gifft
und gaben schaden thun. [...] Es habe aber nun der Teufel und seine
Hellraunen oder Drutten dem Cobalt, oder der Cobalt den Zeuerberin den
namen geben“²⁵*

Mathesius zufolge wurde also sowohl ein teuflischer Dämon als auch Erz, welches den „giftigen Zechenrauch“ verursachte, als *cobel* bzw. *cobalt* bezeichnet (andere Autoren verwenden auch die

Schreibweise *kobel*). Der heutige Name des Metalls Kobalt leitet sich von dieser Benennung her²⁶. Leider weiß Mathesius nicht zu sagen, ob zuerst das giftige Erz oder der teuflische Dämon so bezeichnet wurde. Im Lauf der Zeit verfestigte sich mehr und mehr die Sichtweise, dass das Kobalt wohl nach dem Berggeist benannt worden sein müsse. 1761 schrieb der deutsche Mineraloge Johann Gottlob Lehmann in seinem Buch *Cadmiologia oder Geschichte des Farben-Kobolds* über das „Mineral Kobold“ (er hielt es noch für ein Kupfer-Eisengemisch mit giftigen Beimengungen), das es „*vor eine ebenso schädliche und gefährliche Bergart gehalten, als der Berggeist ihnen zu seyn geschienen*“.²⁷ Und ein paar Jahre später vermutete der Göttinger Ökonom und Agrarexperte Johann Beckmann, der als Mitbegründer der Agrarwissenschaften gilt, in einem weitbeachteten Werk über Technikgeschichte:

*„Vielleicht haben die Bergleuthe diesen Namen dem Mineral [Kobalt] aus Spott gegeben, weil es sich gegen sie fast ebenso wie der erdichtete cobalus verhielt; es machte ihnen oft vergebliche Hofnung und Arbeit.“*²⁸

Der Entdecker des Elements Nickel, der schwedische Chemiker Axel Frederic Cronstedt, nahm sich möglicherweise diese Geschichte zum Vorbild, als er dem Nickel 1754 seinen Namen gab. Er wählte nämlich als Namenspaten einen Berggeist namens Kupfernickel (schwedisch „Kopparnickel“), welcher der Sage nach wertvolle Kupfererze in (damals) wertloses Gestein verwandelte. Hinter dem Namen Nickel verbirgt sich vermutlich die Kurzform von Nikolaus. Jacob Grimm dagegen führt Nickel oder Nickelmännchen auch als alternative Bezeichnungen des Wassermanns Nix (auch als Nickert, Neck, Nöck bekannt) auf und leitet diese allesamt vom althochdeutschen *nihhus* („Wassergeist“) her.²⁹

Der Geologe Georg Bauer, besser bekannt unter seiner latinisierten Namensversion Georgius Agricola, war ein Zeitgenosse von Mathesius und verfasste das erste wirklich umfassende wis-

senschaftliche Standardwerk zum Bergbau. Sein zwölfbändiges Kompendium „*De Re Metallica*“ erschien kurz nach seinem Tod im Jahr 1556. Diesem Werk war, quasi als dreizehntes Buch, eine überarbeitete Version seiner schon 1549 erschienenen Abhandlung über unterirdische Lebewesen („*De Animantibus Subterraneis*“) angehängt. Darin wird von einem schrecklichen Berggeist berichtet, der in Annaberg mehr als zwölf Arbeiter mit seinem „Hauch“ getötet haben soll³⁰. Er soll er einen langgestreckten Hals wie ein Pferd und wilde Augen besessen haben. Auch einen typischen Bergmönch mit schwarzer Kutte sowie einen „Cobalos“ findet man bei Agricola. Letzterem wird jedoch ein eher kindlich-schalkhaftes und insgesamt gutmütiges Wesen bescheinigt:

*„Sunt deinde mites, quos Germanorum alij, ut etiam Græci, uocant Cobalos, quòd hominum sunt imitatores. Nam quasi læticia gestientes rident: & multa uidentur facere, quum prorsus nihil faciant. Alij nominant uirunculos montanos, significantes staturam, qua plerun sunt: nempe nani tres dodrantes longi.”*³¹

Es gibt aber auch gute Geister, die manche in Deutschland wie die Griechen Kobolde nennen. Denn in lauter Fröhlichkeit kichern sie und tun so, als ob sie viele Dinge verrichten, während sie tatsächlich nichts ausführen. Manche nennen sie auch Bergmännchen; sie besitzen die Gestalt eines Zwerges und sind nur drei Spannen lang.

Agricolas eher beiläufige gemachte Bemerkung über die griechische Abstammung des Namens („...von den Griechen Cobalos genannt...“) wurde später von Jacob Grimm aufgegriffen. In seiner „*Deutschen Mythologie*“ bestätigt er die Herleitung des Wortes aus dem altgriechischen *κόβαλος* (*kobalos*, Schalk). Diese etymologische These gilt inzwischen als veraltet; sie taucht meist nur noch als Fußnote auf oder wird komplett übergangen. Wir werden jedoch am Ende dieses Buches noch einmal darauf zurückkom-

men, wobei wir einen kurzen Abstecher zu ein paar ausgelassenen Begleitern des Dionysos machen, die in der griechischen Mythologie als „Kobali“ bezeichnet wurden (siehe „Dionysische Kobalen“ ab Seite 500).

Der gutmütige Cobalos des Agricola scheint auf den ersten Blick ein gänzlich anderes Wesen zu sein als der „schwarze Teufel“ gleichen Namens bei Mathesius. Etwas weiter im Text führt Agricola aus, dass diese Bergmännchen auch Guttel genannt werden:

„quibus quod nostri causa benigne faciant, generique hominum sint, aut saltem esse videntur amici, nomen imposuerunt Germani, Gutelos enim apellant“³²

diesen haben die Deutschen, da sie uns Gutes tun, von menschlicher Art sind oder mindestens als Freunde auftreten, den Namen Guttel beigelegt

Die Übersetzung des Gutelos zum deutschen Guttel stammt übrigens von Agricola selbst, denn er erläuterte im Anhang: „*Demon subterraneus mitis: bergmennel/kobel/guttel*“³³. Aber auch Mathesius kannte diese Bezeichnung:

„...es lesset sich oft auch das bergmändlein und cobele oder gütlein darinne sehen und hören.“³⁴

Agricola schloss offenbar aus dem Namen, dass es sich um einen guten bzw. gutmütigen hilfreichen Geist handeln musste („da sie uns Gutes tun“). Goethe bezeichnet die Gütchen sogar als fromm (wohl aber nicht im religiösen Sinne, sondern in der Bedeutung „freundlich“³⁵). Im „Faust II“ singt die Schar der Gnomen:

*„Den frommen Gütchen nah verwandt,
Als Felschirurgen wohl bekannt;
Die hohen Berge schröpfen wir,
Aus vollen Adern schöpfen wir;
Metalle stürzen wir zu Hauf,
Mit Gruß getrost: Glück auf! Glück auf!“³⁶*

Ob sich Gütchen allerdings tatsächlich von „gut“ ableitet, ist zweifelhaft. Volkssagen aus Sachsen, Thüringen und besonders aus dem Erzgebirge sprechen vom Gütel, Gütchen, Gütgen, Jüdel oder Jütel.³⁷ Diesen Wesen wurde, wie wir bereits gesehen haben (siehe den Abschnitt „Böse kleine Männlein“ ab Seite 304), ein überwiegend bösesartiges Naturell zugesprochen. Weitaus wahrscheinlicher (und auch schon seit langem als alternative Deutung postuliert)³⁸ ist die Herleitung aus einem Diminutiv von Gott (Göttlein, Götchen, Götzel, auch Götze). Im mittelalterlichen Wolfdietrich-Epos (entstanden um 1250) spricht der Held Wolfdietrich zur Tochter des Heiden:

*„Nun lass von deinem Glauben, und bekenne meinen Gott;
Dein Gott ist ein Gütel, das glaube sonder Spott.
Er kann mit allen Sinnen nicht wandeln Brot und Wein;
Dein Gott gegen meinen mag nur ein Trugbild sein.“³⁹*

Die zweite Zeile des oben angeführten Wolfdietrich Zitats muss daher eher im Sinne von „Dein Gott ist eine Götze“ verstanden werden.

Weder Cobalos noch Guttel/Gütel/Gütchen sind genuine Bezeichnungen für Bergmännchen, sondern sie reihen sich in die große Gruppe unspezifischer Sammelbezeichnungen für alle möglichen Arten von Kobolden ein.⁴⁰ Der bereits im vorhergehenden Kapitel zitierte Verfasser von diverser Kuriositätenliteratur, Wolfgang Hildebrand, stellte sie zu den Hausgeistern: „*Gutichen / Wichtiglichen / Erdmännrichen / Helle Keplein*“ (siehe Seite 297). Auch eine Bezug zu Wassergeistern lässt sich finden, denn in einer Sage aus Halle wird vom Gütchenteich erzählt.⁴¹ Es ist ein Zauberteich, aus dem alle in Halle geborenen Kinder stammen. Auch soll er eine Gräfin mitsamt ihrer Kutsche verschlungen haben, und man kann bei guter Sicht noch die Turmspitze eines ganzen Schlosses sehen, das ebenfalls einst darin versunken sei.

ERZSCHÜRFENDE ZWERGE IM MÄRCHEN

*We dig dig dig dig dig dig dig
 in our mine the whole day through
 To dig dig dig dig dig dig dig dig
 is what we really like to do
 It ain't no trick to get rich quick
 If you dig dig dig dig with a shovel or a pick
 In a mine! In a mine! In a mine! In a mine!
 Where a million diamonds shine!*

So singen die sieben Zwerge bei ihrer Arbeit im Walt Disney Klassiker „Snow White and the Seven Dwarfs“ („Schneewittchen und die sieben Zwerge“) von 1937. Der Abbau von Edelsteinen und Edelmetallen ist einer der klassischen Stereotypen jenes Bergzwerger, den die Brüder Grimm mit ihrer Märchensammlung populär machten und der durch den enormen Erfolg des Animationsfilms auch in die Hirne des US-amerikanischen Kinopublikums einsickerte. Ein ähnliches Bild zeichnet J.R.R. Tolkien im „Herrn der Ringe“. Auch seine Zwerge gruben nach wertvollen Metallen und Edelsteinen. Jedoch lebten sie nicht in einer ärmlichen Hütte im Wald, sondern in großen Hallen unter den Bergen. Disney und Tolkien haben dazu beigetragen, dass Zwerge in der allgemeinen Wahrnehmung eine weitgehend homogene Gruppe von Sagenwesen bilden, deren Berufsbild einen schon fast prototypischen Charak-



Abb. 24: Zwerge bei der Arbeit im Bergwerk

ter erreicht hat: Zwerge sind meist unter Tage in ihren Bergwerken zugange und fördern die Schätze der Erde zutage, also etwa Edelsteine, oder Gold und andere Edelmetalle. Aber halt: Hat dieses Zwergebild wirklich einen Rückhalt in der volkstümlichen Überlieferung? Oder hat sich hier vielleicht ein dichterisches Element zu einem ikonografischen Merkmal entwickelt?

Abgesehen vom Märchen „Schneewittchen und die sieben Zwerge“, auf das wir gleich zurückkommen, tauchen in der Märchensammlung der Brüder Grimm nur vereinzelt weitere Zwerge auf (siehe auch die Einleitung zum Kapitel 3 – Zwerggeistersagen ab Seite 78). In einer Untersuchung jener rund 20 Märchen, die Zwerge beinhalten, wurden folgende Gemeinsamkeiten herausgearbeitet:⁴² Zwerge tanzen gerne, sie können hilfsbereit sein und machen den Menschen manchmal sogar Geschenke. Sie besitzen magischen Fähigkeiten, nutzen diese aber nicht nur zum Guten, sondern sind oft auch böse und rachsüchtig (dies ist möglicherweise sogar das dominante Merkmal). Manchmal wohnen sie in Bergen, aber sie graben dort nicht nach Erz oder Edelsteinen.

Dieser Tätigkeit gehen zwar unzweifelhaft die sieben Zwerge im Märchen „Schneewittchen“ nach. Sie sind jedoch ganz und gar untypische Vertreter ihrer Art und taugen nicht als Beleg, denn ihre bergmännische Tätigkeit wurde von den Brüdern Grimm erwiesenermaßen erdichtet. Ihre Version von „Schneewittchen“ ist das Ergebnis einer Zusammenstellung verschiedener Erzählmotive, die auf alte Volkssagen zurückgehen. Einige dieser Motive tauchen sogar an anderer Stelle der Grimm'schen Märchensammlung wieder auf. Im Märchen „Die sieben Raben“ gibt es einen Zwerg, der als Bediensteter der sieben Raben im Glasberg arbeitet. Wie die Zwerge in „Schneewittchen“ fragen die Raben das Mädchen (ihre Schwester): „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“⁴³ In einem Vorläufer von „Schneewittchen“, der

Richilde-Erzählung, vergiftet die böse Gräfin Richilde dreimal ihre schöne Stieftochter Blanca.⁴⁴ Blanca wird jedes Mal von ihren getreuen Hofzwerge(n (!) beigesetzt, die am Sarg wachen, bis schlussendlich der edle Ritter (hier Gottfried von Ardenne) auftaucht. In der Sage „Tod der sieben Zwerge“ wird ein junges Mädchen von sieben Zwergen beherbergt, die in einer Hütte im Schwarzwald leben.⁴⁵ Dass sie im Bergwerk arbeiten würden, wird nicht erwähnt. In anderen Vorläufern der Schneewittchen-Erzählung kommen überhaupt keine Zwerge vor, sondern es wird von Riesen oder Räubern berichtet.⁴⁶

Was also mag die Brüder Grimm dazu veranlasst haben, die Zwerge im Stollen schuften zu lassen? Dahinter stand einerseits sicherlich das Bestreben zur Vereinheitlichung von Erzählmotiven durch redaktionelle Überarbeitung zugunsten einer möglichst attraktiven Geschichte. Gegebenenfalls wurden Märchen einfach durch Fremdanleihen „aufgewertet“, denn immerhin sollte ihre Geschichtensammlung vor allem auch der Volkspädagogik dienen.⁴⁷ Andererseits erzählen zahllose Sagen, vor allem aus den Bergbauregionen, von zwergähnlichen Wesen, die die Stollen bevölkern. Da lag es für die Brüder Grimm wohl nahe, dass die Zwerge ihr Tätigkeitsspektrum wohl einfach dem jeweiligen Hauptwirtschaftszweig der Menschen anpassen und im Gebirge als Grubenarbeiter aktiv sind.

Die „sieben Berge“ ihrer Schneewittchen-Erzählung sind vielleicht aus dem Siebengebirge entlehnt, das der Volkssage nach von sieben Riesen erschaffen wurde.⁴⁸ Für die Figur des Schneewittchens wurde vermutet, sie sei in Anlehnung an eine real existierende unglückliche Tochter einer Adelsfamilie geschaffen worden. In Frage kommen beispielsweise Maria, Freifräulein von Erthal aus dem unterfränkischen Lohr im Spessart⁴⁹ oder Margaretha von Waldeck aus dem Hessischen Bergland⁵⁰. Beide wurden

vermutlich vergiftet, und interessanterweise können beide hinsichtlich ihres Lebensumfeldes mit dem Bergbau in Verbindung gebracht werden. Vielleicht wurden die Brüder Grimm durch diesen Umstand darin bestärkt, Schneewittchens Zwergen ein montanes Berufsbild zu verleihen. Dadurch haben sie wesentlich dazu beigetragen, dass der im Bergwerk arbeitende Zwerg in der allgemeinen Wahrnehmung zum Typusexemplar wurde. Das „Handwörterbuch der deutschen Aberglaubens“ konstatiert im Eintrag „Zwerge“: „Wo Bergwerke betrieben worden sind oder noch werden, wohnen natürlich auch Zwerge“.⁵¹

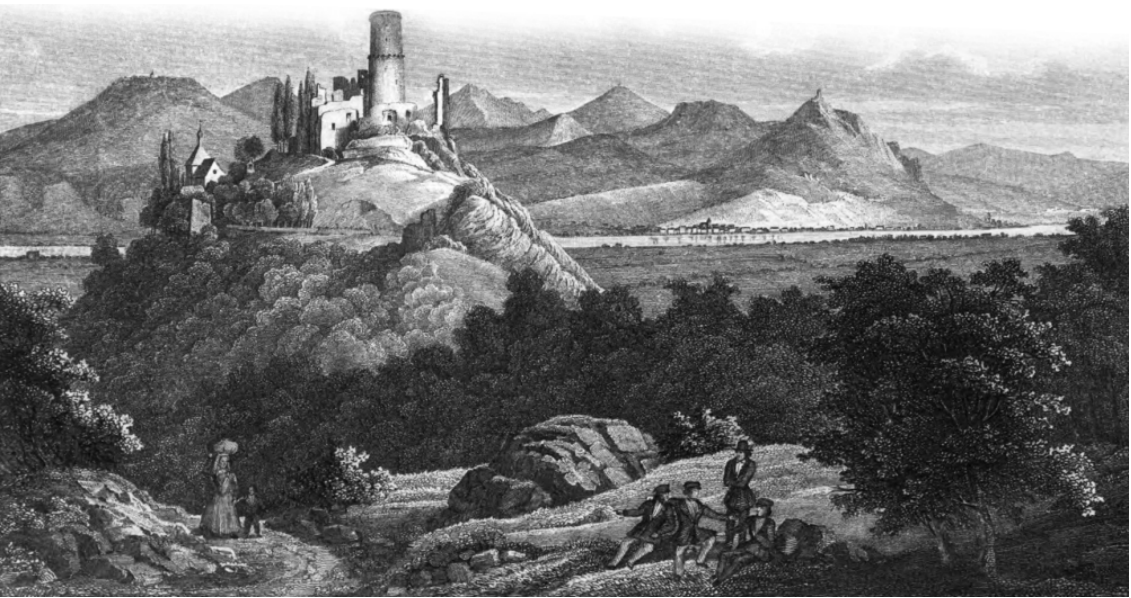


Abb. 25: Die sieben Berge, hinter denen bekanntermaßen die sieben Zwerge vermutet wurden

DIE FUSION VON BERG- UND ERDMÄNNCHEN

Im Umfeld von Bergwerken in den Mittelgebirgen und im Alpenraum wird von den Erz schürfenden „Bergmännchen“ erzählt. In der norddeutschen Tiefebene gab es keine Erzgruben, stattdessen findet man hier die Bier brauenden, Hausrat verborgenden und Feldfrüchte stehlenden Unterirdischen. Die Brüder Grimm und viele andere Sagensammler waren fest davon überzeugt, dass es sich hier um den gleichen Wesentyp handelt (siehe dazu den vorhergehenden Abschnitt). Zu allem Überfluss kamen oft auch noch die Hauswichtel dazu, so dass die Zwerge mehr und mehr zu einem vereinheitlichten Fusionsprodukt wurden.

DIE BERGMÄNNCHEN DER VOLKSSAGEN

Die meisten Dämonologien der frühen Neuzeit haben zwischen Grubengeistern, Naturgeistern und Hausgeistern deutlich unterschieden. Diese Auffassung wird dadurch gestärkt, dass in manchen Regionen Deutschlands die örtlichen Sagen einerseits von Zwergen und andererseits von Grubengeistern berichten. Letztere konnten wie Zwerge klein von Gestalt sein und wurden dann oft als Bergmännchen bezeichnet. Abgesehen von ihrer Statur und ihrem Aufenthaltsort unter der Erde scheinen sie aber wenig mit den Unterirdischen gemein zu haben. Nehmen wir als Beispiel eine der ältesten Bergbauregionen Deutschlands: den Harz. Schlacken- und Erzfunde bei Düna aus dem 3. - 4. Jahrhundert zeigen, dass dort schon seit langer Zeit Kupfer, Silber und Eisen gewonnen wurde. Es ist also eine uralte Bergbauregion. Aus dieser Gegend stammen auch jene Volkssagen, die vom schon zuvor erwähnten „Vater“ der deutschen Sagensammler, Johann Nachtigal, zusammengetragen wurden. Die Eigenschaften der Zwerge in den Harzer Sagen stimmen mit denen ihrer Vettern aus der deutschen

Tiefebene verblüffend gut überein. Lediglich ihre Behausungen (bzw. deren Eingänge) sind im Harz eben keine Erdhügel und -löcher, sondern Höhlen und Felsklüfte.

Die vielleicht umfassendste Sammlung Harzer Sagen trug auf Bitten von Jacob Grimm der Lehrer und Volkskundler Heinrich Pröhle zusammen. Seine Anthologie enthält zahlreiche Sagen über Zwerge mit ihren typischen Eigenschaften. Nur verhältnismäßig wenige Begebenheiten handeln von Grubengeistern. Darunter finden sich koboldartige, Schmiedearbeiten ausführende Hüttenmännchen, Erzlagerstätten anzeigende Berggeister sowie hilfreiche Bergmönche.⁵² Sie alle sind von ihren Wesensmerkmalen her von den Zwergen doch sehr verschieden. Zwerge, so könnte man es zusammenfassen, sind zumindest in Bergwerken des Harzes überhaupt nicht anzutreffen. Ganz allgemein zeigen die Bergmännchen der Volkssagen nämlich eher jene koboldhaften Züge, von denen schon Agricola und Paracelsus zu berichten wussten. Schon durch ihre solitäre Lebensweise sind sie leicht von den gruppenbildenden Unterirdischen zu unterscheiden; wie etwas das alpenländische Bergmandl, das Schätze unterschiedlicher Art hütet.⁵³ Namen wie Bergklopferl oder Erdhammerl spielen darauf an, dass die Bergmännchen den Bergleuten durch Klopfgeräusche den Verlauf von Erzadern anzeigen.

Obwohl die Bezeichnung Bergmännchen als Diminutiv von Bergmann klar auf die Arbeit unter Tage verweist, hat der Namensteil „Berg-“ in einigen Fällen zur Vermengung mit Berggeistern im Sinne von Gebirgsgeistern (d.h. im Gebirge lebende Wesen) geführt. So ist sogar schon der mächtige Naturgeist Rübezahl zum Kobold degradiert worden. Johann Nepomuk Ritter von Alpburg hat in seiner Sammlung von Sagen aus dem Alpenraum ein bezeichnendes Beispiel für die unklare Gemengelage geliefert:

„Dieses Gebirge [Anm: gemeint ist der Hochvogel in den Allgäuer Alpen] bewohnt ein Berggeist, ein Schatzhüter, der es fast ebenso treibt wie der Rübezahl im Riesengebirge. Oftmals wird er für ein Venedigermannl gehalten [...] [die Lechtaler] haben ihm bei der Rückkehr den Namen "Kobold" beigelegt, aber der Jacks Huber hat ihn für ein "Klopferle" gehalten [...] es soll ein schwarzer, rauher Zwerg - auch oft in rauher Wurmgestalt - gewesen sein [...] der Hochvogelberggeist ein ganz gleiches Klopferle sei, wie es in den Häusern zu finden und Erdhammerl heißt“⁴⁴

Angesichts der unklaren Aussagen seiner Informanten beschließt der Ritter von Alpenburg seine Ausführungen mit dem lakonischen Fazit:

„Erdhammerl kann aber kein Berggeist sein: Verwechslungen der dämonischen Wesen untereinander, und nicht Festhalten des Unterschiedes ihrer Wesenheiten, begegnet man im Volke nicht selten.“

VON RÖMERMÄNNCHEN UND TARTAREN

Am Nordrand des Eifelgebirges, zwischen Düren und Aachen, befindet sich im Gebiet der heutigen Stadt Stolberg ein Revier, in dem die Römer schon im 1. Jahrhundert Erzbergbau betrieben. Insbesondere Blei, Zink und Eisen wurde hier abgebaut und verarbeitet. Der Dürener Lehrer Heinrich Hoffmann (1848-1917) hat zahlreiche Sagen aus der Region aufgezeichnet, darunter auch die Folgende:

„Im Römerfelde zwischen Gressenich und Werth war ein uraltes Bergwerk. Die Bergleute, die dort einstens arbeiteten, waren von sehr kleiner Gestalt. Man nannte sie Tataren, auch Römer und wegen ihres kleinen Wuchses auch Heinzelmännchen. In ihrer Arbeit waren sie sehr geschickte Leute, und der ganze Boden war ausgehöhlt durch Gänge und Gewölbe, in denen sie fleißig Erze suchten. Da kam eines Tages ein fremdes Kriegervolk, zerstörte die Bergwerke und rottete die Bergleute aus.“⁴⁵

Die Bezeichnung „Tataren“ in der oben wiedergegebenen Passage ist vermutlich im Sinne von fremdländisch aussehenden Menschen zu verstehen. An anderen Stellen findet sich in vergleichbaren Zusammenhängen der Begriff „Zigeuner“. Im 13. Jahrhundert hatte sich (fälschlicherweise) die Bezeichnung Tartaren (ev. von gr. *ταρταρος*, *tartaros* = „Unterwelt“) als Sammelbezeichnung für die angeblich grausamen Hunnen verbreitet, welche im 5. Jahrhundert Teile von Deutschland, Frankreich und Italien verwüstet hatten. Möglicherweise liegt hier auch der Ursprung des böhmischen Koboldnamens „*Tatroman*“.⁵⁶ Die Bezeichnung „Römer“ entstand wahrscheinlich aus dem historischen Kontext der Bergwerke. Im Schieferling, einer Bleigrube zwischen Diepenlinchen und Gressenich, sollen ungewöhnlich kleine Leute namens „Römermännchen“ gearbeitet haben. In dieser Grube soll sich zudem noch ein anderer Berggeist, der ambivalente aber meist hilfreiche Berg(werks)mönch, herumgetrieben haben⁵⁷.

HYBRIDE BERGWICHTEL

In der Eifel nun trifft man auf Zwerggeister, die eine vollständige Hybridisierung zwischen Erdmännchen und Bergmännchen durchlaufen haben. Diese heißen dort Quärresmännlein und wohnen in Quärreslöchern oder Quärressteinen. Der mundartliche Begriff Quarr existiert noch heute und bezeichnet sowohl ein knorriges Stück Holz, als auch einen kleinen verwachsenen Menschen. Möglicherweise besteht auch eine Wortverwandtschaft zu den Querxen der Oberlausitz. Das westfälische *kwerken*, das althochdeutsche *querca* und das hochdeutsche *quarren* bezeichnen allesamt unangenehme Lautäußerungen im Sinne von schreien oder quieken. Eine Verbindung zu den Zwergen vermutete auch der Oberpfälzer Volkskundler Franz Xaver Ritter von Schönwerth. Er wusste über die Bergmännlein folgendes zu berichten:

„Sie sind jene Art Zwerge, welche die Erze, besonders Eisen, aus der Erde fördern. [...] Man ist froh, wann sie erscheinen, denn ihre Ankunft deutet auf gutes Jahr. [...] Sie sind klein und grau, wie die Bergleute gekleidet, mit Oellampen. Haben sie gearbeitet, sieht man doch nichts davon. [...] Sie gingen aber auch in die Häuser und halfen den Menschen die Hausarbeit thun, wenn man ihnen Etwas in der Schüssel ließ.“⁵⁸

An diesem Beispiel wird die Vermengung der Charakteristika mehrerer verschiedener Zwerggeister deutlich. Die armen Zwerge müssen sich offenbar durch Mehrfachbeschäftigung über Wasser halten, denn neben ihrer Arbeit im Bergwerk eilen sie zu einem Zweitjob als Hauswichtel, bei dem sie überdies - wie den antiken römischen Hausgeistern - auf ein Nahrungsoffer angewiesen sind! Vor diesem durchaus verwirrenden Hintergrund sollten wir es Jacob Grimm nicht allzu übel nehmen, wenn er in seinem umfassenden Kompendium „Deutsche Mythologie“ die Erdmännchen und Berggeister den Zwergen gleichstellt.⁵⁹ Alle diese Wesen würden *„in die Ritzen und Spalten der Berge“* schlüpfen, und *„in diesen höhlen treiben sie ihr wesen, sammeln schätze“*.

VON WALEN UND VENEDIGERN

Als rationale Erklärung für die Entstehung der Bergmännchen findet man bis heute die euhemeristische Hypothese, dass Sagen und Legenden von Stollengeistern und Bergkobolden auf der Transformation von menschlichen Bergarbeitern des Altertums beruhen. Diese seien, so wird meist hinzugefügt, besonders kleinwüchsig gewesen um sich in den engen Stollen bewegen zu können. Der moderne Gartenzwerg scheint durch seine Attribute wie Spitzhacke und Grubenlampe diese Herleitung zu bestätigen. Auch die Zipfelmütze findet angeblich eine Vorlage bei gepolsterten Kopfbedeckungen, die frühe Bergleute zum Schutz gegen herabfallendes Gestein trugen.

Nach einer - zumeist dem Kieler Soziologen Hans Werner Prahl zugeschriebenen - Annahme sei beispielsweise der Ursprung des Gartenzwerger bei afrikanische Pygmäen zu suchen, die von skrupellosen Sklavenhändlern als Arbeitskräfte in die Erzminen Anatoliens verkauft wurden. So hätten angeblich in der heutigen Ost-Türkei im 13. Jahrhundert Pygmäen-Sklaven im Bergbau gearbeitet, denen die Minenbesitzer Steinfiguren nachbildeten, um ihre Kräfte magisch zu bannen. Diese Pygmäensklaven-Hypothese wurde durch eine im Badischen Landesmuseum Karlsruhe 2013 gezeigte Ausstellung „WeltKultur“ für eine breitere Öffentlichkeit hochgekocht.⁶⁰ Auch wenn diese Idee vielleicht etwas zu weit aus dem Fenster gelehnt scheint, so vollzog sich doch auch jenseits der Gartenzwergevolution eine recht gut belegbare Legendenbildung und Mystifizierung auf der Basis von realem Bergbau-Handwerk. In den Gebirgszügen der Oberpfalz haben vermutlich schon die Kelten zahlreiche Eisen und Silberminen betrieben. Die Römer der Kaiserzeit haben sich dort nicht hingewagt, und von Römermännchen hört man im Sagengut der Oberpfalz konsequenterweise auch nichts. Aus dieser Region kennen wir zahlreiche Geschichten über Bergmännlein, Hüttenmännlein und sogenannten Venedigermännlein. Diesen wurden verschiedenste Tätigkeiten - von der Prospektion, über den Erzabbau, die Verhüttung bis zum Schmiedehandwerk - zugeschrieben. Gelegentlich wurden ihnen sogar schwarzmagische Fähigkeiten unterstellt. Lassen wir den schon zuvor zitierten Volkskundler von Schönwerth noch einmal zu Wort kommen:

„Zu den Erzgewinnenden Bergmännchen gehören die räthselhaften Venetianer; sie kommen und gehen im Windgespreil, das oft thurmhoch steigt, in der Windsbraut; in weiter Ferne, gegen Süden, ist ihre Heimat; sie suchen nach edlen Erzen in den oberpfälzischen Bergen, besonders im Fichtelgebirge, und kehren reichbeladen zurück.“⁶¹

Das Reisen in Form eines Windwirbels ist ein typisches Merkmal der italienischen Wind-Folletti - neckischen Zwerggeistern, die ihre Wurzeln möglicherweise in der etruskischen Mythologie haben. Aber warum werden sie als „Venetianer“ bezeichnet? Und warum in aller Welt sollten italienische Zwerggeister aus ihrer schönen Heimat in den kalten Norden ziehen, und in muffigen, schlechtbeleuchteten Erdgängen herumkriechen?

Der Journalist und Filmemacher Sven Hartung postulierte 2010 in seiner TV-Dokumentation „Das Geheimnis der Zwerge - Schatzsucher aus Venedig“, dass mitteleuropäische Zwergensagen womöglich auf einer historischen Grundlage beruhen. Mittelalterliche Mineraliensucher, so die Theorie, hätten für ihre italienischen Auftraggeber auf der Suche nach bestimmten Zusätzen für die venezianische Glasproduktion weite Teile Europas bereist. Die Mineraliensucher sollen der Theorie zufolge besonders kleinwüchsige Menschen gewesen sein, denn *„manche Stollen in den Alpen geben zu Schätzungen Anlass, dass sie nur von Bergleuten mit einer Körpergröße von unter 150 Zentimeter benutzt werden konnten. Die Stollen mussten von den kleinen Bergarbeitern in gebückter Haltung begangen werden, darauf weisen die Stollenfirste hin“*, so Hartung.

Auf eine mögliche Verbindung zwischen den legendären Mineraliensuchern und Zwergensagen hatten schon frühere Autoren hingewiesen. Der deutsche Historiker Heinrich Schurtz war Ende des 19. Jahrhundert an der Lösung eines alten Rätsels interessiert, nämlich der Herkunft des Zinns, welches in der Bronzezeit als Legierungsbestandteil in beträchtlichen Mengen benötigt wurde. Diese Frage ist übrigens immer noch nicht abschließend geklärt. Potentielle Zinnlagerstätten (insbesondere in England und Zentralasien) werden heute mit modernen Methoden der Massenspektrometrie unter die Lupe genommen. Schurtz war damals auf vergleichende historische und ethnologische Analysen

angewiesen. In seinem Büchlein „Seifenbergbau im Erzgebirge und die Walensagen“ von 1890 untersucht er den Bergbau bei vorgeschichtlichen Völkerstämmen. Darüber hinaus berichtet er auch von alten Sagen über fremdländische Gestalten namens Walen, die sich in den erzeichen Gebirgsregionen Mitteleuropas herumgetrieben haben sollen. Walensagen und Zwergensagen, so Schurz, hätten oft gemeinsame Elemente, so dass Letztere aus den Ersteren hervorgegangen sein könnten.

Dass man in den mitteleuropäischen Gebirgszügen wertvolle Erze finden konnte, war seit langem bekannt. In den Ostalpen wurde schon in der Bronzezeit nach Kupfer gegraben. Eines der bestuntersuchten Reviere namens Mitterberg liegt im Salzburger Land zwischen Hochkeil und Hochkönig, dem höchsten Gebirgsstock der Berchtesgadener Alpen. Kupfer aus dieser Region ist in prähistorischen Bronzen im gesamten mitteleuropäischen Raum nachzuweisen. Schon ab dem 14. Jahrhundert finden sich in deutschen Urkunden und Bergmannsbüchern Bemerkungen über fremdländische Gestalten, die sich in den erzeichen Gebirgsregionen Mitteleuropas herumtrieben, darunter das Riesengebirge, das Erzgebirge, der Harz und die Ostalpen. Die Fremden wurden als Walen (u.a. auch Walsche, Wälsche, Welsche, Walische, Wallonen, Wołch) oder Venediger (u.a. auch Venetier, Venediger, Venetianer) bezeichnet. Die erste der beiden Bezeichnungen geht wohl auf eine germanische Bezeichnung für Bewohner des romanischen Sprachraums zurück (althochdeutsch *walha*). Venediger hießen sie nach ihrem angeblichen Herkunftsort Venedig. Die populärste Vermutung über die Tätigkeit der Wahlen war, dass sie Gold suchten. So schreibt es der Bergmann Christian Gottlieb Lehmann im Buch "Nachricht von Wahlen" von 1764:

„Es ist eine allgemeine Tradition von etlichen Seculis her, daß im Erzgebirge sich Ausländer eingefunden, welche dieses Gebürge

durchzogen, Golderze in Flüssen, und in der Erde aufgesuchet, gefunden, und mit sich nach Hause getragen, daselbst zu gut gemacht, und sich dadurch viel Reichthum erworben haben sollen.“⁶²

Tatsächlich war Venedig im Mittelalter ein Zentrum der Gold- und Silberschmiedekunst. Aber in Venedig gab es auch einen Bedarf an ganz anderen Rohstoffen. Besonders berühmt und geheimnisumwittert war die Glasmanufaktur, die aus Gründen der Diskretion auf die nahegelegene Insel Murano ausgelagert worden war. Für die geheimen Rezepte der Glasverarbeitung benötigten die Arbeiter spezielle Zutaten, darunter beispielsweise Kobalt und Mangan. Der Bevölkerung in den von den Walen aufgesuchten Gebirgsregionen wurde schnell klar, dass es in ihrer Gegend irgendetwas Wertvolles zu holen gab. Sie selbst konnten aber keinen Vorteil daraus ziehen, da sie nicht wussten worum es sich handelte und wie es auszubeuten war. Ein bekanntes Sprichwort unter der Bevölkerung, welches auch in einigen Walensagen auftaucht, zeugt von diesem Wissensmangel: „Im Gebirge werfe so mancher Bauer mit einem Steine nach seiner Kuh, der mehr wert sei, als die Kuh“.

Da man nicht genau wusste, was die Walen oder Venediger im Gebirge trieben, lag es nahe, ihnen magische Praktiken zu unterstellen. Es entstanden zahlreiche Sagen, die mit übernatürlichen Elementen ausgeschmückt wurden. Teilweise transformierte man die fremden Prospekture sogar selbst zu Geistwesen. In einer alten Sage aus dem Salzburger Land heißt es:

„Venedigermandl nennen die Leute diese Gegend einen kleinen, kaum handlangen Bergkobold, der sich überall dort einfindet, wo der Berg Erzadern führt oder wo ein Schatz verborgen liegt. Die Wurzelgraber haben oft, wenn sie mit dem Spaten in die Erde stachen, ein klägliches Schreien gehört - dann hatten sie einen Venediger, der eine Erzader oder gar verborgene Edelsteinen hütete, verletzt.“⁶³

Erzählungen dieser Art gibt es viele, und es ist ganz offensichtlich, dass eine Vermischung von Walensagen und Zwergensagen stattgefunden hat. Aber heißt dies auch, dass sich die Zwergensagen aus den Walensagen entwickelt haben? Schon Heinrich Schurtz war da skeptisch. Zwar ließ er gelten, dass in wenigen Fällen ein realer historischer Hintergrund für mythologische Erzählungen existieren könne – so etwa im Fall der Thüringer Sagen über „Zwergengeschirr“; die sogenannten Luchtentöpfe, die in Wahrheit Urnen frühzeitlicher Gräberfelder waren (siehe den Abschnitt „Töpfe aus der Erde“ ab Seite 367). Schurtz wies aber auch auf die vielen inhaltlichen Differenzen sowie auf Unterschiede in Alter und Herkunft von Zwergen- und Walensagen hin. Dazu kommen einige weitere Schwächen in der Argumentation. Zwar werden Walen und Bergmännlein in mythischen Erzählungen oft gleichgesetzt. Andere Berichte über Wahlen sind aber weitaus nüchterner und erzählen von Wahlen als Schatzsucher oder begabte Metallurgen. Aus den Thurgauer Alpen kennt man Geschichten über sogenannte „Goldlöcher“, die von den Welschen oder Venedigern geschaffen oder zumindest ausgebeutet wurden:

„Es war vor langen Jahren, als im Goldingertal zwei junge, krauslige, südländisch aussehende, welsch parlierende Burschen erschienen. Gross und klein guckten nach ihnen, die Bauern durch die Astlöcher im Tenntürli, und das Weibervolk hinter den Vorhängen hervor. Das treiben der beiden, nahm sich gar sonderbar aus. Sie stiegen in jedes Bächlein hinab, um im Geröll zu stochern. Sie klopften mit ihren Hämmern an alle Felsen, und wo sie im Gestein etwas Glänzendes erhaschen mochten, steckten sie es in ein ledernes Säcklein. nach einiger Zeit hatten die Leute herausgebracht, dass die beiden fremden, sich Venediger nannten, und Gold suchten. Ob sie welches gefunden weiss man bis heute nicht.“⁶⁴

In dieser Sage sind die Wahlen keine Zwerge, sondern gutaussehende junge Männer, die durchaus nichts besonders geheimnisvolles taten, sondern lediglich die Gegend nach Schätzen absuch-

ten. Eine Gedenktafel von 1451 in der Kirche zu „*Wunsidel*“ (Wunsiedel im Fichtelgebirge) berichtet vom Stifter der Kirche, er habe in Venedig eine Walin namens Barbara geheiratet, die in der „*in der Alchymie hoch erfahren*“ gewesen wäre.⁶⁵ Er sei mit ihr dann in seine Heimat am Fichtelberg zurückgekehrt und durch das Scheiden von Zinn ein schwerreicher Mann geworden. Das Wahlen-Handwerk wurde ganz offenbar als zwar einträglich, aber keineswegs als magische Praktik angesehen. Erzählungen, die frei von übernatürlichem Beiwerk sind, beschreiben die Schatzsucher üblicherweise auch nicht als besonders kleinwüchsig.

Das Argument, die kleinen Stollen können nur von besonders kleinwüchsigen Menschen ausgehoben worden sein, ist letztlich ebenfalls nicht zwingend. Stollen sind nicht grundsätzlich zum aufrechten Gehen gedacht und enge Zu- oder Überhänge können auch kriechend überwunden werden. Zugegebenermaßen eignen sich zwei-Meter-Hünen nicht unbedingt als Bergleute. Andererseits ist aber eine ausgeprägte Zwergenstatur, die Anlass zu einer Sagenbildung hätte geben können, auch nicht vonnöten. Von der Eisenzeit bis in das Mittelalter lag die mittlere Körpergröße bei Männern bei 166 cm. Frauen waren etwa 10 cm kleiner. Die eingangs dieses Kapitels erwähnte Behauptung, Pygmäen-Sklaven hätten in ostanatolischen Erzminen gearbeitet, kann aus der Historie des Bergbaus nicht sicher belegt werden. In den Silberminen von Laurion (Südspitze von Attika) wurde vom 6. – 4. Jahrhundert v. Chr. kommerzieller Abbau im großen Stil durchgeführt. Der athenische Staat vergab Schürfrechte, die von vielen reichen Athener Bürgern genutzt wurden. Dazu wurden in großer Zahl Slaven aus Kleinasien oder dem Norden herbeigeschafft. Zu Hochzeiten sollen in den Minen um die 30.000 Sklaven gearbeitet haben⁶⁶. Es gibt keine Hinweise, dass dabei überwiegend (oder auch nur überhaupt) kleinwüchsige Sklaven eingesetzt wurden.

Auch archäologische Befunde aus der Frühzeit des Bergbaus bringen keine zwingenden Belege für die Zwergenhypothese. So waren beispielsweise die keltischen Arbeiter im eisenzeitlichen Salzbergwerk am Hallstätter See normalgroß gewachsen. Und für Arbeiten, die ausnahmsweise eine besonders geringe Körpergröße verlangten, hatte man schon damals eine praktikable Lösung gefunden: Zahlreiche archäologische Hinweise belegen, dass Kinder dort schon in jungen Jahren harte Arbeit unter Tage leisten mussten.⁶⁷ Im Übrigen war die Kinderarbeit im Stollen bis in die Neuzeit gängige Praxis. Ein Sprichwort aus dem Bergischen Land lautet: „Silberkuhle tu dich zu, es bleibt kein Hirt´ sonst bei der Kuh!“⁶⁸ Bei den Viehhirten handelte es sich nämlich ganz überwiegend um Kinder, die im Zweifel lieber von der Viehweide abgezogen und stattdessen im (für die Eltern finanziell lukrativeren) Bergbau eingesetzt wurden.

ZWERGE ALS URBEVÖLKERUNG

Mit der frühneuzeitlichen Entwicklung der empirischen Wissenschaften als Instrument der Wahrheitsfindung jenseits und unabhängig vom theologischen Weltbild der Kirche kam auch der tradierte (Aber-)Glaube an übernatürliche Zusammenhänge und Geisterwesen auf den Prüfstand. Hatte Froben Christoph Graf von Zimmern in seiner Familienchronik aus dem 16. Jahrhundert von den Geschichten über Erdmännlein noch weitgehend unkritisch und ohne rechte Stellungnahme zu ihrem Wahrheitsgehalt berichtet, war der Scheibenerger Pfarrer Christian Lehmann in seiner Chronik von Merkwürdigkeiten aus dem Erzgebirge von 1699 mehr als skeptisch. Er bezeichnete die ihm mitgeteilten Begebenheiten über Zwerge Holzweiblein und andere Geister allesamt als „*alt Weiber-Mährlein*“.⁶⁹

TÖPFE AUS DER ERDE

Im Rahmen einer kritischen Auseinandersetzung mit den unterirdischen Erdgeistern schien es insbesondere geboten, die angeblichen materiellen „Beweise“ für deren Existenz unter die Lupe zu nehmen. Entlang der Oder und bis nach Schlesien und Sachsen hinein gab es immer wieder Berichte über Erdtöpfe, die im Boden wachsen und dann von selbst an die Oberfläche kommen und versteinern würden (sog. „Topfsteine“). Topfsteine fanden sich zuhauf insbesondere in der Nähe hügeliger Erhebungen in der Niederlausitz, die von den dort lebenden Sorben als *Ludkowa górka* (Ludkenhügel) bezeichnet wurden. Ludken oder Ludki war der Name für Zwerge in dieser Region. Im Volksglauben wurden die Töpfe als hauswirtschaftliche Gerätschaften der unterirdisch wohnenden Zwerge gedeutet. Eine andere volkstümliche Deutung

kam der Wahrheit schon näher. Da man nämlich manchmal auch kleine Knochenstücke in den Töpfen fand, wurde gemutmaßt, es könne sich auch um Urnen des „kleinen Volkes“ handeln. Tatsächlich handelte es sich bei den Hügeln um Gräberfelder westslawischer Siedlungsstätten aus der Bronze- und Eisenzeit, und die Gefäße waren oft tatsächlich Urnen, die auch Knochenreste aus Brandbestattungen beinhalten konnten.

Auch in Niedersachsen, genauer gesagt im sogenannten Saterland, einem von den Saterfriesen bewohnten Teil des Münsterlandes bei Cloppenburg, wurden des Öfteren Töpfe in der Erde gefunden. Da die Zwerge hier im Volksmund Ölken oder Ölkers hießen, wurden die Gefäße dementsprechend als Ölkerspött (Zwergentöpfe) bezeichnet.⁷⁰ Im damals dänischen Schleswig hießen sie Önnerspottjüg.⁷¹ Der vermutlich älteste Hinweis findet sich in der Chronik des Grafen von Zimmern. Er beschreibt, dass das seltsame Erdengeschirr nur im Mai aus dem Boden wächst, und...

„...das noch wunderbarerlicher, in iedem geschier find man etwas von eim metal, zu zeiten von gold, silber, erz, plei oder zinn, manichmals ein münz, zu zeiten was seltzams von eisenwerk oder anderm metall in allerlai maniern, [...]“

Zwar erwägt der Graf die Möglichkeit von Grabbeigaben, aber letztendlich bleibt die etwas unbestimmte Erkenntnis:

„Die allmechtigkait Gottes hat manicherlai officia und dienst von engeln, den gueten und bösen, auch von mentschen, durch die Gott wunderbarliche ding würkt, also das solchs mermals wider und über den menschlichen verstand.“

Nur wenig später, im Jahr 1589, vermutet der Wittenberger Professor Petrus Albinus (eine latinisierte Version seines eigentlichen Namens Peter von Weiße) in seiner Meißnischen Landchronik, dass die Erdtöpfe von höhlenbewohnenden Menschen ver-

gangener Zeiten stammen könnten. Den Volksglauben an unterirdische Geister, von ihm „Pygmei“ genannt, lehnte er dagegen entschieden ab:

„So haben wir nun erwehnet/ das eins theil meinen/ es sollen die Zwergentöpfe sein/ als von denen sie (so anders vorzeiten dergleichen Leute in solcher menge/ wie das gemeine Volck dafür helt/ mögen gelebt haben) dahin gesetzt da sie ihre Hölen gehabt/ welche mit der zeit vorfallen. Denn die andre meinung dass die pygmaei noch in der Erden sein sollten/ uns solche Töpf machen/ und an die örter setzen/ ist gar zu grob.“⁷²

Diese Auffassung fand zumindest in den gebildeten Schichten breiten Wiederhall. Anfang des 19. Jahrhunderts stellte der Halberstädter Theologe Johann Nachtigal im Rahmen seiner Überlegungen zur Entstehung der volkstümlichen Zwergensagen weitgehend zutreffend fest:

„Weil das Volk in Niederdeutschland die alten Begräbnißplätze, welche sich, durch aufgerichtete oder in die Erde eingerammte Felsenstücke, auszeichnen, häufiger »Heiden- und Wenden-Kirchhöfe« als Steinbetten, Hühnenbetten, Hühnengräber u.s.w. nennt. – Diese sogenannten Heiden- oder Wenden-Kirchhöfe setzt das Volk in Verbindung mit den Zwerg-Sagen, theils, durch den nachmals vorkommenden Namen: »der Kirchhof der kleinen Leute« theils dadurch, daß es die in jenen Grabmahlen gefundenen Urnen Zwerg-Töpfe nennt [...]“⁷³

Leider führten derartige Erkenntnisse nicht zu einem angemessenen pietätvollen Umgang mit den frühgeschichtlichen Gräbern. Im 19. Jahrhundert wurde das sogenannte Urnenstechen zu einer beliebten Freizeitbeschäftigung des Bildungsbürgertums. Dabei durchstocherte man mit langen Stangen die Erde auf Gräberfeldern, bis sich durch das Zerbrechen des jeweiligen Gefäßes im Boden ein Funderfolg ankündigte. Etwas aufwändiger, aber potentiell ertragreicher war es, gleich das ganze Hügelgrab mit Hacke und Schaufel zu zerpfücken - natürlich ohne sich irgendwelche Gedanken über die wissenschaftliche Dokumentation der durch-

geführten Grabungsarbeiten zu machen. Es war eher ein Sonntagsvergnügen, an dem die ganze Familie teilnahm und die zutage geförderten Schätze bei einem Picknick begutachtete. So verschwanden die Funde zumeist in privaten Kuriositätensammlungen der reichen Oberschicht, und nur Weniges gelangte in Form von Schenkungen oder Nachlässen an Museen und wurde damit für die Öffentlichkeit bewahrt.

DER SIEG ÜBER DAS ZWERGENVOLK

Wie bereits kurz angeschnitten wurde, entwickelte Petrus Albinus bereits Ende des 16. Jahrhunderts die Idee, dass die Thüringer zu Beginn der Völkerwanderungszeit ein Volk von zwergwüchsigen Menschen waren, die von den Eroberern aus dem Osten zur Flucht in Erdhöhlen gedrängt wurden und so zu den Zwergen der volkstümlichen Überlieferung wurden:

*„Daraus erscheint/ das es ein gedicht sey von den Zwerge und kleinen Leuten/ so etwan dieses orts herumb/ und sonderlich in Tyringen sollen gewonet haben/ Und das es nur daher komen weil die Hunnen oder Ungern viel grösseres Leibes und statur/ als die Landsleute und Einwohner dieser ort gewesen [...]
Und das auch viel/ zur zeit derselben Hunnen ankunfft/ für furcht wegen ihrer grossen Tyrannen sich in hölen verkrochen.“⁷⁴*

Diese Annahme setzte sich in der Folgezeit in Teilen der Gelehrtenwelt fest. Johann Nachtigal stimmte noch über 200 Jahre später weitgehend zu. Mit dem Unterschied allerdings, dass er auf die als Wenden bezeichnete vormals slawische Bevölkerung in Schlesien, Böhmen, Obersachsen und der Lausitz abhob, die seiner Meinung nach zu einem Volk der Finsternis verkam:

„Diese kleinere Menschenart wurde von der größern besiegt, unterjocht, und zuletzt immer mehr in die Gebirgsthäler zurückgedrängt, und genötigt, sich hinter Felsen, in Hölen, Erdschluchten, an unterirrdischen,

von Felsengewölben überdeckten, kleinen Seen, u. s. w. zu verstecken.
 Nur des Nachts, und in der Dämmerung des Nebels (darauf scheinen die
 in diesen Sagen so oft vorkommenden Nebelkappen hinzudeuten) wagten
 es endlich diese Zurückgedrängten ihre Schlupfwinkel zu verlassen
 [...]“⁷⁵

Ähnliche Äußerungen finden sich bei zahlreiche Historikern und Volkskundlern des 18. und 19. Jahrhunderts. Doch wie entstand die These von einer kleinwüchsigen deutschen Urbevölkerung? Man kann sie sicherlich teilweise einer spätromantischen Wunschvorstellung nach einem starken, überlegenen Volk zuschreiben. Zudem häuften sich Anfang des 19. Jahrhunderts Berichte verschiedener Entdeckungsreisender über tatsächlich existierende afrikanische „Zwergvölker“ (siehe den Abschnitt „Eingeholt von der Wirklichkeit“ ab Seite 342).

Die Gründe reichen jedoch tiefer, denn schon die Humanisten der Renaissance wälzten alte Handschriften auf der Suche nach ihren kulturellen Wurzeln. Mit der Entdeckung einer Abschrift der *Germanica* des römischen Historikers Tacitus um etwa 1450 begann ein neues Kapitel in der Suche nach den Vorfahren des „deutschen“ Volkes. In der Folgezeit kam es zu zahlreichen teils haarsträubenden ethnologischen Theorien, bei denen Fakten, Vermutungen und Mythen wahllos miteinander verquirlt wurden. Auch die germanischen Ur-Zwerge der Meißnischen Landchronik des Petrus Albinus sind in diesem Umfeld zu verorten. Im 19. und 20. Jahrhundert wurde die These im Zuge der Entwicklung von ethnologischen Rassentheorien auch von seriösen Gelehrten wieder aufgegriffen. So schrieb beispielsweise der bekannte Germanist und Mittelalterforscher Paul Herrmann (1866-1930) in seinem Buch „Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung“:

„In den Zwergsagen der Kelten und Germanen lebt die Erinnerung fort an ein kleines Geschlecht, die sogenannten Pfahlbauern, das ältere Rechte hatte als die Eindringenden, aber arm, dürftig, des Brotbackens unkundig, in Sümpfe und Höhlen scheu zurückwich und feige und hinterlistig nur des Nachts sich aus dem Verstecke hervorwagte. In einer Reihe von Sagen sucht der Schwache den Mächtigen zu überwinden, der Kleine den Großen, und da er ihm an Körperkraft unterlegen ist, so greift er zu List und Betrug.

[...] es ist für die Ethnologen heute eine feststehende Tatsache, daß in Mitteleuropa in vorgeschichtlicher Zeit Zwerge gewohnt haben. Nur durch die Zurückführung der Zwerge auf jene vorgeschichtliche Bevölkerung erklären sich ihre Beziehungen zum „Menschengeschlecht“, d. h. zu den später einwandernden und sie bedrängenden größeren Rassen, die vielleicht schon Arier waren.“⁷⁶

Aber es kommt noch besser; Herrmann zufolge bewahren die alten Sagen sogar das Andenken an naturgestalterische Glanzleistungen jener Urbevölkerung:

„Gegen die stärkeren Eindringlinge suchte sich die Urbevölkerung durch Anlegen von Hecken und Verhauen zu verteidigen. Aber erbarmungslos zertrat deren Fuß der Blumen bunte Pracht und raubte mit roher Gewalt die schönen Töchter des Landes, wenn ihnen nicht die List ihrer Hüter zuvorkam und ihnen Spott und Schaden bereitete. So dringt im Märchen vom Dornröschen der Prinz durch die Hecke und gewinnt die Braut; [...]“⁷⁷

Abgesehen von der doch etwas gewagten Behauptung einer historischen Grundlage für dieses Volksmärchen⁷⁸ sind die einzigen fassbare Belege für Hermanns „Urbevölkerung“ im Grunde nur jene Knochenfragmente, die man in den Ludkenhügeln und anderswo aus der Erde geholt hatte. Die Vermutung liegt nahe, dass aufgrund des zumeist schlechten Erhaltungszustands des Knochenmaterials keine wirklich fundierte wissenschaftliche Beurteilung möglich war. Unglücklicherweise haben sich bei dieser Frage Geistes- und Naturwissenschaften in beispielloser Weise gegensei-

tig in die Hände gespielt, denn die Diskussion um die Zwergenknochen setzt sich noch bis weit in das 20. Jahrhundert fort.

Georg Thilenius, Professor für Anthropologie und Ethnologie an der Universität Breslau und später Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg, publizierte 1902 einen Artikel über „Pygmäenskelette“, die er in der Sammlung des Breslauer Museums ausfindig gemacht hatte⁷⁹. Der Artikel erregte internationales Aufsehen in der Fachwelt und wurde unter anderem sogar in der angesehenen britischen Fachzeitschrift NATURE besprochen.⁸⁰ Harte Fakten werden allerdings kaum geboten. Thilenius spricht von vier Fundorten (= vier Individuen?) mit Skeletten unbekanntes Alters von Erwachsenen beiderlei Geschlechts, die aufgrund der Vermessung der Oberschenkelknochen eine Körpergröße von 143 bis 152 cm gehabt haben könnten. Er stellt weiterhin einen Zusammenhang mit anderen bekannten Skeletten von kleinwüchsigen Individuen aus der Schweiz und dem Elsass her und verweist auf deren vermutlich jungsteinzeitliche Klassifikation.⁸¹ Im Jahr 1909 wurde in der Josefinengrotte (Steiermark) ein menschliches Skelett entdeckt, das aufgrund der Fundsituation ebenfalls der Jungsteinzeit zugeordnet wurde. Aufgrund einer geschätzten Körperlänge von nur 131 - 139 cm wurde die Bezeichnung „*neolithischer Rassenzweig*“ geprägt.⁸² Fairerweise muss man an dieser Stelle betonen, dass es auch kritische Zeitgenossen wie den Schweizer Anthropologen Otto Schlaginhaufen gab, die angeblichen „Zwergskeletten“ kritisch gegenüberstanden und diese Meinung auch gut begründen konnten.⁸³ Ihre Skepsis wurde von der modernen Forschung als weitgehend berechtigt bestätigt. So wurde 1995 bei einer Neuuntersuchung des Skeletts aus der Josefinengrotte in einer Studie festgestellt, dass es sich um das Skelett einer Frau mit einer Körperlänge von ca. 150 cm handelt.⁸⁴ Weiterhin wurden Anzeichen entdeckt, die auf einen Minderwuchs

durch Mangelernährung deuten könnte. Detaillierte Vergleiche mit anderen jungsteinzeitlichen Funden aus Österreich und Europa ließen die Autoren zu dem Schluss kommen, dass die ermittelte Körperhöhe am unteren Ende der normalen Variationsbreite weiblicher Skelette dieser Zeit liegt.

ÖSTERREICHISCHE PYGMÄEN UND RASSEZWERGE

Das erstaunliche Beharren auf der realen Existenz europäischer Zwergskelette kann nur im Kontext der politischen, religiösen und okkulten Strömungen jener Zeit verstanden werden. Eingebettet in sozialdarwinistische Überlegungen und im Fahrwasser von Fortschritten der Genetik und Reproduktionsmedizin entstand Anfang des 20. Jahrhunderts ein weltweit verbreitetes und diskutiertes Konzept der Rassenhygiene: die Eugenik. In Deutschland wurde dieser Ansatz zunehmend zu einer Rassenideologie ausgeformt, welche letztendlich in der Forderung nach der Reinhaltung einer angeblichen „arischen Herrenrasse“ durch die Ausmerzung kultureller und genetischer Entartungen gipfelte. Nach der, insbesondere von den Nationalsozialisten propagierten, „nordischen Theorie“ waren die Arier (gemeint waren Germanen bzw. Indogermanen) als Vorfahren des deutschen Volkes einstmals aus Südkandinavien nach Mitteleuropa eingewandert. In Österreich wurde, auch nicht unbeeinflusst von eigenen machtpolitischen Überlegungen, eine sogenannte „Ostthese“ favorisiert. Diese These postulierte eine aus Asien eingewanderte Urpopulation, natürlich mit dem Hintergedanken, so die Integration der Völker im Machtbereich der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zu stärken.

Unter der Führung des katholischen Priesters und Volkskundlers Pater Wilhelm Schmidt (1868-1954) entstand am 1929

von ihm selbst gegründeten Institut für Völkerkunde in Wien mit der sogenannten Wiener Schule der Kulturkreislehre eine wissenschaftlich völlig unhaltbare, aber lautstark propagierte Forschungstradition, die bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts nachwirkte.⁸⁵ Schmidt agitierte gegen die Ideen von Charles Darwin (wie auch gegen die von Sigmund Freud) und entwarf eine religionsethnologische, anti-evolutionistische Rassentheorie, in die er auch faschistisches und antisemitisches Gedankengut einfließen ließ. Im Zentrum seiner Überlegungen stand die Idee einer monotheistisch geprägten Urbevölkerung. Da die Kleinwüchsigkeit allgemein als ursprüngliches „infantiles“ Merkmal angesehen wurden, konnte ein Volk von sogenannten Rassezwerge postulierte werden, das eine unspezialisierte „Forma typica“ gebildet haben sollen und die in den heutigen Pygmäenvölkern fortbeständen. Unterstützung erfuhr die Kulturkreislehre von den Wiener Priestern und Wissenschaftlern Wilhelm Koppers (Völkerkunde) und Martin Gusinde (Ethnologie) sowie dem Archäologen Oswald Menghin. Schmidt, Koppers und Gusinde kannten sich mit indigenen Völkern aus eigener Anschauung aus. Sie unternahmen Forschungsreisen nach Feuerland begannen ein ethnografisches Forschungsprogramm. Insbesondere Gusinde leistete in dieser Hinsicht wertvolle Arbeit. So zeichnete er für das Berliner Phonogramm-Archiv Gesänge der Feuerland-Indianer auf.

Menghin behauptete, naturwissenschaftliche Beweise für die globale Verbreitung einer kleinwüchsigen Menschenrasse zu haben.⁸⁶ Neben den Skelettfunden angeblicher Kleinwüchsiger aus der Jungsteinzeit führte er die im Mesolithikum zunehmend auftretende Mikrolithkultur als Beleg an.⁸⁷ Als Mikrolithe werden steinzeitliche, meist aus Feuerstein hergestellte Kleinwerkzeuge wie Pfeilspitzen und Angelhaken bezeichnet, die weltweit, insbesondere aber im ca. 10.000 Jahre alten nordafrikanischen Capsien,

häufig anzutreffen sind. Sie sind gegenüber den älteren, größeren Steinwerkzeugen als eine klare Weiterentwicklung anzusehen, denn die daraus hergestellten Kompositwerkzeuge hatten einen geringeren Materialverbrauch und waren zudem effektiver. Deshalb die Hersteller der Mikrolithe kleinwüchsig gewesen sein sollen, ist aus heutiger Sicht eher schwer nachzuvollziehen.

Da die Kulturkreislehre der von den Nationalsozialisten propagierten Rassenlehre einer nordischen Herkunft der indogermanischen Rasse entgegenstand, gerieten Schmidt und Koppers zunehmend in politische Konflikte. Nach der Machtergreifung in Deutschland 1933 und dem Anschluss Österreichs 1938 wurden sie aus ihren Ämtern gedrängt und gingen ins schweizerische Exil. Oswald Menghin war wissenschaftlich und politisch flexibler. Er wurde Rektor der Universität Wien, Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und Unterrichtsminister im österreichischen „Anschlusskabinett“. 1940 trat er in die NSDAP ein und. Nach der Befreiung Österreichs 1945 kamen Schmidt und Koppers nach Wien zurück. Menghin gelang 1948 die Flucht nach Argentinien. Die Rückkehr der beiden Hauptvertreter der Kulturkreislehre führte leider auch dazu, dass die international schon zu dieser Zeit als völlig überholt geltende Theorie ein Revival feierte. Obwohl wissenschaftlich (außerhalb Österreichs) praktisch nicht wahrgenommen, wirkte Schmidts „historische Ethnologie“ noch bis über seinen Tod 1954 hinaus nach. Erst 1999 wurde sein Institut in „Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie“ umbenannt. Auch die Thesen des noch bis in die 1950er Jahre aus dem Exil wirkenden Menghin wurden weiterhin rezipiert. 1952 publizierte der volkskundlich interessierte Ingenieur Werner Lynge einen Artikel über österreichisches Brauchtum, in dem er sich auf Menghins Urbevölkerung berief. Danach hätten in der Jungsteinzeit afrikanischen Pygmäen

im oberrheinischen Gebiet gelebt, die dann von den Bauern der Bandkeramikultur verdrängt worden wären. Dieser Kulturkampf habe sich in den Wildmannli-Sagen (Sagen von wilden Männern) im Gedächtnis der Bevölkerung erhalten.⁸⁸

SCHOTTISCHE PIKTENZWERGE

Die Theorie von einer kleinwüchsigen Urbevölkerung beschränkte sich jedoch nicht nur auf Deutschland und Österreich. Zahlreiche Sagenforscher, Historiker und Naturwissenschaftler auf den britischen Inseln, insbesondere jedoch in Schottland, kamen zwischen Mitte des 19. und Mitte des 20. Jahrhunderts zu ähnlichen Schlussfolgerungen wie ihre kontinentaleuropäischen Kollegen – wenn auch teilweise aus etwas anderen Gründen. Der berühmte schottische Dichter Sir Walter Scott verfasste 1830 einem in Briefform abgefassten Essay über Dämonologie und Hexerei, in dem er über die Ursprünge des heidnischen Geisterglaubens reflektiert. Basierend auf früheren Überlegungen des Orientalisten und Folklore-Enthusiasten John Leyden spekuliert Scott:

„In fact, there seems reason to conclude that these duergar were originally nothing else than the diminutive natives of the Lappish, Lettish, and Finnish nations, who [...] endeavoured to hide themselves from their eastern invaders. They were a little diminutive race, but possessed of some skill probably in mining or smelting minerals [...]”⁸⁹

Tatsächlich muß man annehmen, dass die duergar [Anm: dvergar, die zwerge der altnordischen Dichtung] ursprünglich niemand anderes als die zwergwüchsigen Ureinwohner Lapplands, Lettlands und Finnlands [...] die bemüht waren, sich vor den Eindringlingen aus dem Osten zu verstecken. Sie ware eine kleine zwergwüchsige Rasse, doch besaßen sie möglicherweise einige Fähigkeiten im Bergbau und in Schmelzen von Erzen [...]

Dreißig Jahre später notierte John Francis Campbell, ein schottischer Experte für keltische Folklore, in einer Abhandlung über schottische Sagen:

„I believe there once was a small race of people in these islands, who are remembered as fairies, for the fairy belief is not confined to the Highlanders of Scotland.

[...]

The magic about the beasts is but the mist of antiquity; and the fairy was probably a Pict.”⁹⁰

Ich bin davon überzeugt, dass es einmal eine kleinwüchsige Menschenrasse auf diesen [Anm: den Britischen] Inseln gegeben hat, die in der Erinnerung als Fairies weiterleben, denn der Fairy-Glaube ist nicht auf die schottischen Highlands beschränkt.

[...]

Das Magische an den Ungeheuern verliert sich im Nebel der Antike; und der/die fairy war wahrscheinlich ein Pikte.

Der schwedische Naturforscher Sven Nilsson veröffentlichte 1868 ein Buch über die frühe skandinavische Bevölkerung und äußerte darin eine ähnliche Vermutung wie Scott. Die Zwerge der Sagas seien auf eine geistig und körperlich unterbemittelte „polare Rasse“ zurückzuführen.⁹¹

Richtig populär wurde diese Idee durch den schottischen Altertumsforscher David MacRitchie (1851-1925). Er studierte die Geisterwelt der britischen Folklore und veröffentlichte über einen Zeitraum von rund 40 Jahren ein vielfältiges Konvolut von Schriften zu diesem Thema. Er griff die Theorien von Scott und Nilsson in modifizierter Form wieder auf, postulierte statt der Lappländer jedoch nun die „Ainu“ genannten Ureinwohner Nordjapans als die Blaupause für die Zwerge der Sagen:

„The race referred to is that of the „hairy Kuriles“, or Ainos of Japan; included by ethnologists among the modern dwarf races.”⁹²

Diese Rasse sind die „haarigen Kurilen“ oder Ainu von Japan; die von Ethnologen zu den modernen Zwergrassen gezählt werden

Als Wurzel der britischen Fairies suchte er nach einer kleinwüchsigen steinzeitlichen Urbevölkerung Schottlands und glaubte, wie Campbell, diese in den Pikten gefunden zu haben.⁹³ Beweise für diese sogenannte „Pygmy-Pict theory“ (Pygmäen-Pikten Theorie) waren jedoch rar und beruhten im Wesentlichen auf der Existenz von kleinen unterirdischen Kammern mit Türen von geringer Höhe, sowie auf Hinweisen auf angeblich kleinwüchsige Ureinwohner in alten Manuskripten. Ein solches Beispiel ist die von einem unbekanntem Autor verfassten *Historia Norwegiæ* aus dem 12. Jahrhundert, über deren Wahrheitsgehalt man durchaus im Zweifel sein kann. Darin heißt es über die Bewohner der Orkney-Inseln:

*„Horum alteri, scilicet Peti, paruo superantes pigmeos statura in structuris urbium uespere et mane mira operantes, meredie uero cunctis uiribus prosus destituti in subterraneis domunculis pre timore latuerunt.“*⁹⁴

Eine dieser Rassen, die Peti, nur wenig größer als Pygmäen, vollbrachte Morgens und Abends wahre Wunder beim Bau ihrer Städte, doch Mittags verliess sie jede Kraft, und sie versteckten sich ängstlich in unterirdischen Kammern.

ZWERGE IN OKKULTEN WELTBILDERN

Suzan B. Martinez, die 1972 über ein ethnolinguistisches Thema an der Columbia University promovierte⁹⁵, sich seitdem aber eher auf den Feld der religiös-spiritistischen Grenzwissenschaften hervorsetzt, entwickelte eine ebenso eigenwillige wie verblüffende These über die Entstehung des Menschen. Der *Homo sapiens* stammt ihr zufolge von einem Pygmäenvolk namens Ithin ab,

welche einst den vor 24.000 Jahren untergegangenen Kontinent Pan bewohnten.⁹⁶ Deren Sprache wird von ihr „Panic“ genannt. Panik, so möchte man augenzwinkernd kommentieren, kommt auch beim Studium der vorgebrachten Belege und insbesondere in Anbetracht der von ihr angewendeten katastrophalen Lautmalerei-Linguistik auf. Der Martinez'sche Kontinent Pan entspricht weitgehend dem legendären Kontinenten Mu⁹⁷, quasi ein pazifisches Gegenstück zu Atlantis. Atlantis, Mu sowie auch Lemuria, ein angeblich ehemals nordöstlich von Australien gelegener Kontinent, sind im frühen 19. Jahrhundert von verschiedenen Okkultisten zur Urheimat der menschlichen Rasse erklärt worden.⁹⁸ Insofern reiht sich die Theorie von Martinez in eine wohlbekanntere Tradition ein. In der Erinnerung der Menschheit, so Martinez weiter, verblasste die Erinnerung der Menschheit an die kleinwüchsige Ur-Rasse zu einem mythologischen Konzept, und so entstand die Vorstellung von Zwergen, Feen und anderen Naturgeistern.⁹⁹

Zwerge (wie auch Riesen) sind und waren immer wieder auch ein Thema für pseudowissenschaftliche Konzepte und Verschwörungstheorien. Oft werden sie benutzt, um die Glaubwürdigkeit der „traditionellen“ Wissenschaften zu unterminieren. Auf der Internetseite der „Wahren Forschergruppe – Privatinstitut für Welteislehre“ liest sich der Argumentationsansatz beispielsweise folgendermaßen:

„Alte Märchen, Sagen und Legenden berichten von Riesen und Zwergen, die in alten Zeitepochen mit uns Menschen einst gelebt haben. Weltweit, in allen Kulturen, findet man Berichte über jene merkwürdige Wesen. [...] Sind nun all diese Märchen, Sagen und Legenden über Riesen und Zwerge reine Phantasie?“¹⁰⁰

ERDSTÄLLE

Als „Belege“ in halb-, grenz- und pseudowissenschaftlichen Arbeiten dienen oft Verweise auf archäologische Artefakte, deren Deutung Raum für verschiedene Interpretationen lässt. Für die geeignete Fundinterpretation braucht es dann nur noch eine passende ideologische Brille. Der österreichische völkisch-antisemitische Heimatforscher Franz Xaver Kießling beschäftigte sich im 20. Jahrhundert mit einigen rätselhaften Artefakten seiner Heimat. Neben halbrunden Vertiefungen in Megalithen, den sogenannten Schalensteinen, interessierte er sich vor allem für Erdställe, die er für uralte Hinterlassenschaften eines verschollenen, zwerghaften Volkes hielt.¹⁰¹

Als Zwerglöcher oder Erdställe werden verschiedene unterirdische Gangsysteme bezeichnet, die man in Süddeutschland, Österreich, Frankreich sowie in ähnlicher Form auch in Irland und Schottland findet. Der heute üblicherweise verwendete Name

Erdstall entstammt der österreichischen Terminologie, denn in Österreich nimmt die Erdstallforschung mit einem Zufallsfund im oberösterreichischen

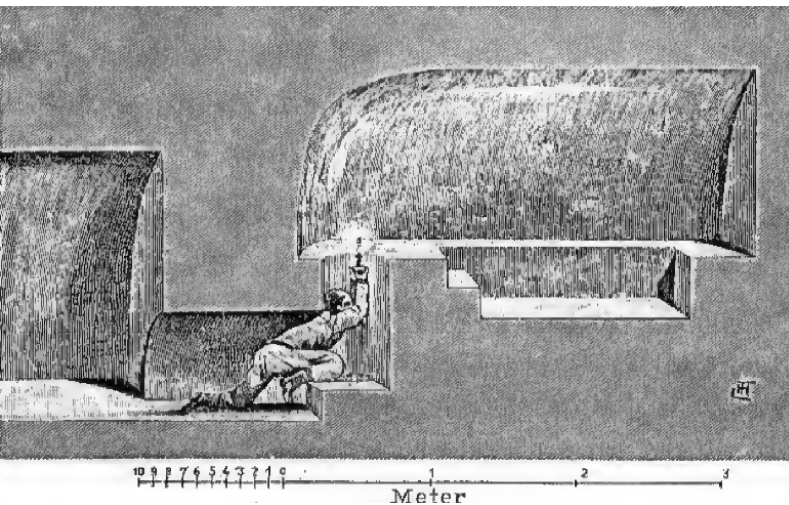


Abb. 26 Längsschnitt eines Erdstalls aus Nieder-Unterstötten

Bezirk Rohrbach im Jahre 1866 ihren Ausgangspunkt. Erdställe sind aber beileibe keine unterirdischen Viehställe, wie der Name vermuten lassen könnte; „Stall“ leitet sich hier von „Stollen“ im Sinne von Gang ab. Im Allgemeinen sind die Gänge der Erdställe für Erwachsene nur gebückt oder kriechend begehbar. Sie verbindenden meist mehrere Kammern unterschiedlicher Größe, und oft erstrecken sich die verwinkelten Gangsysteme auch über verschiedene Ebenen, die über sogenannte Schlupflöcher miteinander verbunden sind. Solche Schlupfe sind üblicherweise so eng, so dass beleibte Personen sie nicht passieren können. Erdställe sind kein seltenes Phänomen. Aus Literaturstellen belegt sind knapp 1000 solche Bauten; die Anzahl der in Mitteleuropa gegrabenen Erdställe wurde auf rund 2000 geschätzt. Allerdings sind nach dem Erdstallkastaster¹⁰² in Bayern von den 700-800 genannten Gangsy vermutlich nur gut 300 real existent bzw. als echte Erdställe zu werten. Die Art der Wandbearbeitung, aufgefundene Tonscherben, insbesondere aber einige der seltenen Rußspuren erlauben eine Datierung der Bauten auf einen Zeitraum zwischen 800 und 1200.

Die geringen Abmessungen der Erdställe, und deren Entdeckung zu einer Zeit, als die Theorie einer kleinwüchsigen Urbevölkerung Germaniens gerade schwer „en vogue“ war, haben bei zeitgenössischen Erdstallforschern schnell zu der Theorie geführt, dass eben jene vorgeschichtlichen Zwerge die Erbauer der Erdgänge waren. Volkstümliche Benennungen der Erdställe, wie Alraunhöhle, Schrazelloch oder Erdmännlisloch, schienen diese These zu bestätigen, und auch einige Volkssagen erzählen von solchen unterirdischen Gangsystemen als Behausungen von Zwergen. Der Heimatkundler und Erdstallforscher Karl Schwarzfischer hat 1993 eine Liste von 44 Erzählungen aus schriftlichen oder mündlichen Quellen zusammengestellt, in denen neben eini-

gen Spukgestalten vor allem Zwerge und Hauswichtel im Zusammenhang mit Erdställen in Bayern genannt werden.¹⁰³ Heute werden Erdställe nur noch selten als Heimstatt von Zwerge diskutiert. Einerseits mangelt es (keine Überraschung) an Indizien für die germanischen Ur-Zwerge. Andererseits kommt aber auch der Umstand zum Tragen, dass Erdställe bautechnisch als Wohnungen oder überhaupt für längere Aufenthalte und selbst als Vorratslager eher ungeeignet sind. Wozu die Erdställe erbaut wurden, ist weiterhin unklar. Die derzeit plausibelste Erklärung ist eine kultische Nutzung. In der Diskussion sind verschiedene Opferbräuche, Totenkulte, und magische Rituale wie Wiedergeburtssriten oder die Heilung bestimmter Krankheiten.

DIE MÄR VON DER STÄNDIGEN GRÖßENZUNAHME

Auch heute wird verschiedentlich noch die Meinung vertreten, dass die Legenden über Zwerge letztendlich auf reale kleinwüchsige Menschen zurückzuführen sind. Glücklicherweise spielen rassenideologisch motivierte Überlegungen meist keine Rolle mehr. Eine beliebte und im Volksglauben offenbar fest verankerte Annahme ist jedoch, dass der Mensch im Verlauf seiner Entwicklung immer größer und intelligenter geworden ist. Zwischen beiden Faktoren wird oft sogar ein direkter (und nachweislich falscher) Konnex hergestellt, nämlich je größer, desto intelligenter¹⁰⁴. Dieser Irrtum hat handfeste Auswirkungen im realen Leben. Mehrere Studien haben gezeigt, dass größere Arbeitnehmer in Bewerbungsgesprächen bevorzugt werden und im Job ein höheres Gehalt beziehen.¹⁰⁵ Ein Grund dafür mag die volksdarwinistische Vorstellung vom kleinen, gebeugt gehenden, dummen vorzeitlichen Affen sein, der sich im Laufe der Evolution zur Krone der Schöpfung aufgeschwungen hat, welche im neuzeitlichen Menschen (natürlich!) zu sehen sei.

Tatsächlich ist aber, abgesehen von den letzten 150 Jahren, gar keine kontinuierliche Größenzunahme des *Homo sapiens* festzustellen. Betrachten wir einmal die Entwicklung des durchschnittlichen Mitteleuropäers in der Gegend des heutigen Thüringen. Wieso Thüringen? Weil das Jenaer Institut für Humangenetik über lange zurückreichende Aufzeichnungen verfügt und mit diesen das jugendliche Wachstum der Menschen dieser Region erforscht werden konnte. Danach war ein kupfersteinzeitlicher Thüringer vor gut 6000 Jahren im Durchschnitt etwa 166 cm groß. Bis zum Frühmittelalter nahm die mittlere Körpergröße zu, danach wieder ab und stagnierte lange Zeit. Im 19. Jahrhundert war die mittlere Körpergröße junger Männer mit 169 cm nicht viel

größer als am Ende der Steinzeit¹⁰⁶. Erst danach kam es in weiten Teilen Europas zu einer, dann allerdings recht dramatischen, Größenzunahme. Laut einer Studie mit Daten aus 15 europäischen Ländern kam es zwischen 1860 und 1980 zu einem Anstieg der mittleren Körpergröße von 11 cm, die mit einer gleichermaßen deutlichen Zunahme des allgemeinen Gesundheitszustands einherging.¹⁰⁷

Die Mär von der stetigen Größenzunahme findet sich heute noch in vielen populärwissenschaftlichen Werken. Sie verleitet zu dem ebenso falschen Umkehrschluss, der Mensch wäre in grauer Vorzeit nur zwergengroß gewesen. In einem Sachbuch aus dem Jahr 2006, geschrieben von Naturwissenschaftlern und erschienen im renommierten Verlag Wiley-VCH, findet sich (neben vielen interessanten und nachvollziehbaren Gedanken in anderen Buchkapiteln) auch die folgende Fehlinterpretation:

*„Manche Vorstellung von Zwergen mag aus der frühen Humanevolution stammen, als Menschen nicht größer als etwa ein Meter wurden. In Gräbern oder Höhlen fand man Skelette von Menschen, die auf diese Größe hindeuten.“*¹⁰⁸

Einerseits wird hier impliziert, es gäbe einer Art kollektiv bewahrter „Vorstellung“ über die Körpergröße unserer frühen Vorfahren - eine gänzlich unbelegte Vermutung! Andererseits kann man von einzelnen Skeletten auch nicht zuverlässig auf die Körpergröße der Gesamtpopulation schließen. Und lassen wir die zeitliche Unklarheit des Adjektivs „früh“ einmal großzügig beiseite, so lässt sich festhalten, dass selbst der vor drei Millionen Jahren lebende *Australopithecus afarensis* (berühmt geworden ist ein Fossil dieser Vormenschenart mit dem Namen „Lucy“) mit immerhin noch 1,5 Meter mittlerer Körpergröße nur geringfügig kleiner war als der neuzeitliche *Homo sapiens*.

Der skurile Mythos über frühgeschichtliche Zwergenvölker als europäische Urbevölkerung spricht andererseits jedoch nicht prinzipiell gegen die These, dass kleinwüchsige reale Menschen die Entstehung von Zwergensagen befördert oder sogar ausgelöst haben. Wie wir bereits im Kapitel 4 gesehen haben, gelangten bereits im 5. Jahrhundert v. Chr. Berichte über kleinwüchsige Bewohner ferner Weltgegenden nach Europa (siehe Abschnitt „Alte Meldungen über kleine Leute“ ab Seite 188). Und man muß gar nicht in die Ferne schweifen: Die reale Existenz von Menschen mit pathologischer Kleinwüchsigkeit, möglicherweise im Zusammenspiel mit der Beobachtung von körperlichen Missbildungen bei Neugeborenen, könnte auch in der Frühzeit Europas zur Projektion einer Geisterwelt genutzt worden sein, die in der Folge den germanischen Ur-Zwerg erschuf.

ANMERKUNGEN UND REFERENZEN FÜR DAS KAPITEL 6

-
- 1 Boyer, P. (2003): S. 119–124; Sperber, D. (2004): S. 44
 - 2 Wengrow, D. (2013)
 - 3 Petzoldt, L. (2001): S. 137
 - 4 Aristoteles, *Historia animalium* VIII 12. ONLINE: <https://www.graeco-arabic-studies.org/compare-texts/work/historia-animalium-14/left/288%2C78/section/162/active/288%2C78.html>
Originaltext (gr.): „...οἶον αἰ γέρανοι ποιοῦσιν. Μεταβάλλουσι γὰρ ἐκ τῶν Σκυθικῶν πεδίων εἰς τὰ ἔλη τὰ ἄνω τῆς Αἰγύπτου, ὅθεν ὁ Νεῖλος ρεῖ· οὐ καὶ λέγονται τοῖς Πυγμαίοις ἐπιχειρεῖν· οὐ γὰρ ἐστὶ τοῦτο μῦθος, ἀλλ' ἐστὶ κατὰ τὴν ἀλήθειαν γένος μικρὸν μὲν, ὥσπερ λέγεται, καὶ αὐτοὶ καὶ οἱ ἵπποι, τραγλοδύται δ' εἰσὶ τὸν βίον.“
 - 5 Die Garamanten sind ein Libysches Berbervolk, das im 5. Jhd. v. Chr um die Stadt Garama im Wadi al-Haya lebten.
 - 6 Herodot 4,183. ONLINE: <http://perseus.uchicago.edu/perseus/cgi/citequery3.pl?dbname=GreekFeb2011&getid=0&query=Hdt.%204.183>
Originaltext (gr.): „οἱ Γαράμαντες δὴ οὗτοι τοὺς τραγλοδύτας Αἰθίοπας θηρεύουσι τοῖσι τεθρίπποισι· οἱ γὰρ τραγλοδύται Αἰθίοπες πόδας τάχιστοι ἀνθρώπων πάντων εἰσὶ τῶν ἡμεῖς περὶ λόγους ἀποφερομένους ἀκούομεν. σιτέονται δὲ οἱ τραγλοδύται ὄφεις καὶ σαύρους καὶ τὰ τοιαῦτα τῶν ἐρπετῶν· γλῶσσαν δὲ οὐδεμιῇ ἄλλῃ παρομοίῃν νενομίκασι, ἀλλὰ τετρίγασσι κατὰ περ αἰ νυκτερίδες.“
 - 7 Plinius, *Nat. Hist.* VI 34 (176). ONLINE: http://penelope.uchicago.edu/Thayer/L/Roman/Texts/Pliny_the_Elder/6*.html
 - 8 Juba II, König von Mauretanien im 1. Jahrhundert
 - 9 Plinius, *Nat. Hist.* VII 2 (31). ONLINE: http://penelope.uchicago.edu/Thayer/L/Roman/Texts/Pliny_the_Elder/7*.html
 - 10 *Periplus Hannonis* 7. Originaltext (gr.): „Τούτων δε καθυπερθεν αιθιοπες ωκουν αζχενοι, γην νεμομενοι θηριωδη, διειλημμενην ορεσι μεγαλοισ,εξ ων πειν φασι τον λιζον περι δε τα ορη κα τοικειν ανθρωπουσ αλλοιομορφουσ, Τρωγλοδυτασ ουσ ταχυτερουσ ιπων εν δρομοισ εφραζον οι Λιζιται.“
 - 11 Pauly, AF. (2003): Eintrag „Trogodytae“
 - 12 Diodor, *Historische Bibliothek* 3,32. ONLINE: <http://remacle.org/bloodwolf/historiens/diodore/livre3b.htm>

Orinigtaltext (gr.): „Οἱ τοίνυν Τρωγλοδοῦται προσαγορεύονται μὲν ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων Νομάδες, βίον δ' ἔχοντες ἀπὸ θρεμμάτων νομαδικὸν κατὰ συστήματα τυραννοῦνται, καὶ μετὰ τῶν τέκνων τὰς γυναῖκας ἔχουσι κοινὰς πλὴν μιᾶς τῆς τοῦ τυράννου· τὸν δὲ ταύτῃ πλησιάσαντα πρόστιμον ὁ δυνάστης πράττεται τεταγμένον ἀριθμὸν προβάτων.“

Die Trogodyten werden von den Griechen als Nomaden bezeichnet, weil sie mit ihren Herden ein Hirtenleben führen. Jeder ihrer Stämme hat seinen eigenen Anführer. Frauen und Kinder haben die Männer gemeinsam, nur der Häuptling hat seine eigene Frau. Wer diese anrührt muss dem Häuptling eine bestimmte Anzahl von Schafen als Strafe zahlen.

- 13 Heliodoros: Aithiopika, L. 9, C. XVI. Originaltext (gr.): „κατὰ συστάδην χειρονομίας επιστήμονας τους δε εκ της Τρωγλοδοτικής και τους τη κινναωμοφόρω προσ οίκους, ευσταλείς τε την όπλισιν και ποδώκεις, και το ζείαν αρίστους, τοις κατά το λαιον των εναντίων σφεν δονήταις“
- 14 Es wird vermutet, dass Eustathios sich für diese Aussage auf eine Karte aus dem 5. Jahrhundert stützte, die ihm in Konstantinopel zur Verfügung stand.
- 15 Albertus Magnus, *De Animalibus* 1,3,46 ; Stadler, H. (1920): S. 18
- 16 Tyson, E. (1699)
- 17 Tulp, N. (1641). Caput LVI
- 18 Flögel, KF. (1789): S. 503
- 19 Forster, G. (Ed. Gervinus 1843): Bd. 4, S. 360-373
- 20 Ebenda: S. 365
- 21 Schweinfurth, GA. (1878)
- 22 Hennig, R. (1932)
- 23 Trithemius, J. in: Saur, A. (1586): S. 363
- 24 Praetorius, J. (1666): S. 44 ff
- 25 Mathesius, J. (1562): Sar. X. Pred., Fol. CIXb
- 26 Damals verstand man unter „cobalt“-Erz allerdings nicht nur Kobalt, sondern zahlreiche giftige Minerale bzw. Beimengungen der Edelmetallerze, darunter z. B. arsenhaltige Erze. Von diesen unterschied man aber schon damals das giftige Quecksilber und das radioaktive Bismut.
- 27 Lehmann, JG. (1760): S. 3
- 28 Beckmann, J. (1792): Bd. 3, S. 214

-
- 29 Grimm, J. (1844): S. 470
 - 30 Agricola, G. (1556): S. 501
 - 31 Ebenda: S. 502. Übersetzung nach Carl Schiffner, VDI Verlag Berlin, 1928. ONLINE: <http://www.digitalis.uni-koeln.de/Agricola/agricola539-541.pdf>
 - 32 Ebenda
 - 33 Agricola, G. (1549). Im Anhang
 - 34 Matthesius, J. (1562): 210a, 15. Predigt
 - 35 Niggel, G. (1967)
 - 36 v. Goethe, JW. Faust II, 1. Akt, Mummenschanz
 - 37 Siehe z. B. Seyfarth, C. (1913): S. 10
 - 38 v. Bahder, K. (1897): S. 534; Hildebrand, R. (1891): S. 202 f.
 - 39 Simrock, K. (1859): S. 643
 - 40 Sprenger, R. (1902)
 - 41 Sommer, E. (1845): Nr. 20 „Gütchenteich“
 - 42 Gilmour, S. (1993)
 - 43 Diese Sequenz findet sich auch im englischen Märchen „*The Story of the Three Bears*“
 - 44 Musäus, JKA. (1782): Kap. „Richilde“
 - 45 Rochholz, EL. (1856)
 - 46 Röhrich, L. (2002)
 - 47 Grimm, J. (1986): V2, VIII. In den Vorbemerkungen zum zweiten Band der Erstausgabe heißt es: „daß ein eigentliches Erziehungsbuch daraus werde:“
 - 48 Rölleke, H. (2001): Kap. „Die Entstehung des Siebengebirges“
 - 49 Ruf, T. (1995). Die Stadt Lohr am Main nennt sich „Schneewittchenstadt“
 - 50 Sander, E. (1994). Das Dorf Bergfreiheit bei Bad Wildungen, ein altes Kupfererzrevier, trägt den Tiel „Schneewittchendorf im Kellerwald“.
 - 51 Bächtold-Stäubli, H. (1927/1987): Bd. 9, S. 1040
 - 52 Pröhle, H. (1886): S. 225; S. 53; S. 169ff
 - 53 so beispielsweise in v. Alpenburg, JN. (1861): S.328
 - 54 Ebd. S. 152-153
 - 55 Hoffmann, H. (1914): Bd2, S. 99, Nr. 237a

-
- 56 Der Tatar hieß mittelhochdeutsch „Tater“. Andererseits könnte der Tatrman möglicherweise auch aus einem „Katrman“ hervorgegangen sein („*kobülde unde katirman*“). Mehr dazu in: Grimm, J. (1844): S.471
- 57 Sagensammlung von Werner Olbertz auf der Internetseite der Pfarre St. Laurentius in Stolberg - Gressenich. ONLINE: <http://www.werner-olbertz.de>
- 58 Schönwerth, F. (1857-1859): Bd 2, S. 328-329
- 59 Grimm, J. (1844): S. 423
- 60 DIE WELT, Artikel in der Ausgabe vom 5.7.2013: „Unser Gartenzwerg ist ein Migrant aus Anatolien“. ONLINE: <https://www.welt.de/geschichte/article117748058/Unser-Gartenzwerg-ist-ein-Migrant-aus-Anatolien.html>
- 61 Schönwerth, F. (1857-1859): Bd 2, S. 332.
- 62 Lehmann, CG. (1764): S. 3
- 63 Adrian, K. (1948): S. 81-82
- 64 von den Webseiten der Stadt Obersdorf. ONLINE (2017): <http://www.oberstdorf-online.info/sagen/venediger.html>
- 65 v. Pachelbel-Gehag, JC. (1716): S. 86
- 66 Lauffer, S. (1979)
- 67 Reschreiter, H. (2013)
- 68 Harry Böseke. Neue Rheinische Zeitung. Flyer Nr. 29, 31.01.2006
- 69 Lehmann, C. (1699): S. 188
- 70 Bächtold-Stäubli, H. (1927/1987): Bd. 8, S. 1016-1017 („Topfsteine“)
- 71 Müllenhoff, K. (1845): S. 283; Motz, L. (1977): S. 51
- 72 Albinus, P. (1589-1590): Bergchronik, Fol. 178
- 73 Nachtigal, JKC. (1800): S. 345-346
- 74 Albinus, P. (1589): Landchronik, Fol. 94
- 75 Nachtigal, JKC. (1800): S. 336
- 76 Hermann, P. (1906). S. 121. Der zweite Absatz mit dem Hinweis auf die Arier fehlt interessanterweise noch in der Erstauflage von 1898.
- 77 Ebenda, S. 122
- 78 Gemeinhin angenommen, daß die Dornenhecke eine volkstümliche Version jenes Feuerwalls (Waberlohe) ist, der in der Siegfriedsage die Burg der schlafenden Brünhild umgibt.
- 79 Thilenius, G. (1902)
- 80 MacRitchie, D. (1902): S. 151

-
- 81 Kollmann, J. (1894)
 - 82 Hilber, V. (1911)
 - 83 Schlaginhaufen, O. (1916)
 - 84 Großschmidt, K. (1994/1995)
 - 85 Linimayr, P. (1994); Fuchs, B. (2002)
 - 86 Menghin, O. (1931): S. 490
 - 87 Menghin, O. (1927): S. 168
 - 88 Lynge, W. (1952): S. 21
 - 89 Scott, W. (1830): S. 117
 - 90 Campbell, JF. (1860): Einleitung S. c, cii
 - 91 Nilsson, S. (1868): S. 188-189
 - 92 MacRitchie, D. (1890): S. 165
 - 93 MacRitchie, D. (1893)
 - 94 Ekrem, I. (2010): S. 64 (VI-2)
 - 95 Ehrman, SB. (1976)
 - 96 Martinez, SB. (2013a "*The Mysterious Origins...*")
 - 97 Der Name beruht auf der stümperhaften Übersetzung von einem Maya-Kodex durch Abbé Charles Étienne Brasseur.
 - 98 Wer mehr über die Hintergründe von Mu, Lemuria und ähnlichen Kontrukten wissen möchte, dem sei das großartige Buch von Umberto Ecco: „Die Geschichte der legendären Länder und Städte“ wärmstens empfohlen.
 - 99 Martinez, SB. (2013b "The lost history...")
 - 100 Webseite der „Wahren Forschergruppe – Privatinstitut für Welteislehre“. ONLINE (2017): <http://www.wfg-gk.de/archaeologie43.html>
 - 101 Kiessling, FX. (1898); Kießling, FX. (1923)
 - 102 <https://www.erdstall-kataster-bayern.com/>. Aufgerufen zuletzt August 2023
 - 103 Schwarzfischer, K. (1993)
 - 104 Ob ein solcher kann ein solcher Zusammenhang irgendwann in der frühen Humanevolution bestanden haben mag, kann weder ausgeschlossen noch belegt werden. Die Australopithecinen (wie etwa die berühmte Lucy) hatten die Körpergröße von heutigen Schimpansen, und auch ihr Gehirn war etwa schimpansengroß. Wie intelligent Lucy war, wissen wir aber natürlich nicht

-
- 105 u.a. Harper, B. (2000); Persico, N. (2004)
- 106 Allerdings war die Gesamtstatur vermutlich recht unterschiedlich. Kiefer und Kaumuskelatur haben sich in den letzten 10.000 Jahren deutlich verkleinert (Lieberman, DE. (2011)), und auch die Stärke der Oberschenkelknochen schrumpfte mit zunehmender Geschwindigkeit. (Ruff, CB. (2013))
- 107 Hatton, TJ. (2013)
- 108 Gassen, HG. (2006): S. 207

7 – VON DER FASZINATION DES AN- DERSARTIGEN

*Er zauderte, was er tun sollte; endlich faßte er sich ein Herz, schlich sich hinter sie hin, legte traulich seine Hand auf ihren Arm und sprach:
«Mütterchen, was fehlt dir? Bist du böse auf mich?»
Die Frau wandte sich um nach ihm, fuhr aber mit einem Schrei des Entsetzens zurück: «Was willst du von mir, häßlicher Zwerg?» rief sie.
«Fort, fort! Ich kann dergleichen Possenspiel nicht leiden. »*

Abweichungen von der Norm haben wohl schon immer die Aufmerksamkeit des Menschen erweckt. Zumal dann, wenn die Abweichung so offen zutage tritt wie im körperlichen Erscheinungsbild. Im oben zitierten Kunstmärchen „Zwerg Nase“¹ von Wilhelm Hauff wird Jakob, der Sohn eines Schusters und einer Marktfrau, von einer Hexe in einen deformierten Zwerg verzaubert. Seine Gestalt umfasst eine ganze Palette typischer, üblicherweise als hässlich empfundener körperlicher Missbildungen: Einen Kopf ohne Hals, ein Gesicht mit langer Nase, einen Buckel und braune Hände. Jakob wird von der Hexe entführt, kann aber nach Jahren wieder entkommen kehrt zu seinen Eltern zurück. Seine deformierte Gestalt führt jedoch dazu, dass er nicht erkannt und infolgedessen als Sohn zurückgewiesen wird.

Schon in der klassischen Mythologie finden sich Helden mit Anomalien; etwa der hinkende Schwellfuß Ödipus. Das Motiv der Gehbehinderung soll nach Ansicht des Kulturwissenschaftlers Carlo Ginzburg auf eine Nähe der betroffenen Figur zur Unterwelt hindeuten² (vergl. auch das Motiv des hinkenden Teufels, siehe Seite 26). Je nach Kultur, Zeitepoche und gesellschaftlichem Umfeld war die Wahrnehmung von Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen recht unterschiedlich.³ Nicht selten waren sie

tiefgreifender Verachtung oder Aggressionen ihrer Mitmenschen ausgesetzt. Im Mittelalter war beispielsweise die große Zahl der umherziehenden behinderten Bettler ein allgegenwärtiges Problem. Christliche Werte brachten immerhin den Mitleidsgedanken ins Spiel. Behinderte, die nicht betteln wollten oder konnten, fanden mit etwas Glück in einem Kloster oder, in späterer Zeit, in einem städtischen Armenasyl Unterschlupf. Im alttestamentarischen Weltbild wurden Körperbehinderte dagegen mit einem Tempelverbot belegt und so gänzlich von der Gemeinschaft ausgeschlossen. Im 3. Buch Mose heißt es dazu unmissverständlich:

„Wenn an jemand deiner Nachkommen in euren Geschlechtern ein Fehlglied ist, der soll nicht herzutreten, daß er das Brot seines Gottes opfere. Denn keiner, an dem ein Fehlglied ist, soll herzutreten; er sei blind, lahm, mit einer seltsamen Nase, mit ungewöhnlichem Glied, oder der an einem Fuß oder einer Hand gebrechlich ist oder höckerig ist oder ein Fell auf dem Auge hat oder schielt oder den Grind oder Flechten hat oder der gebrochen ist.“⁴

Generell war das Verhältnis der Gesellschaft zu Menschen mit physischen Anomalien noch bis in die Neuzeit hinein durch eine gewisse Ambivalenz geprägt. Manchen Behinderten, insbesondere Blinden, wurden besondere Gaben zugesprochen. Von abergläubischen Mitmenschen wurden sie wegen ihrer angeblichen übersinnlichen Fähigkeiten unter Umständen sogar gefürchtet. In den meisten Fällen waren körperlich Missgebildete wie Bucklige und Kleinwüchsige jedoch dem Spott und Hohn der Gesellschaft ausgesetzt. An Herrscherhöfen wurden Hofzwerg mit dem Ziel der allgemeinen Belustigung angestellt, während sich das gemeine Volk auf Jahrmärkten an kleinwüchsigen Menschen und anderen Fehlbildungen ergötzte.

ZWERGE ALS ANTHROPOLOGISCHES MODELL

Alle Volksgruppen weisen einen gewissen Anteil besonders kleinwüchsiger Mitglieder auf, deren körperliche Erscheinung bis heute zu gesellschaftlicher Stigmatisierung, aber auch zur Legendenbildung über angebliche übernatürliche Fähigkeiten (quasi als Ausgleich für ihre physischen Beeinträchtigungen) geführt hat. Neben außergewöhnlicher sexueller Potenz wurden Kleinwüchsigen insbesondere im Mittelalter diverse magische Künste nachgesagt. Solcherlei Andichtungen und Gerüchte könnten sich im Lauf der Zeit zu folkloristischen Erzählmotiven aufkonzentriert haben, die letztendlich Teil der Volksmythologie wurden und zu den Zwergensagen führten.

Das eingangs erwähnte Märchen vom Zwerg Nase illustriert die Verwendung der Zwergenfigur als Spezialfall der literarischen Verarbeitung menschlicher Abnormitäten. Der Freiburger Erzählforscher Lutz Röhrich hat im Rahmen eines von ihm postulierten „anthropologischen Modells“ in den Schreckfiguren der Volkssagen vor allem eine Projektion der menschlichen Psyche zur Bewältigung von Urängsten erkannt. Die Angst vor Konflikten, Schicksalsschlägen oder dem Unbekannten manifestiert sich in naturgewaltenbeherrschenden Wesen, (Krankheits-) Dämonen oder auch missgestalteten Kreaturen wie den Zwergen:

„Dadurch, daß Sage übernatürliche Gestalten konkretisiert, ist sie auch imstande, die gegenstandslose Angst zu konkretisieren und bis zu einem gewissen Grade zu bannen. [...] Sagen sind Bestrebungen des Menschen, seine Ängste zu bewältigen.“⁵

Der Medizinethiker Josef N. Neumann hat körperliche Behinderungen als „Erfahrung der Unverfügbarkeit des eigenen Körpers“ zur Erklärung von Zwergfiguren in Volkssagen herangezogen und in

eine vom „animistisch-mythischem Denken bestimmten Frühzeit unserer Kultur“ projiziert:

„Dieses auf einem mythischen Bedeutungs- und Erklärungsgefüge beruhende Bild des Zwerges in Sage und Volksmärchen darf als ein ursprünglicher Versuch des Menschen, die Angst vor der Unverfügbarkeit der eigenen körperlichen Gestalt zu bewältigen, verstanden werden.“⁶

Eine grundsätzliche Schwierigkeit für solcherlei Überlegungen zur „Funktion“ der Zwerge in Volkssagen ist unsere Unkenntnis über die Rezeption der Zwergenfigur in jener „Frühzeit unserer Kultur“, in der sie angeblich entstanden sein soll. Schnell wird man verleitet, von den reichhaltig ausgeschmückten Erzählmotiven in Volkssagen des 19. Jahrhunderts auf vermeintliche Konzepte einer diffusen frühen animistischen Mythologie zurückzuschließen zu wollen. Wie in den vorhergehenden Kapiteln dieses Buches bereits erörtert wurde, sind Erzählmotive und Eigenschaften von Sagenfiguren gerade auch durch christliche Glaubensvorstellungen über einen langen Zeitraum geformt worden.

Neumann distanziert sich von einer stark rationalisierenden Deutung nach Wendelin Marwede, in Sagen würden sich (Alp-) Traumsituationen manifestieren⁷, folgt aber grundsätzlich Röhrich in der Ansicht, Sagen seien Ausdrucksformen innerer (Angst-) Zustände der Menschen. Darüber hinaus vermutet Neumann hinter dem mit den Zwergen assoziierten Wechselbalg-Motiv eine mythologische Verarbeitung des Umgangs der Gesellschaft mit missgebildeten Kindern und beruft sich dabei unter anderem auf den Volkskundler Otto Böckel. Dieser, nebenbei bemerkt ein strammer antisemitischer Agitator und Verschwörungstheoretiker, vertrat die für seine Zeit typische Ansicht, dass Volkssagen ihr Entstehen greifbaren Wahrnehmungen verdanken. Insbesondere die Riesen und Zwerge der Sagen bezeichnet

Böckel als halbmythische Wesen, da ihnen seiner Meinung nach „*tatsächliche geschichtlicher Erscheinungen zugrunde liegen*“⁸. So seien Riesen einst Vertreter eines Germanenstammes von übermenschlicher Größe und unbändiger Kraft gewesen. Auch das unselige „Urvolk“ der Zwerge, das wir im vorausgehenden Kapitel ausführlich beleuchtet haben, führt Böckel als Beweis an.⁹

Davon unberührt bleibt jedoch die Möglichkeit, dass reale kleinwüchsige Menschen als literarische Figuren Spuren in Volkssagen hinterlassen haben. Beispielsweise war der weltberühmte deutsche Pathologe Rudolf Virchow (1821-1902) davon überzeugt, dass Zwergensagen auf den lokalen Kontakt der Landbevölkerung mit verkrüppelten, unterernährten oder kleinwüchsigen Menschen zurückzuführen sind. Als Spezialist für Ethnologie und Anthropologie kannte Virchow sich mit körperlichen Missbildungen bestens aus.¹⁰ Im Februar 1852 reiste er im Regierungsauftrag in den Spessart, um den Gesundheitszustand der dortigen von einer Hungersnot bedrohten Bevölkerung zu untersuchen. Dabei stellte er fest:

*„Eigenthümlich und vielleicht nicht ohne besonderen Zusammenhang ist es, dass sich an verschiedenen Punkten im Umfange des Spessarts sehr vollkommene Zwerge finden, und es dürfte nicht zufällig sein, dass in den Spessart - Sagen die Zwerge häufig erwähnt werden. Hr. Dr. Brönner von Lohr erzählte uns von einem durchaus verhältnissmäßig ausgebildeten Zwergweibe in Rechtenbach, das auch geboren hat, und in Schimborn im Kahl-Grunde sahen wir selbst zwei Zwerge, welche vortreffliche Proportionen zeigten. Sie waren Geschwisterkinder.“*¹¹

Es scheint durchaus plausibel, dass einzelne Charaktertypen oder Handlungsstränge von Zwergensagen wiederholt und wohl auch in verschiedenen Zeitepochen von Begebenheiten mit realen Kleinwüchsigen inspiriert oder beeinflusst worden sind. Eine über diese sehr allgemeine Aussage hinausgehende Erörterung würde jedoch den Rahmen dieses Buches bei weitem sprengen. Überle-

gungen über die Frühphase der literarischen Verarbeitung und Umformung kleinwüchsiger Menschen zu mythologischen Zwergen sind eng verzahnt mit der Frage, ob und in welchem Ausmaß die Hofzwerge und ihrer literarischen Pendanten im Mittelalterroman verwandt zu den mythologischen Zwergen sind. Das letztgenannte Problem ist Gegenstand einer seit über hundert Jahren andauernden wissenschaftlichen Debatte (siehe dazu auch Kapitel 2). Ohne hier in die Tiefe gehen zu können, bietet das nachfolgende Kapitel einen kurzen historischen Abriss über das Phänomen der Kleinwüchsigkeit sowie über die Stellung kleinwüchsiger Menschen in der Gesellschaft verschiedener Zeitepochen.

KLEINWUCHS

Zahlreiche bildliche Darstellungen kleinwüchsiger Menschen aus verschiedenen Kulturräumen von der Antike bis ins Mittelalter bezeugen die besondere Faszination dieser Normabweichung. Und als genau eine solche Normabweichung ist der Begriff des Kleinwuchses auch definiert worden: In der klinischen Praxis werden die drei kleinsten Vertreter einer Population von 100 Personen ungeachtet ihrer absoluten Körpergröße als kleinwüchsig bezeichnet. Dabei ist die Variationsbreite beachtlich. 2015 starb in Nepal der mit 54,6 Zentimetern Körpergröße kleinste offiziell vermessene Mensch der Welt namens Chandra Bahadur Dangi. Er wurde 76 Jahre alt.

Kleinwüchsigkeit ist multifaktoriell und kann durch angeborene oder erworbene Wachstumsstörungen (u.a. Osteochondrodysplasien, Mangelernährung) bedingt sein. Beim sogenannten dysproportionierten Kleinwuchs (z.B. bei angeborenem Zwergwuchs) können Rumpf, Arme und Beine verkürzt sein. Solche Menschen wurden früher auch als „Zirkuszwerg“ bezeichnet. Proportional Kleinwüchsige dagegen werden meist als ästhetischer empfunden; bei Ihnen sind auch innere Organe entsprechend verkleinert. Neben dieser individuellen Form kann Kleinwüchsigkeit auch das Kennzeichen einer ganzen Volksgruppe sein. Warum es diese sogenannte konstitutionelle Kleinwüchsigkeit überhaupt gibt, ist eine bis heute noch nicht abschließend beantwortete Frage. Gängige Erklärungen sind, dass es sich um eine Anpassung an spezielle Lebensbedingungen handelt, beispielsweise eine verbesserte Thermoregulation in heißen Regionen, eine erleichterte Fortbewegung im dichten Dschungel, oder ein ökonomischerer Energiehaushalt in Regionen mit knappem Nahrungsangebot. Eine neuere (aber nicht unumstrittene) Theo-

rie besagt, dass die geringe Körpergröße auch eine sekundäre Folge einer geringen Lebenserwartung sein kann¹². Diese führt möglicherweise zu einem beschleunigten Ablauf aller Lebensphasen und damit auch zu einer ungewöhnlich frühen Beendigung des Körperwachstums.¹³

KLEINWÜCHSIGE VÖLKERSTÄMME

In der Völkerkunde des 19. Jahrhunderts bürgerte sich die Bezeichnung „Pygmäen“ (im Deutschen ursprünglich „Pigmäen“, englisch „pygmy peoples“, französisch „Pygmée“) als ein etwas unsauberer Sammelbegriff für die kleinwüchsigen indigenen Völkern Zentralafrikas ein. Heute unterscheidet man zwischen Ostpygmäen (Mbuti oder Bambuti, Aka, Efe, Sua) und West-Pygmäen (Ba‘Aka und Bayaka sowie Twa und Bachwa). Letztere weisen teils schon eine starke Durchmischung mit Großwüchsigen auf. Die heutigen Populationen der verschiedenen Pygmäenstämme sind vergleichsweise divers, und zwar sowohl hinsichtlich ihrer genetischen Merkmale als auch hinsichtlich ihrer kulturellen Traditionen und ihrer Sprachen. Jüngste Untersuchungen deuten mehr und mehr darauf hin, dass diese Diversität im Wesentlichen auf einer anhaltenden Vermischung mit Nachbarvölkern beruht. DNA-Analysen zufolge scheinen die heutigen Pygmäenvölker von einer einzigen Urpopulation abzustammen. Die erste Abspaltung von großwüchsigen Populationen fand vor 50.000 – 90.000 Jahren statt. Eine zweite Abspaltung der Westpygmäen fand wohl erst vor etwa 3000 Jahren statt.¹⁴

Konstitutionelle Kleinwüchsigkeit ist nicht auf Afrika beschränkt. Als kleinwüchsigstes Volk der Welt wird oft das etwa 1000 Individuen zählende Volk der Kimyal aus Papua-Neuguinea bezeichnet. Frauen werden zwischen 1,3 und 1,4 m groß, Männer

im Schnitt 5 cm größer. Weiterhin gibt es in Südostasien die Urbevölkerung der Andamanen-Inseln, die Mani aus Thailand, die Aeta auf den Philippinen, sowie in Südamerika die kolumbianischen Bari und Yukpa (ohne Anspruch auf Vollständigkeit). Auch von den Vedda (auch Wedda) einem indigenen Volk auf Sri Lanka, ist Kleinwüchsigkeit bekannt.

Auf der indonesischen Insel Flores wurde 2003 das Skelett einer etwa 30-jährigen Frau entdeckt¹⁵, die zu Lebzeiten etwa einen Meter groß gewesen sein musste. Eine längere Debatte, ob es sich dabei um die Vertreterin eines kleinwüchsigen Volksstammes oder um individuellen krankhaften Kleinwuchs handle, wurde durch die Entdeckung weiterer Skelette von Kleinwüchsigen zugunsten der erstgenannten Hypothese entschieden. Mittlerweile wird davon ausgegangen, dass der sogenannte *Homo floresiensis* eine eigene Menschenart darstellt, die in der Öffentlichkeit als Zwergmensch von Flores oder auch (in Anlehnung an die Fantasy-Romane von J.R.R. Tolkien) als „Hobbit“ bekannt wurde. Anders als bei Pygmäen war bei den Zwergmenschen die Größe des Gehirns proportional zum Körper verkleinert. Ersten Untersuchungen zufolge sollte der *Homo floresiensis* vor 12.000 bis 18.000 Jahren gelebt haben. Damit schien zunächst ein Zusammentreffen mit dem schon vor 50.000 Jahren in Indonesien eingewanderten *Homo sapiens* im Bereich des Möglichen zu sein. Diese Spekulation hat allerdings durch jüngste Untersuchungen einen Dämpfer erhalten. Radiometrische Datierungen der Knochen ergaben ein Alter zwischen 100.000 und 60.000 Jahren.¹⁶

HOFZWERGE

Von der Antike bis in die Neuzeit waren sogenannte „Hofzwerge“ als Bedienstete an Herrscherhäusern anzutreffen. Sie dienten meist der „allgemeinen Belustigung“, doch galten sie auch als Glücksbringer und genossen somit eine gewisse Wertschätzung. Wie schon eingangs dieses Kapitels angesprochen, haben reale Hofzwerge sicherlich als Vorlage für so manchen Zwerges Mittelalterromans gedient. Umgekehrt mag eine skurrile Zwergenfigur aus einem packenden Roman auch bei der einen oder anderen Hofdame den Wunsch erweckt haben, sich doch einen echten, lebenden Zwerg für den Haushalt „anzuschaffen“. In der frühneuzeitlichen französischen Hofkultur wurden Kleinwüchsige mit verschiedenen amtlichen Tätigkeiten betraut. Neben der Rolle des Hofnarren (offizieller Titel: „*fou du roi en titre d'office*“) bedienten sie als Pagen an der Tafel oder kündigten Gäste mit einem Hornstoß an. Im Spanien des 16. und 17. Jahrhunderts zählten Hofnarren (*bufones*), Zwerge (*enanos*), Farbige (*negros*) und geistig Behinderte (*locos*) zum höfischen Standardinventar. Ihre Funktion reichte von Possenreißern über niederes Gesinde bis hin zu Boten und Spionen. Einige waren wegen ihrer Loyalität und/oder Klugheit als Berater hochgeschätzt.

ÄGYPTISCHE TANZZWERGE

Die ältesten Berichte über kleinwüchsigen Menschen stammen aus Ägypten. Schon im alten Reich (2700–2190 v. Chr.) waren Hofzwerge, auch als sogenannte „Tanzzwerge“ bezeichnet, offenbar keine Seltenheit, sondern ganz im Gegenteil im Umfeld der Eliten häufig anzutreffen. Tanzzwerge dienten offenbar der öffentlichen Belustigung. Daneben konnten Hofzwerge aber auch offizielle



Abb. 27: Portrait-Relief auf dem Sarkophag des Zwergs Djeho

Ämter als Tierpfleger, als Schatzmeister oder sogar als persönlicher Berater innehaben. Einige von ihnen gelangten so zu hohem gesellschaftlichem Status und wurden in reich ausgestatteten Gräbern in der Nähe von Pyramiden bestattet.

Aus den Quellen ist zumeist nicht zu entnehmen, ob sie sich auf pathologische Fälle individueller Kleinwüchsigkeit oder auf zentralafrikanische Pygmäen beziehen. Immerhin konnte bei Untersuchungen der Skelette von kleinen Mumien in einigen Fällen Achondroplasie nachgewiesen werden. Abbildungen von Zwergen zeigen oft Merkmale von dysproportioniertem Kleinwuchs.

Ein Beispiel dafür ist die Abbildung des Zwergs Djeho auf seinem eigenen Sarkophag aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. Laut Inschrift hatte er eine Stellung im Haushalt eines hochgestellten Beamten inne. Es existieren aber auch Hinweise auf die Anwesenheit von Pygmäen in altägyptischen Herrscherhäusern. Einen frühen und illustrativen Bericht findet man in einer Inschrift aus dem Grab des Harchuf, einem Armeegeneral und Gouverneur von Assuan in Oberägypten. Darin bedankt sich Pharaon Pepi II (2245 bis 2180 v. Chr.) bei ihm für einen Pygmäen, den Harchuf als Geschenk von einer seiner Ostafrika Expeditionen mitgebracht hatte. Die „*exotischen Tänze*“ des Kleinwüchsigen hätten „*das Herz des Pharaos erwärmt*“.¹⁷

Ob diese Schilderung den manchmal gezogenen Schluss zulässt, dass alle oder doch die meisten der ägyptischen Tanzzwerge

Pygmäen aus dem heutigen Sudan oder Äthiopien waren¹⁸, sei dahingestellt. Man könnte die geschilderte Begeisterung des Pharaos Schilderung auch dahingehend interpretieren, dass Pygmäen eher als seltene Kostbarkeit galten. Stattdessen dokumentieren zahlreiche Belege, dass Menschen mit individueller Kleinwüchsigkeit an Ägyptischen Höfen in nennenswerter Zahl anwesend waren.

PRÄKOLUMBIANISCHES MITTELAMERIKA

Schon der mythische Gott Quetzalcoatl soll, als er seine Stadt verließ und über das Meer nach Tlapalan zog, auf der Reise von Zwergen und Buckligen begleitet worden sein.¹⁹ Der Sage nach erfroren sie allesamt bei der Überquerung der Berge. Aus den Berichten der spanischen Eroberer geht hervor, dass sie am Hof des Aztekenherrschers Montezuma II (ca. 1465 - 1520) auf Bucklige und Zwerge trafen, die dort wohl überwiegend der Unterhaltung dienten.²⁰ Manche der Zwerge mögen auch, wie in Ägypten, als Berater fungiert haben. Zwar ist nicht viel über ihr Wirken bekannt, aber sie scheinen in einer langen mittelamerikanischen Tradition zu stehen. Als der Eroberer des Aztekenreiches, Hernán Cortés, 1529 am kaiserlichen Hofe von Karl V. vorstellig wurde, brachte er in seinem Gefolge neben indianischen Akrobaten und Musikern auch einige Zwerge mit.²¹

Aus der Kultur der Maya kennt man zahlreiche Darstellung kleinwüchsiger Menschen, sowohl einzeln als auch als Bestandteil von Palastszenen, auf Wandmalereien, Stelen oder Verzierungen von Gefäßen²². Dies lässt den Schluss zu, dass – ähnlich wie bei den Azteken – Zwerge Bestandteil des Hofstaats der Mayaherrscher waren. Die Proportionen der Abbildungen legen nahe, dass es um kleinwüchsige Maya gehandelt hat, und nicht etwa um aus-



Abb. 28: Musikanten, Gaukler und Zwerge im „Codex Florentinus“

ländische Sklaven oder Gefangene. Möglicherweise waren einige dieser Zwerge Mitglieder der (stark von Inzucht betroffenen) Herrscherfamilien. Skelette von kleinwüchsigen Maya wurden unglücklicherweise bislang nicht gefunden, so dass weder über die Ursachen des Zwergwuchses, geschweige denn über die Häufigkeit von Kleinwüchsigkeit in der Population etwas ausgesagt werden kann.

In Jaina, einer der größten Nekropolen der Maya aus der klassischen Periode (ca. 200 – 1000), hat man etwa 40

Figurinen gefunden, die ihren Proportionen nach ganz offensichtlich Zwerge darstellen.²³ Die Existenz von Zwergfiguren als Grabbeigabe könnte auf eine Verbindung von Zwergen zur Mythologie der Maya hindeuten und sie möglicherweise sogar als Wesen der Unterwelt ausweisen. Zwerge als mythologische Wesen sind aus einigen Volkssagen der Maya bekannt.²⁴ In Belize erzählt man sich eine Sage über die Entstehung großer trogartiger Vulkansteine, die man mancherorts in verlassenem Städten im Dschungel finden kann. Dabei handelt es sich in Wahrheit um alte abgenutzte Mahlsteine, sogenannte Metates oder Pilas.

Im Volksglauben heißt es, diese Steine wären von Zwergen namens *p'uz* erschaffen worden. Diese Zwerge wären einst vom wahren Glauben abgefallen, und ihr Gott hätte als Strafe eine

große Flut angedroht. Die Zwerge hätten daraufhin beschlossen, Boote aus Stein zu bauen in der Annahme, diese seien stabiler als Holzboote. Als die Flut dann kam, seien die Zwerge alle ertrunken weil die Steinboote nicht geschwommen wären. Ähnliche Geschichten sind auch in Maya-Legenden aus anderen Gegenden überliefert. Als die Sonne noch nicht erschaffen und die Erde dunkel war, hätten die *Zayamuincob*²⁵ in Yukatan gelebt. Auf diese würden auch die großen alten Steinbauten und gepflasterten Straßen zurückgehen. Der Sage nach besaßen sie magische Kräfte; auf einen Pfiff von ihnen hin ordneten sich riesige Steine von selbst zu Häusern, und auch ein Herdfeuer bildete sich von selbst aus altem Holz. Auch die *Zayamuincob* ertrinken, weil sie einer Flut in Steinbooten entkommen wollen. In anderen Versionen der Sage wurden sie in Stein verwandelt, als die Sonne erschaffen wurde.

GRIECHENLAND UND ROM

Weil Hephaistos, der neugeborene Sohn der Hera, klein und hässlich war, einen Klumpfuß hatte und zudem laut schrie, wurde er von seiner Mutter vom Olymp ins Meer geschleudert. Glücklicherweise zogen ihn die Meernymphen Thetis und Eurynome auf, so dass er seine göttliche Bestimmung als Schmied unter dem Vulkanon auf Lemnos doch noch erfüllen konnte. Diese Götterlegende lässt vermuten, dass auch in der menschlichen Gemeinschaft das Aussetzen missgebildeter Kinder an der Tagesordnung war. Zwergwuchs alleine war aber wohl kein generelles Todesurteil, denn Abbildungen kleinwüchsiger Menschen, die offenbar unter unterschiedlichen pathologischen Zwergwuchsformen litten, finden sich auf zahlreichen Gebrauchs- und Kunstgegenständen (zumeist Vasen und Trinkgefäße) des antiken Griechenlands.

Über die Rolle bzw. gesellschaftliche Stellung von kleinwüchsigen Menschen in der hellenistischen Periode ist wenig bekannt.

Dafür liegen aber einige schriftliche Aufzeichnungen über Kleinwüchsige in der römischen Gesellschaft vor, unter anderem von Sueton, Martial und Juvenal.²⁶ Verständlicherweise erfährt man auch hier kaum etwas über die Rolle und die Verbreitung kleinwüchsiger Menschen in der römischen Gesellschaft; immerhin wird aber über Zwerge berichtet, die in Diensten hochgestellter Persönlichkeiten standen. Dabei waren sie offenbar meistens Teil einer Gruppe von Spaßmachern, Gauklern und Musikanten, die bei festlichen Anlässen zum Einsatz kam. Obwohl beispielsweise Kaiser Augustus (63 v. Chr. – 14) Zwerge und Krüppel eigentlich gar nicht mochte²⁷, gab es sie an seinem Hof. Den Zwerg Conopas soll die Enkelin des Augustus, Julia, besonders gemocht haben, und die Zwergin Andromeda erhielt von ihr sogar die Freiheit.²⁸ Auch im Palast des römischen Kaisers Elagabal (3. Jahrhundert) hat es neben Gauklern, Kastraten und Pantomimen auch Hofzwerg gegeben, die sein Nachfolger Severus Alexander allerdings allesamt wieder entließ.²⁹ Der Feldherr Marcus Antonius soll einen sehr intelligenten Zwerg namens Sisyphus in Diensten gehabt haben.³⁰

Eine Eigentümlichkeit des alten Roms waren kleinwüchsige Menschen, die man in der Arena kämpfen ließ. Dies konnte ein echter Gladiatorenkampf gewesen sein, wie das Beispiel des kleinwüchsigen, aus einer wohlhabenden Familie stammenden Lycius belegt.³¹ Häufiger waren vermutlich aber inszenierte Spektakel zur Belustigung des Volkes. So berichtet der Geschichtsschreiber Cassius Dio von den Spielen des Kaisers Domitian (81 bis 96), er habe des Öfteren „Zwergmänner gegen Zwergfrauen“ kämpfen lassen.³² Domitian scheint insbesondere den Boxkampf zwischen kleinwüchsigen Menschen beiderlei Geschlechts als

neue „Sportart“ eingeführt zu haben. Davon zeugen zahlreiche Figurinen aus dieser Zeit, die boxende Zwerge darstellen.³³ Domitian veranstaltete auch eine Adaption des legendären Kampfes der Pygmäen gegen die Kraniche (siehe „Die Fabelwesen des Homer“ ab Seite 180) als Zirkusspektakel mit Kleinwüchsigen. Der römischer Dichter Publius Papinius Statius beschreibt dies in einem seiner Werke sehr anschaulich:

*„Hic audax subit ordo pumilorum, quos natura brevis statim peracta nodosum semel in globum ligavit, edunt vulnera conseruntque dextras et mortem sibi - qua manu! - minantur. Ridet Mars pater et cruenta Virtus casuraeque vagis grues rapinis mirantur pugiles ferociores.“*³⁴

Hier kommt die Schar der kühnen Zwerge, die eine kurze, zu früh vollendete Natur einmal zur knotigen Kugel zusammengebunden hat. Sie werden handgemein und teilen Wunden aus und drohen einander mit dem Tod - mit was für einer Hand! Da lacht der Vater Mars und die blutige Virtus. Da wundern sich die [gebratenen] Kraniche, die zu unbestimmter Beute [von einer gespannten Leine] fallen werden, über die allzu wilden Faustkämpfer.

EUROPÄISCHE HOFZWERGE

Die Anstellung kleinwüchsiger Menschen als Bedienstete scheint auch in den europäischen Nachfolgestaaten des römischen Reichs einer durchgehenden Tradition zu folgen, die bis an die Höfe europäischer Adliger der frühen Neuzeit führt. Aus der Zeit des Mittelalters sind Belege vergleichsweise rar³⁵, dafür gibt es zahlreiche frühneuzeitliche Beispiele. Berühmt für seine Hofzwerge war beispielsweise der Kaiser Rudolf II. (1552–1612). Catharine de Medici (1519–1589) soll bei einem Abendessen neun Zwerge als Bedienung eingesetzt haben; Zwerge hab es auch an den Höfen von Elizabeth I von England (1533–1603) um bei russischen Zar Peter dem Großen (1672–1725). Am Hof des Markgraf Ludwig Wil-

helm von Baden-Baden (1655 – 1707) sollen (auf Initiative seiner Ehefrau Maria Franziska) fast vierzig Zwerge angestellt gewesen sein. Zahlreiche weitere Herrscher mit Hofzwergen sind in einer 1789 erschienenen Monographie des Historiker Karl Friedrich Flögel über die Geschichte der Hofnarren aufgeführt; angefangen bei einem ungenannten türkischen Sultan über die französischen Könige Franz I und Heinrich II sowie den Erzherzog von Österreich Ferdinand II (alle aus dem 16. Jahrhundert), bis hin zum preußischen König Friedrich Wilhelm I und dem polnischen König Stanislaus I Leszczyński (beide 18. Jahrhundert).

Auch die Abbildung von Zwergen in der höfischen Malerei dieser Zeit ist keine Seltenheit. Das vielleicht bekannteste Beispiel ist vielleicht das Gemälde „*Las Meninas*“ („Die Hoffräulein“) von Diego Velázquez, der als Maler am spanischen Königshof des Habsburgers Philipp IV tätig war. Neben der als Zentralfigur dargestellten Infantin Margarita stehen etwas abgesetzt die Zwergin Mari Bárbola und dem Zwerg Nicolasito Pertusato. Solche Figuren sollten als groteskes Beiwerk die jeweilige Hauptfigur größer, edler und anmutiger erstrahlen lassen – ein alter Trick, der dem Wissen der Alltagspsychologie nach auch von hübschen Mädchen (und Frauen) genutzt wird, indem sie sich eine deutlich weniger gutaussehende beste Freundin auserwählen...

Karl Friedrich Flögel berichtet auch über einige Begebenheiten mit kleinwüchsigen Menschen, die sich nicht an Herrscherhöfen, sondern in Dörfern und Städten ereignet haben. Aus Russland weiß er folgendes zu berichten:

„In Petersburg kam im Jahre 1719 eine Zwergin nieder und brachte ein Kind ihrer Art auf die Welt; und weil man diese kleinen Geschöpfe in Rußland mit einander verheiratet, so kommt es daher, daß man so viele Zwerge in Rußland findet; wie den fast kein großer Herr ist, der nicht einen Zwerg oder eine Zwergin für die Frau des Hauses halten sollte;

daher es nicht schwer fiel, bei der 1710 gehaltenen Zwerghochzeit zwei und siebenzig Zwerge zusammen zu bringen.“³⁶

Manche Kleinwüchsige nahmen ihr Schicksal selbst in die Hand und präsentierten sich als Attraktion auf Ausstellungen und Volksfesten.³⁷ In einem bekannten Wirtshaus namens „*Blauw Jan*“, gelegen am Kloveniersburgwal in Amsterdam, wurden exotische Tiere präsentiert die mit den Schiffen der Ostindienkompanie ankamen. 1751 präsentierte sich dort auch der nur etwa 74 cm große³⁸ Friesländer Bauer Wybrand Lolkes. Und in einer beliebten Berliner Gartenwirtschaft am Halleschen Tor namens Neu-Amerika ließ sich 1787 ein knapp 70 cm großer³⁹ dreißigjähriger Mann gegen Geld betrachten.

FREAK SHOWS DER NEUZEIT

Wie nicht anders zu erwarten, war die kommerzielle Ausbeutung kleinwüchsiger Menschen nur eine Frage der Zeit. Mit dem aufkommenden Kolonialismus und Imperialismus entstanden im 19. Jahrhundert auf Jahrmarktvergnügen zahlreiche Gruselkabinette mit lebenden „Ausstellungsstücken“ zur Belustigung der Volksmassen. Bis ins 20. Jahrhundert gab es insbesondere in den USA zahlreiche „Freak Shows“, in denen behaarte „Löwenmenschen“ und „Affenfrauen“, siamesische Zwillinge, großgewachsene „Riesen“, und eben auch „Zwerge“ dem zahlenden Publikum präsentiert wurden. Die Glaubwürdigkeit der Darstellung sollte oftmals durch eine inszenierte Kulisse gesteigert werden, bei denen die „Darsteller“ ihr tägliches Leben präsentierten. Auch bei den Zwergen der Freak-Shows wurde zwischen proportionalem und disproportionalen Kleinwuchs unterschieden. Proportional Kleinwüchsige wurden „Midgets“ genannt (Diminutiv nach engl. *midge*, einer Fliegenart – im Deutschen am ehesten mit Pimpf, Däumling, Dreikäsehoch vergleichbar). Disproportional Kleinwüchsige waren „Dwarfs“, d.h. Zwerge. Während Midgets im Allgemeinen als ästhetischer angesehen wurden und daher eine eher positiv (niedlich) konnotiert waren, galten Dwarfs als hässlich und im sozialen Rang nachgeordnet – und zwar sogar in Reihen der kleinwüchsigen Darsteller der Freaks-Shows selbst.⁴⁰ Auch in Europa gab es zahlreiche Abnormitätenschauen. Als Deutschland 1936 die Olympiade in Berlin veranstaltete, war die Liliputstadt (Abb. 29) des Schaustellers Carl-Heinrich Schäfer im Vergnügungspark Traumland in der Schönholzer Heide eine der großen Attraktionen (die anderen waren eine 18 Meter großen Holzachterbahn, ein Riesenrad und eine Wasserrutsche).



Abb. 29: Kleinwüchsige Darsteller von Schäfers Liliput-Stadt

Als ihre große Ära Anfang des 20. Jahrhunderts langsam zu Ende ging, zogen einige Unternehmen auf Volksfesten quer durch Deutschland und waren weiterhin große Zuschauermagneten. Schäfers „Circus-Stadt-Liliput“ war noch bis 1956 auf dem Volksfest Crailsheim zu sehen.

In den 1980er Jahren entstand in Australien und den USA eine neue Attraktion, die auf Jahrmärkten, aber auch in Kneipen oder Bars ausgeübt wurde: Das sogenannte Zwergenwerfen. Das Ziel dieses „Sports“ ist es, einen kleinwüchsigen Menschen in gepolsterter Kleidung möglichst weit auf eine gepolsterte Matte zu werfen. 1986 fand in Australien sogar eine Weltmeisterschaft im Zwergenwerfen statt. Das Uno-Menschenrechtskomitee hat diese zweifelhafte „Sportart“ im Jahr 2002 als menschenverach-

tend verurteilt; in Deutschland ist es schon 1993 als sittenwidrig verboten worden. Allerdings gilt das Verbot nicht überall auf der Welt, und die damit verbundenen ethischen und rechtlichen Fragen haben verschiedentlich zu wissenschaftlichen Debatten geführt. Einige kleinwüchsige Menschen haben sich beispielsweise gegen ein Verbot gestellt und argumentiert, sie hätten selbst die Freiheit zu entscheiden, was sie mit ihrem Körper tun wollen.

ANMERKUNGEN UND REFERENZEN FÜR DAS KAPITEL 7

-
- 1 „Der Zwerg Nase“. Hauff, W. (1891): S. 33. ONLINE:
https://de.wikisource.org/wiki/Märchen-Almanach_auf_das_Jahr_1827
 - 2 Ginzburg C. (1990): S. 231
 - 3 Übersichten z. B. in Uther HJ. (1981); Antunes G. (2014)
 - 4 3. Mose 21, 17-20. Übersetzung nach der Lutherbibel von 1912
 - 5 Röhrich, L. (1971)
 - 6 Neumann JN. (1986): S. 237
 - 7 Marwede W. (1933)
 - 8 Böckel, O. (1909): S. 32
 - 9 Ebd: S. 32, S. 36
 - 10 Allerdings war er nicht unfehlbar: Bekannt ist beispielsweise seine fehlerhafte Einschätzung der fossilen Knochen eines Neandertalers, die Virchow einem an Gicht und Rachitis erkrankten modernen Menschen zuschrieb. Man muß ihm allerdings zugute halten, dass er sich bei seiner Beurteilung nur auf Schädelfragmente stützte, die zudem tatsächlich Merkmale pathologischer Veränderungen zeigten. Noch weiter daneben lag übrigens sein Kollege Franz Josef Carl Mayer, der den Fund für das Skelett eines neuzeitlichen Kosaken hielt, dessen Oberschenkelknochen durch langjähriges Reiten deformiert worden waren.
 - 11 Virchow, RLK. (1852): S. 25
 - 12 Migliano, AB. (2007)
 - 13 Für diese Theorie spricht beispielsweise, dass die Frauen der Aeta oft schon mit 15 Jahren ihr erstes Kind zur Welt bringen
 - 14 Verdu, P. (2016)
 - 15 Brown, P. (2014)
 - 16 Sutnika, T. et al (2016)
 - 17 Dawson WR. (1938)
 - 18 u.a. bei Junker, H. (1941): S. 7–11
 - 19 Codex Florentino, Cap. XII; Litterscheid, C. (1990): S.64–66
 - 20 HARRISSE, H. (1866); de Sahagún, B. (1950/1982).
 - 21 Cabañas, DJR. (1943)
 - 22 Miller, VE. (1985)
 - 23 Ebd.

-
- 24 Thompson, JES. (1990): S.340-341
 - 25 Das Wort bedeutet in den verschiedenen Maya-Dialekten „Bucklige“, „Gebeugte“, aber auch „Zwerge“
 - 26 Garmaise, M. (1996)
 - 27 Sueton: *Augustus* 67; 83.
 - 28 Plinius: *Naturalis Historia* VII,16,75.
 - 29 Demandt, A. (2007): S. 54
 - 30 Plutarch: *Antonius* - Ziegler, K. (1996)
 - 31 Sueton: *Augustus* 43
 - 32 Cassius Dio, *Ρωμαϊκὴ ἱστορία* (Römische Geschichte) 67.8.2
 - 33 Waser, M. (2010)
 - 34 Shackleton Bailey, DR. (2003). Deutsche Übersetzung nach Weiler, I. (1995): S.136
 - 35 Harward, VJ. (1958): S. 21ff
 - 36 Flögel, KF. (1789): S. 525
 - 37 Ebd: S. 505
 - 38 Originale Angabe: „29 Amsterdamer Zoll“
 - 39 Originale Angabe: „2 Fuß und einige Zoll“
 - 40 Howells, R. (2005)

8 – VON HEINZEN UND ZIPFELMÜTZEN



Abb. 30: Heinzelmännchen bei der Arbeit

Den Heinzelmann (auch als Heinzelmännchen bekannt) kann man wohl, ohne sich allzu weit aus dem Fenster lehnen zu müssen, als bekanntesten und damit geradezu prototypischen helfenden Zwerg bezeichnen. Meist tritt er in Gruppen auf, ab und an wird aber auch von einzelnen Heinzelmännchen berichtet. Als Ort ihres Wirkens wird heute über-

wiegend die Stadt Köln genannt. Dies ist allerdings vor allem einer geschickten Vermarktungsstrategie zuzuschreiben, denn Heinzelmännchen-Sagen sind nicht auf Köln beschränkt. Dazu kommt, dass Heinzelmännchen nur eine von vielen Bezeichnungen für die Gruppe der helfenden Hauswichtel ist - Heinzelmännchen gibt es also praktisch überall. Vor diesem Hintergrund mag es auch nicht überraschen, dass sogar schon bezweifelt wurde, ob mit der angeblichen Heimstatt der Heinzelmännchen ursprünglich die Stadt am Rhein gemeint war. Aber dazu später.

Und was hat es mit dem seltsamen Namen der Hauszwerg auf sich? Stammt „Heinzel“ wirklich vom deutschen Vornamen Heinz? Und wenn ja, warum diente nicht Hans oder Günther als Vorlage? Tatsächlich ist über den Ursprung des Namens schon viel Papier beschrieben worden. Nicht alles hält allerdings einer

kritischen Überprüfung stand. Und auch einiges andere, was über die Heinzelmännchen kolportiert wird, scheint auf eine Neurezeption der Figur im zwanzigsten Jahrhundert hinzudeuten. Nachfolgend sollen neben einer kurzen Übersicht die prominentesten Hypothesen über den Heinzelmann bewertet werden. Anschließend werden wir uns der Zipfelmütze zuwenden und den merkwürdigen Umstand beleuchten, dass diese Kopfbedeckung immer wieder mit Heinzelmännchen und anderen Zwergen in Verbindung gebracht wird.

DIE SELTSAME SAGE VON DEN HEINZELMÄNNCHEN

Aus dem Westerwald stammt die Sage von einem sogenannten Heinzelmännchen, das in einer Höhle bei „Waldmillen“ (heute Waldmühlen) lebte und abends in die Häuser kam, um den rechtschaffenen Leuten behilflich zu sein.¹ Bekannter ist freilich eine Erzählung des Kölner Schriftsteller Ernst Weyden von 1826, in der die Heinzelmännchen verschiedenen Bäckern und einem Schneider aushelfen. Weyden verwendete dabei eine Variante des Erzählmotivs „Ausgelohnt“ (siehe Seite 117), bei der die Wichtel durch die Neugier der Schneidersfrau aus der Stadt vertrieben werden:

„Es mag noch nicht über fünfzig Jahre seyn, daß in Cöln die sogenannten Heinzelmännchen ihr abendtheuerliches Wesen trieben. Kleine nackende Männchen waren es, die allerhand thaten, Brodbacken, waschen und dergleichen Hausarbeiten mehrere; so wurde erzählt; doch hatte sie Niemand gesehen.

[...]

Sie [die Schneidersfrau] streute daher einmal die Treppe voller Erbsen, auf daß die Heinzelmännchen fallen mögten, Schaden litten, und sie dieselben am andern Morgen sehen könnte. Dieser Anschlag schlug aber fehl, und seit dieser Zeit verloren sich die Heinzelmännchen ganz; wie überhaupt überall durch den Vorwitz der Leute, der schon so manches Schöne in der Welt zerstört hat.“²

Weithin bekannt gemacht hat die Heinzelmännchen der in Breslau geborene Dichter August Kopisch mit einer 1836 veröffentlichten Ballade:

*„Wie war zu Cölln es doch vordem,
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul: ... man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten*

*Und klappten und lärmten
 Und rupften
 Und zupften
 Und hüpfen und trabten
 Und putzten und schabten ...
 Und eh ein Faulpelz noch erwacht, ...
 War all sein Tagewerk ... bereits gemacht!*³

Die allgemeine Beliebtheit dieser Hauswichtel kann daran ermes-
 sen werden, dass in der Stadt Köln bereits Ende des 19. Jahrhun-
 derts der berühmten Heinzelmännchenbrunnen errichtet wurde.
 Im Jahr 1963 adaptierte der Grafiker und Bühnenbauer Wolf Ger-
 lach die rheinländischen Wichtel unter dem Namen „Mainzel-
 männchen“ für das Zweite Deutsche Fernsehen (ZDF) als animier-
 te Einspieler zwischen Werbesendungen. Der Name ist ein Kof-
 ferwort aus der Landeshauptstadt Mainz (dem Sitz des ZDF) und
 den Kölner Heinzelmännchen.

KÖLN ODER CÖLLN?

Der Umstand, dass August Kopisch zuletzt nahe Berlin wohnte
 und dort auch starb, gab verschiedentlich Anlass zu Zweifeln an
 der Stadt Köln als Handlungsort der Sage.⁴ Unter anderem auf-
 grund des abweichenden Anfangsbuchstabens „C“ wurde vorge-
 schlagen, dass sich jenes „Cöln“ (bei Weyden) bzw. „Cölln“ (bei
 Kopisch) in Wirklichkeit die ehemalige Stadt Cölln an der Spree
 bezogen haben könnte, die später zur Stadt Berlin⁵ wurde. Tat-
 sächlich wurde das rheinische Köln im Mittelalter und auch zu
 Anfang des 19. Jahrhunderts meistens mit K geschrieben. Zwi-
 schen 1500 und 1800 war jedoch die Schreibweise mit C üblich,
 und zwischen 1901 und 1919 sogar verbindlich.⁶ Danach wurde
 die offizielle Schreibweise wieder zu Köln geändert.⁷

Richtig ist, dass die Schreibweise Cöln bzw. Cölln zu Zeiten von Weyden und Kopisch eher ungewöhnlich war. August Kopisch mag bei der Abfassung seines Gedichtes vielleicht sogar eher an das Berlinische Cölln gedacht haben. Allerdings wird Ernst Weyden, der zehn Jahre zuvor die Heinzelmännchen-Erzählung in der Stadt „Cöln“ spielen lässt, sicherlich seine rheinische Heimatstadt gemeint haben. Seine Vorlage war vermutlich eine Volkssage aus dem Siebengebirge (eine rechtsrheinisch gelegene Hügelgruppe südöstlich von Köln), die für Zwerge geradezu archetypisch ist (...hinter den sieben Bergen, bei den sieben Zwergen...). Ernst Weyden selbst erwähnt in seinem Buch über das Siebengebirge, dass die Heinzelmännchen mit den „Quergen“ (eine lokale Bezeichnung für Zwerge) gleichzusetzen sind:

„Die Berggeister, Heinzelmännchen genannt, welche hier hausen, waren in frühern Zeiten für die Bergbewohner meist wolthätig. So lebte noch im Munde des Volkes die Sage, dass auf der Veste Löwenburg die Kleinen während der Nacht alle Hausarbeiten verrichteten [...]“⁸

DIE EVOLUTION DES HEINZELMÄNNCHENS

Die oben zitierte Aussage von Weyden zeigt, dass der Begriff der Heinzelmännchen weiter zu fassen ist und auch andere Wesen wie Berggeister und Kobolde bezeichnen konnte. Einen Schlosskobold mit einem eng verwandten Namen hatte wir schon kennengelernt: Hinzelmann, der Bewohner von Schloss Hudemühle. Tatsächlich ist die Bezeichnung offenbar recht alt; schon im ersten deutschen Wörterbuch und Reimlexikon, dem *Novum Dietionarii Genus* aus dem Jahr 1540 ist das Wort *heyntzelman* aufgeführt: „*Fatuus, Faunus, Sylvanus, ein Feldgeyst/Heyntzelman [...] Lamia, kobolt/schretlin/heyntzelmenchen*“.⁹ Aber warum heißt das Heinzelmännlein so? Formal ist der Name ein Determinativkompositum aus dem Vornamen Heinz, der Kurzform von Heinrich, und dem

Diminutiv Männchen bzw. Männlein. Diminutivierungen sind häufige Elemente in der Benennung von Hausgeistern; man denke etwa an Hütchen, Hödeken, Hämmerlein oder Polterken.

Bei Benennungen von Hausgeistern wurden neben Heinz noch zahlreiche andere männliche Vornamen verwendet. Bereits erwähnt haben wir den dänische Nisse (siehe Seite 146), dessen Name sich von Nils bzw. Nikolaus ableitet. Das Wolterken der Wenden und Sorben entstammt der niederdeutschen Diminutivform des Namens Walter. In der Schweiz kennt man das Joggeli (auch Hardjoggeli, Haldejoggeli), dessen Name eine Kosenebenform von Joachim beinhaltet (vgl. das deutsche Wort Jockel). Der Mecklenburger Mundart entstammt ein Kobold namens „Gimken“, dessen Namen sich ebenfalls von Joachim ableitet.¹⁰ Unter der Bezeichnung „Chimmeke“ ist er auch in Pommern bekannt. Aus einer etwas entstellten Form von Chimmeke (auch als Chimke oder Chim bekannt) entstand wohl der „Gumpke“ aus der Altmark. Ob allerdings das von den Brüdern Grimm aufgeführte „Kurd Chimgen“¹¹ wirklich ein Beleg für die Zusammenziehung der Namen Kurt und Joachim darstellt, ist nicht ganz klar. Zwar ist ein Kurtchen tatsächlich überliefert¹², aber die Grimms haben den Namen vermutlich von Johannes Prätorius übernommen, der von einem Schlosskobold „*Court Chimgen*“¹³ berichtet. Nach Prätorius sollen die hilfreichen Hausgesiter „*in gemein aber Chim heissen*“. Der bayerische Jurist Friedrich von Dobeneck hat 1815 den Begriff von Prätorius als „*lieb Joachim'gen*“ (gutes Joachimchen) übersetzt.¹⁴ Genauso möglich wäre aber eine Ableitung vom französischen *court* (kurz), womit wir bei einem „kleinen Joachimchen“ wären.

Die Verwendung männlicher Kosenamen wird oft als sogenannte patronymische Umformung gedeutet. Die Referenz auf den „Eigentümer“ (Patron) soll demnach ein vertrautes Verhält-

nis gegenüber dem Hausgeist implizieren. Heinzelmännchen könnte aber auch ein Tabuname sein. Wie bei der Bezeichnung Wicht, die ursprünglich nichts weiteres als „Wesen, Ding“ bedeutete (siehe Seite 88 im Abschnitt „Mitteldeutsche Wichtel“), wurde in Tabunamen eine möglichst allgemeine und unspezifische Benennung verwendet, um den eigentlichen Namen des Wesens nicht aussprechen zu müssen. Heinrich war im Hochmittelalter der mit Abstand häufigste Vorname und könnte daher durchaus die Funktion einer unspezifischen Ansprache erfüllt haben. Zusammen mit dem zweithäufigsten Namen Konrad entstand schon im ausgehenden Mittelalter der Spottbegriff „Hinz und Kunz“. Im Wörterbuch der hochdeutschen Mundart von Johann Adelung findet sich unter „Kunz“ der Eintrag: *„in einigen Gegenden ein Name des Katers, welcher in andern Heinz genannt wird“*¹⁵. Und im Wörterbuch der Brüder Grimm steht unter „Heinrich“: *„als bezeichnung von personen, in der allgemeinen bedeutung mensch, bursch (wie Hans ...)“*.

Heinz und Hans (eine Verkürzung des Namens Johannes) klingen nicht nur ähnlich. Beide wurden äquivalent und austauschbar verwendet und hatten eine die Allgemeinheit bezeichnende Bedeutung. Mehr noch als Heinz wurde Hans assoziiert mit einem Knecht oder einem bäuerischen, unbedarften Menschen - bis hin zu einem Dummkopf oder Narren.¹⁶ Die prototypische Bedeutung des Namens zeigt sich im Märchen, beispielsweise durch Hänsel und Gretel oder Hans im Glück, aber wir finden den Namen auch andernorts, etwa im Pralhans, dem Hans-Dampf und dem Hans-Wurst. Eine weitere Parallele zwischen Heinz und Hans findet sich bei der Verunglimpfung beider Namen im Zuge der gegen den Aberglauben gerichteten Diabolisierung von heidnischen Geisterwesen. Nach Wahrnehmung von Martin Luther war das Heinzlein eine Ausgeburt der Hölle:

„Wie jene Magd auch that: die hatte allezeit einen Teufel bey ihr am Heerde sitzen, da er ein eigen Stättlein hatte, das er sehr rein hielt; wie es der Teufel denn gernpflegt rein zu halten, wo er ist; wie die Fliege auch gern aufs Reine scheidt, als, auf weiß Papier. Nun bat einmal die Magd das Heinzlein, (denn also hieß sie den Teufel), er sollte sich doch sehen lassen, wie er gestalt wäre; aber das Heinzlein wollte es nicht thun[...]"¹⁷

Im Fall von Hans sind die Hintergründe etwas komplexer. Der Johannistag, der Namenstag von Johannes dem Täufer, wurde aufgrund liturgischer Berechnungen auf den 24. Juni gelegt. Auch aus theologisch-strategischen Erwägungen wurde so ein direkter Bezug zur Sommersonnenwende (nach antiker Zeitrechnung der 22.-24. Juni) geschaffen, um die heidnischen Bräuche zu überlagern und letztendlich zu verdrängen. Ein vermutlich nicht inkalkulierter Folgeeffekt war allerdings, dass das Fest dadurch einen ambivalenten christlich-heidnischen Charakter bekam. Der Name Johannes wurde in direkten Bezug zum ehemaligen Träger der Sonnwendfeiern gesetzt: Donar, der Gott des Lebens, des Heilens, und der Familie. So kam der Name Hans in Verruf. „*Hans wird der teufel bezeichnet*“, stellen die Brüder Grimm in ihrem Wörterbuch lapidar fest.¹⁸

Insbesondere im Alpenraum kennt man den Ritus, dass am Johannistag eine lebensgroße Strohfigur namens Hansl (in Österreich auch Sunnawendhansel) verbrannt wird. Des Weiteren scheinen Hanselmann, Hänselmann und Hensemenle alte Namen für Hausgeister gewesen zu sein. Der deutsche Theologe Peter Dorkens (latinisiert als Petrus Thyraeus bekannt) schrieb um das Jahr 1600 mit dem „*De apparitionibus spirituum tractatus...*“ ein in Gelehrtenkreisen überaus populäres Kompendium. Übersetzt lautet der Titel ungefähr: „Geistererscheinungen und Visionen, wie sie sich im Alten und Neuen Testament als Engel, Teufel, unter eigener und fremder Gestalt und als Seelen Verstorbener dar-

stellen.“ Im Kapitel über Haugeister (*Lares domestici*) erwähnt Dorkens einen von den deutschen Heiden angebeteten Homunculus namens Hensemenle („...*quos Germani Hesemenle vocitat*“).

In diese Kategorie gehört möglicherweise auch ein Wesen namens „Hennil“, den Thietmar von Merseburg in seiner sächsischen Chronik beschreibt. Im Anschluß seines Lamentos über den heidnischen Hausgeisterglauben (s. Seite 304) beschreibt Thietmar einen seltsamen Schutzritus, den der ‚Hirte‘ des Dorfes („*pastore illius villae*“) mittels eines besonderen Stabes ausführt. Dieser Stab ist an einem Ende als Faust geformt, die einen eisernen Ring hält. Der Stabträger geht nun von Haus zu Haus umd spricht beim jedem Eintreten die Worte: „Wache, Hennil, wache!“ („*Vigila, Hennil, vigila!*“). Thietmar kommentiert dies mit: „denn so wurde er in der Sprache des Volkes genannt“ („*sic enim rustica vocabatur lingua*“). Meist wird dieser Kommentar so interpretiert, dass sich Thietmar nicht auf den Namen des Stabes, sondern auf den Namen des beschworenen (Haus-) Geistes bezieht¹⁹. Unglücklicherweise liefert Thietmar weder eine Zeit- noch eine Ortsangabe für diese Begebenheit, so dass unklar bleibt, ob er aus eigener Anschauung berichtet bzw. überhaupt ein lokal verbreitetes Ritual beschreibt. Der Name Hennil jedenfalls ist, wie Hans, eine volkstümliche mittelalterliche Kurzform von Johannes.²⁰ Andere bekannte Schreibweisen sind u. a. Hänel, Hähnel, Hänelt oder Hähnelt sowie Hensel, Hensil, Hensill. Angemerkt sei der Vollständigkeit halber, dass Johann Grässe den Zauberspruch in „Wache auf, Hennil, wache auf!“ umdeutete, was den machtvollen Bewacher wie einen verschlafenen Hauswichtel erscheinen lässt.²¹

Zusammengenommen kann man aus den genannten Indizien schließen, dass häufige (weit verbreitete) Vornamen in ihrer Funktion als Synonym für „Jedermann“ bzw. „niemand Bestimmten“ regelmäßig zur Konstruktion von Tabunamen für unter-

schiedliche Hausgeister verwendet wurden. Damit erklärt sich auch die ursprünglich viel breitere Verwendung der Bezeichnung Heinzelmann. Im deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm steht unter diesem Eintrag:

Auch die alraunwurzel heiszt so: die botanischen namen und medizinischen wirkungen der atropa mandragora hängen genau mit diesen verschiedenen sagen des aberglaubens zusammen. sie wird alrun, alrunke, hundsapfel, schlafapfel, galgenmännlein, heinzelmännlein und pissiedieb genannt.

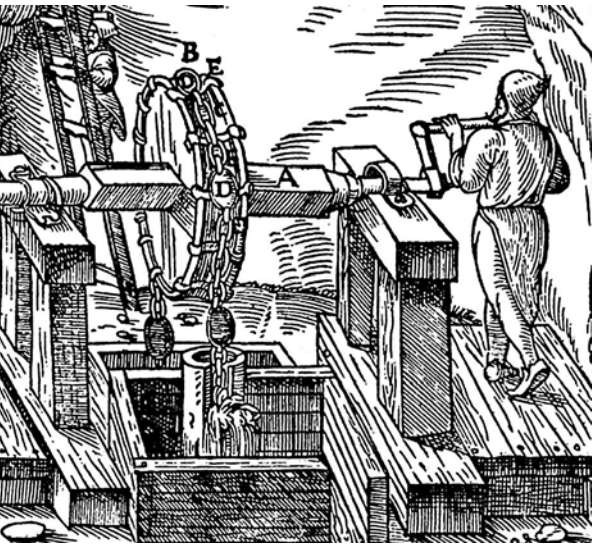
Auch für Kunz, die Kurzform von Konrad, gibt es eine interessante Nebenbedeutung, die in das Umfeld der Heilmagie verweist. So wurde der Schlafapfel, eine durch die Rosengallwespe hervorgerufene moosartige Wucherungen an Wildrosenzweigen, die als Schlafzauber unter das Kopfkissen gelegt wurde, Schlafkunz bzw. häufig auch nur Kunz genannt.

DAS HEINZELMÄNNCHEN UND DIE HEINZENKUNST

Mit dem bisher Gesagten könnte man die Betrachtung über die Benennung des Heinzelmännchens eigentlich schließen. Immer wieder taucht aber eine alternative Erklärung für Namensentstehung auf, die auf den Bergbau verweist (über die etwas unglückliche Vermischung von Unterirdischen und Stollengeistern in den Volkssagen wurde bereits im Abschnitt „Die Fusion von Berg- und Erdmännchen“ auf Seite 355 hingewiesen). In einem Zeitungsartikel vom 3. April 2012 zur Ankündigung einer Ausstellung über Wasserhebemaschine stand beispielsweise folgender Satz:

„Die Sage von den Heinzelmännchen hat einen realen Hintergrund. Denn eine ‚Heinzenkunst‘ ist eine Wasserhebemaschine, die im Mittelalter im Bergbau zum Heben des Grubenwassers diente.“²²

Solche und ähnliche Ansichten finden in einer wissenschaftlichen Untersuchung der Volkskundlerin Marianne Rumpf einen gewissen Rückhalt. Rumpf beleuchtet darin das Thema Heinzelmännchen sehr ausführlich und kommt zu dem Schluss, dass für die Namensentstehung zwei Möglichkeiten in Betracht kommen. Entweder man folgt der Behauptung der Brüder Grimm, dass



Heinzelmann ursprünglich die Alraunwurzel bezeichnete, oder aber, der Name wäre von einer Wasserhebemaschine, der sogenannten „Heinzenkunst“²³ abzuleiten. Der Chronist Christian Melzer beschreibt 1716 diesen Schöpfmechanismus als die älteste Kunst in den Bergwerken des Erzgebirges.²⁴ Georgius Agricola

zählt in seinem bereits mehrfach erwähnten

Standardwerk über den Bergbau nicht weniger als sechs verschiedene solcher Heinzenkünste auf. Allerdings ist ihm der deutsche Name offenbar nicht geläufig, denn er schreibt:

*„At machinarum, quæ pilis aquas hauriunt, item sex sunt formæ nobis notæ.”*²⁵

Von den Maschinen, die mit Steigrohren Wasser schöpfen, sind uns sechs Formen bekannt.

Spätere Übersetzer wie Carl Schiffner notieren an gleicher Stelle „Heinzenkünste“²⁶, und wir müssen uns hier auf ihre hoffentlich vorhandene Fachkompetenz verlassen. Eine der von Agricola erwähnten sechs Maschinen, nach seiner Zählung der Typ fünf, ist in Abb. 31 wiedergegeben. Die Schöpfmaschine besteht aus einem Steigrohr mit prall gefüllten Lederbällen. Sie wird über eine Welle mit Kurbeln von zwei Bergmännern angetrieben. Beide Bergleute tragen Zipfelmützen und sind von der Physiognomie durchaus geeignet, um in der Phantasie des neuzeitlichen Lesers ein Heinzelmännchen entstehen zu lassen.

Die mit dem Bergbau verbundene Namenserklärung ist allerdings insofern etwas unbefriedigend, als sie das Problem nur verlagert. Die unvermeidliche Folgefrage wäre selbstverständlich, weshalb die Heinzenkunst denn so hieß. Da der Wissenschaftler Agricola die Bezeichnung nicht verwendete oder möglicherweise auch nicht kannte, könnte sie vielleicht einen volkstümlichen Ursprung haben? Hat sie am Ende auch etwas mit dem Vornamen Heinrich/Heinz zu tun? Hier bietet sich Raum für mancherlei Spekulationen; in neuerer Zeit wurde sogar die Vermutung geäußert, ein unbekannt gebliebener Erfinder namens Heinz hätte die „Heinzenkunst“ erstmals konstruiert.²⁷

Der Sprachforscher Johann Leonhard Frisch (1666-1743) listet in seinem „Teutsch-Lateinischen Wörterbuch“ unter dem Stichwort „Heinz“ mehrere Dinge dieses Namens auf.²⁸ Neben der Eimerschöpfvorrichtung aus dem Bergbau („Heinz, Heinitz, Henitz: *machiina tractoria*“) nennt er auch das „Heinzen-Seil“ und das „Heinzen-(Schöpf-)Rad“ als deren Bestandteile. Ein bestimmter Ofen der Alchemisten („*furnus chymicus*“) sei als „fauler Heinz“ bekannt. Aber auch Zugochsen sollen „Heinzen“ genannt worden sein. Des Weiteren führt er die Heinzelbank (eine Schnitz- oder Schneidebank) und das Heinzelmännchen auf. Letzteres kennt er

als Bezeichnung für die Alraunwurzel. Frisch konstruiert nun einen interessanten Analogieschluss: Wie die Heizen-Maschine Wasser aus der Erde zöge, so würde auch die Alraunwurzel aus der Erde gezogen, und deshalb hieße der Alraun eben nach der Schöpfmaschine. Zwar ist zwischen Alraun und Heinzelmännchen wohl eher eine dämonologisch begründete Namensübertragung zu vermuten. Dennoch lag Frisch sprachlich nicht ganz falsch, denn „heizen“ ist eine veraltete Bezeichnung für „ziehen“. Deswegen heißen die Zugochsen so, und auch die Heizenbank findet man unter dem alternativen Namen Ziehbank. Die Heizenkunst ist eine Wasserhebekunst, sie zieht (oder „heizt“) das Wasser nach oben hinauf.

Für den Namen des Alchemistenofens, den „Faulen Heinz“, auch „Faulen Heinrich“, wurde deshalb zunächst vermutet, er würde wohl schlecht „ziehen“.²⁹ Eine bessere Erklärungsmöglichkeit eröffnet sich, wenn man die Verwendung des Namens Heinz in frühneuzeitlichen Texten betrachtet. Wie schon zuvor erwähnt, führte die Häufigkeit bestimmter Vornamen wie Hans oder eben Heinz dazu, dass sie mit Bauern und Knechten assoziiert wurden, denen ihrerseits wieder bestimmte stereotypische Eigenschaften zugewiesen wurden. So ist oft vom dummen (Bauer) Heinz oder vom faulen (Knecht) Heinz die Rede. Tatsächlich ist insbesondere der „faule Heinz“ eine alte und häufige Redewendung. Schon der bekannte Meistersinger Hans Sachs (1494-1576) nennt in einem seiner Schwänke einen Knecht „faulen Heinz“.³⁰ Sein Zeitgenosse, der Dichter Burkard Waldis (1490-1556) schreibt in der Kunstfabel „Vom Alten Weingartner“:

*„Ein treger schelm und fauler henz,
Der sich stets stechen leßt den glenz“³¹*

Und in der deutschen Übersetzung des „Grobianus und Grobiana“ von Friedrich Dedekind (1525-1598) heißt es:

*„Daß er dich nicht zum heinzen für
Und dir die faulen Lenden schmier“³²*

Ergänzend sei angemerkt, dass solche Verunglimpfungen unverändert bis in die heutige Zeit vorkommen. Wann immer es zu einer besonders starken Häufung von Namen kam, wurden die Namensträger einige Generationen später mit einer gewissen Bildungsferne assoziiert und dementsprechend verspottet. Heinrich ist diesen Makel nie ganz losgeworden, noch immer sind „du Heini“ oder „du Heinz“ gebräuchliche Schimpfwörter. Ende des letzten Jahrhundert kam dann „du Horst“ (gerne auch zum „Vollhorst“ gesteigert) dazu – keine Überraschung angesichts der Tatsache, dass Horst laut einer Auswertung des Namensforschers Knud Bielefeld im Jahr 1934 der am häufigsten vergebene Vorname bei Jungen war.³³ Und wenn man einigen Zeitungsmeldungen glauben darf, dann deutet sich in neuerer Zeit (2016) eine vergleichbare Entwicklung mit „Otto“ an.³⁴

Um auf den Alchemistenofen zurück zu kommen: Dieser wurde deshalb „Fauler Heinz“ genannt, weil bei ihm die Holzkohle automatisch nachrutschte und mit dieser Erfindung die für die Befuerung nötigen Gehilfen ihrer Aufgabe ledig wurden. Dafür spricht auch die lateinische Bezeichnung, die in Abhandlungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert noch häufig zu finden ist: „*Piger Henricus*“, also fauler Heinrich. Eine Verbindung zu „ziehen“ bzw. dem Zug des Ofens besteht also nicht. Die etymologischen Wurzeln des alten Wortes „heinzen“ (auch: heunzen) sind unklar, aber mit dem Eigennamen Heinrich ist die ziehende Tätigkeit sprachlich nicht verwandt. Heinrich stammt von althochdeutschen Namen Heimrich, dem Herrscher über das Heim (Haus). Für etwas Verwirrung hat lediglich die zufällige lautliche Ähnlichkeit mit der Koseform Heinz gesorgt. Ergo bleibt festzuhalten: Wenn man das Heinzelmännchen nicht auf einen Schöpfigehilfen in frühneu-

zeitlichen Bergwerken reduzieren möchte (und wer will das schon), dann muss man auch für unseren sympathischen Hausgeist konstatieren, dass er mitnichten nach der Heinzenkunst benannt wurde, sondern durch und durch ein echter Heinz ist.

ZIPFELMÜTZEN UND NEBELKAPPEN

Die Mütze von Zwergen der deutschen Sagenwelt hat eine Doppelfunktion, denn sie ist Kopfbedeckung und magisches Attribut zugleich. In ihrer magischen Funktion wird sie meist Nebelkappe oder Tarnkappe genannt. Andererseits ist nicht jede Zwergemütze auch immer gleich eine Nebelkappe, und umgekehrt ist nicht jede Nebelkappe eine Zipfelmütze. So gibt es beispielsweise Sagen, in denen sich Zwerge auch durch Kremphüte unsichtbar machen können.³⁵ Wir werden die magische Kappe getrennt von der Kopfbedeckung besprechen, denn beide scheinen eine ganz unterschiedliche Entstehungsgeschichte zu haben.

DIE MAGISCHE KAPPE UND IHRE SPIELARTEN

Sagen über Zwerge mit Nebelkappen kennt man im deutschsprachigen Raum praktisch überall - von den Alpen bis nach Pommern. Die Nebelkappen machen ihre Träger unsichtbar. Unter ihrem Schutz necken die Zwerge Menschen, stehlen Dinge oder schleichen sich auf die Feste der Menschen um dort unerkannt zu trinken und zu speisen. Bei den Nebelkappen der Volkssagen scheint es sich um Kopfbedeckungen mit einer gewissen Höhe und Festigkeit zu handeln, denn manchen Erzählungen zufolge konnte man sie den Zwergen mit der Hand oder einer Stange vom Kopf schlagen, worauf sie wieder sichtbar wurden.³⁶ Hatte man

Glück und wurde der Nebelkappe eines Zwergs habhaft, konnte man von ihm Geld oder gar magische Dinge wie eine glücksbringende Rute erpressen.³⁷

Nebelkappen wurden in der Wirkung mal wie Tarnkappen beschrieben, mal funktionierten sie im Wortsinn, d.h. sie (ver-) hüllen den Zwerg in Nebelwolken. Der Begriff wurde auch in der Dämonen- und Kuriositätenliteratur der frühen Neuzeit benutzt. Prominent als Buchtitel findet man ihn im Hexentraktat von Paul Friese aus dem Jahr 1583 mit dem Namen: „*Dess Teuffels Nebelkappen: Das ist: Kurzer Begriff den gantzen Handel von der Zauberey belangend*“. Hier wird die Nebelkappe als allgemeine Umschreibung für die Täuschungen und das Blendwerk der Hexen und Dämonen verwendet. In einigen Sagen wird sogar berichtet, die Zwerge könnten mithilfe ihrer Nebelkappen fliegen.³⁸ Zwar sind fliegende Zwerge insgesamt eher seltene Erscheinungen, doch bei den französischen Lutins ist uns diese Eigenschaft bereits begegnet (s. Seite 236). Der italienischen *Corredoio* wird sogar als personifizierter Windstoß beschrieben (siehe Seite 245).

Auch die mittelalterliche Dichtung kennt Zwerge mit magischen Kappen, die ihren Träger unsichtbar machen. Beispielsweise setzen Zwerg Alberich und der Zwergenkönig Laurin ein solches Utensil (erfolglos) im Zweikampf gegen Siegfried bzw. Dietrich von Bern ein. Alberichs - und später Siegfrieds - Tarnkappe hat offenbar weitergehende magische Qualitäten. Dem Nibelungenlied zufolge macht sie ihren Träger nicht nur unsichtbar, sondern verleiht zusätzlich zur eigenen Stärke die Kraft von weiteren zwölf Männern und macht darüber hinaus auch noch unverwundbar, wie uns in zwei verschiedenen, A bzw. C genannten Handschriften mitgeteilt wird.³⁹

[A]

*Also der starke sifrit / die Tarnkappe truch
so het er darinne / krefte genuch
zwelf manne sterke / zu sin selbes lip*

[C]

*einez heizet tarnkappen / von wnderlicher art
swerz hat an sime libe / der sol vil gar wol sin bewart*

Damit integriert diese Tarnkappe quasi die Eigenschaften der drei magischen Gegenstände von König Laurin, nämlich dessen Tarnkappe nebst magischem Ring und Gürtel (siehe im Abschnitt über „König Laurin“, Seite 62).

In einigen Epen werden Tarnkappen wie in Volkssagen als Nebelkappen bezeichnet.⁴⁰ So besitzt etwa der Zwerg Madelger im Frankfurter Exemplar des „Salman und Morolf“ von 1479 eine „nebelkappen“. Man findet auch die Bezeichnung *helkeplein*, etwa in der Laurin-Erzählung im Dresdner Heldenbuch (an anderer Stelle finden sich auch die Bezeichnungen *helkeppelîn* oder *helkappe*). Damit ist nicht etwa ein helles Käpplein gemeint (obwohl *Hellekeplein* auch als Koboldname bekannt ist und hier tatsächlich auf die Farbe der Kopfbedeckung anspielt). Auf die richtige Spur führt die Schreibweise in Volkssagen aus dem Harz. Dort heißen sie nämlich auch „*Hehlkappen*“.⁴¹ In dieser Schreibweise kann man noch das alte deutsche Wort „hehlen“ (z. B. in verhehlen, Hehler) in der Bedeutung von „verbergen“ erkennen.

DIE TARNHAUT

Am ältesten ist offenbar die Bezeichnung Tarnkappe; wobei die Orthografie stark variieren kann. In der meistverbreiteten und vielleicht auch ältesten Handschrift des Nibelungenliedes, der sogenannten Handschrift C (ca. 1220–1250) heißt es: „*da er die*

tarnkappen *Albrichæ ane gewan, do wart des hordes herre Sifrit der vil chune man*“.⁴² In Handschrift A steht leicht verändert „tarnchappe“. Das spätlateinische Wort „cappa“ bezeichnet allerdings keine Mütze, sondern einen Mantel mit Kapuze. Die Brüder Grimm vermuten in ihrem deutschen Wörterbuch dann auch, dass der Tarnkappe ein Missverständnis zugrunde liegt:

*„Aus mhd. tarnkappe, unsichtbar machende kappe d. h. mantel, bei neueren dann auch misverständlich unsichtbar machende mütze (vergl. hehlkäßlein): die zwerge tragen kleine mützchen, wodurch sie sich unsichtbar machen können, man nennt sie tarnkappen oder auch nebelkäßchen [...]“*⁴³

Den ersten Wortteil „tarn-“ leiten die Grimms vom mittelhochdeutschen *tarnen* oder *ternen* in der Bedeutung von „verhüllen, verbergen“ ab. Der Germanist und Literaturwissenschaftler Ludwig Ettmüller (1802–1877) vermutete in Übereinstimmung mit den Grimms, dass es sich ursprünglich nicht um eine Kopfbedeckung sondern um einen ganzen Mantel handelte:

*„Unter tarnhût, nebelkappe, kèpelin, helkappe u. s. w. versteht man ein weites Gewand (Mantel), das Jedem gerecht ist, das unsichtbar macht und grosse Kräfte giebt. Sie gehört mit zu dem Geräthe der Zwerge, so wie Ringe und Gürtel mit gleicher Eigenschaft.“*⁴⁴

Im Gegensatz zu den Grimms postuliert Ettmüller eine zusammengesetzte Ableitung von den zwei alten Begriffen *tarran* = „Macht haben“ und *hût* = „Fell, Haut“. Davon ausgehend wollte er den Begriff *Tarnhût* als „Haut, die stark macht“ übersetzt sehen. Zur Untermauerung seiner These bezog er sich unter anderem auf eine Stelle im Nibelungenlied, nach der die Tarnkappe nicht nur unsichtbar sondern auch unverwundbar machen soll: („*bewart vor slegen unde vor stichen; in mûg ouch niemen sehen*“).

Es ist leicht zu erraten, welcher Gedanke Ettmüllers Argumentation zugrunde liegt. Die Nutzung einer Tierhaut, sei es zum

Schutz oder um sich zu verbergen, folgt klassischen Vorlagen der griechischen Mythologie. Herakles war unverwundbar durch seinen Umhang, den er sich aus der Haut den von ihm erlegten Nemeischen Löwen gemacht hatte. Das Verbergen mittels Tierhaut findet sich im sogenannten Polyphem-Mythos. In der bekanntesten Version aus Homers Odyssee entkommen Odysseus und seine Gefährten aus der Höhle des Zyklopen, indem sie sich nur unter dem Bauch von Schafen verborgen halten. Der Kern der Geschichte, in der englischsprachigen Literatur auch als das Erzählmotiv „*blinding of an ogre*“ bekannt, wurde nicht von Homer erfunden sondern ist weitaus älter und weit verbreitet.⁴⁵ In vielen durch Volkssagen überlieferten Versionen entkommt ein Held dem Monster durch das Einhüllen in ein Tierfell.⁴⁶

Auf einen weiteren magischen Aspekt der Tarnkappe, der möglicherweise ebenfalls einen Hinweis auf ihren Ursprung enthält, sei hier auch noch hingewiesen. Im Nibelungenlied wird in der 10. Aventüre erzählt, wie Siegfried – durch die Tarnkappe unsichtbar – Brünhild im Ehebett niederringt und dann seinen Platz mit Gunter tauscht, damit dieser seinen ehelichen Pflichten nachkommen kann. Dass Brünhild sich, ohne Verdacht zu schöpfen, von einem Unsichtbaren niederringen lässt und obendrein nichts von dem Personenwechsel mitbekommen soll, klingt nicht nur für den modernen Leser absolut unglaublich. Die abstruse Geschichte wird etwas verständlicher, wenn man die altnordischen Varianten der Siegfriedsage mit einbezieht.

SCHRECKENSHELM UND HADESKAPPE

In der Snorra-Edda gewinnt Sigurd die Walküre Brynhild für Gunnar, in dem er mithilfe des Tarnhelms „*Ægishjálmr*“ (Schreckenshelm) Gunnars Gestalt annimmt. Einen Gestaltentausch zwi-

schen Sigurd und Gunnar zum Betrug Brynhilds erwähnt auch die Lieder-Edda (*Grípisspá*, Str. 37-39) und die Völsunga Saga.

Tarnhelme sind nicht auf den Siegfried/Sigurd-Sagenkreis beschränkt. In der Thorskirðinga (*Þorskirðinga*) Saga⁴⁷ wird ein ganzes Kriegsschiff mit einem Tarnhelm (*huliðshjálmr*) verborgen, und die Fostbradra (*fóstbraðra*) Saga⁴⁸ berichtet von einer Frau namens Grima, die den *huliðshjálmr* durch bloßes Handauflegen über einen Menschen ziehen konnte. Interessanterweise kennt nicht nur die germanische Mythologie einen solchen Gestaltentausch, sondern man findet ein ähnliches Erzählmotiv auch in der keltischen Artussage. Geoffrey von Monmouth zufolge, der in seiner „*Historia Regum Britanniae*“ eine der ältesten Versionen überliefert hat, verliebt sich Uther Pendragon, der König Britanniens, in die schöne Igraine. Die ist allerdings als Ehefrau seines Vasallen, des Herzogs Gorlois von Cornwall, bereits vergeben. Gorlois bringt Igraine in seiner unbezwingbaren Burg Tintagel in Sicherheit. Aber Uther verwandelt sich durch die magischen Fähigkeiten des Zauberers Merlin in die Gestalt von Gorlois und gelangt so in die Burg und zu Igraine. Das Produkt dieses Ehebetrugs ist der spätere König Artus.

Der Gestaltwechsel, auch Metamorphose genannt, war als mythologisches Motiv in vielen verschiedenen Kulturen bekannt. Sehr häufig nehmen dabei Menschen eine Tiergestalt an. Beispielsweise verwandelt sich der irische Held Túan mac Cairill in Hirsch, Eber, Adler und Lachs, und die eddische Dichtung erzählt von Otr, dem Sohn des Hreidmar, dass er die Gestalt eines Otters annehmen konnte (in welcher er versehentlich von Loki getötet wurde). Bringt man nun das Motiv der magischen Metamorphose mit dem weiter oben erwähnten Motiv der Tierhaut zusammen, so wird man unmittelbar an schamanische Praktiken erinnert (u.a. die Jenseitsreise von Druiden, Bestattungsrituale ägyptischer

Priester, etc.). Tierfelle wurden als äußeres Symbol eines Vermittlers zur Geisterwelt verwendet. Vor diesem Hintergrund könnte die Tarnkappe letztendlich auf einen uralten magischen Ritus zurückgehen.

Warum das Tierfell im Lauf der Zeit zu einer Mütze umgedeutet wurde, ist abschließend schwer zu klären und kann mehrere Ursachen haben. Die von den Brüdern Grimm angeführte Umwandlung des Mantels *cappa* zur Kappe mag eine Rolle gespielt haben. Ein weiteres Argument könnte die griechische Mythologie liefern. Als magisches Requisite zum Unsichtbar machen kennt diese nämlich keinen Mantel, sondern nur einen Tarnhelm. Dieser Helm hat eine uralte göttliche Herkunft. Im Kampf gegen die Titanen befreite Zeus die Zyklopen. Zum Dank schenkten diese dem Zeus den Blitz, dem Poseidon den Dreizack und dem Hades die Hadeskappe („*Ἄϊδος κυνέην*“, [H]aidos kyneen). Das Wort *kyneen* (Hundefell) bezieht sich auf eine typische aus diesem Material gefertigte Kopfbedeckung der griechischen Landbevölkerung. Der Hadeshelm fand in griechischen Mythen dann und wann Verwendung, wenn auch nicht durch Hades selbst. Perseus soll ihn beim Kampf gegen die Gorgonen genutzt haben⁴⁹, und Homer zufolge hat Athene mein seiner Hilfe ungesehen in den Trojanischen Krieg eingegriffen⁵⁰.

WIE DER ZWERG ZUR ZIPFELMÜTZE KAM

Der moderne Zwerg ist ohne Zipfelmütze kaum vorstellbar. Die über 300 Zwergfiguren, die vom Künstler Tomasz Moczek ab 2004 über viele Jahre hinweg in der Stadt Breslau aufgestellt wurden, habe fast alle diese Kopfbedeckung. Die Breslauer Zwerge werden manchmal als Fortführung einer politischen Oppositionsbewegung aus den 1980er Jahren angesehen die ebenfalls schon mit der

Zwergensymbolik arbeitete. Aber Breslau hat noch natürlich eine andere, viel ältere Verbindung zu Zwergen. Am 26. Mai 1799 wurde nämlich August Kopisch in Breslau geboren, dessen wohl berühmtestes Werk die Ballade „Die Heinzelmännchen zu Köln“ ist (siehe „Die seltsame Sage von den Heinzelmännchen“ ab Seite 419). Und natürlich tragen auch die meisten Zwergfiguren auf dem berühmten Heinzelmännchenbrunnen in Köln Zipfelmützen.

Historisch gesehen sind Zipfelmützen allerdings überhaupt kein typisches Attribut der Zwerge. In Volkssagen wird diese Kopfbedeckung generell nicht besonders häufig erwähnt; zudem werden ganz verschiedene Geisterwesen oder auch Menschen als Zipfelmützenträger beschrieben. So gibt es etwa Kirchgeister mit weißer Zipfelmütze⁵¹, manche Aufhocker kommen in Gestalt eines Männchen mit Zipfelmütze⁵², ein Wesen namens Juchter, das auf einem Schimmel um den Berg reitet, trägt eine rote Zipfelmütze⁵³, und vieles andere mehr. Auch der Feuermann aus Theodor Storms *Regentrude* ist ein „*knorpsiges Männlein im feuerroten Rock und roter Zipfelmütze*“.⁵⁴ Na gut, der könnte vielleicht notfalls sogar noch als Zwerg durchgehen...

Festzuhalten ist jedenfalls, dass Zwerge in der Zeit vor dem 19. Jahrhundert selten mit einer spitzen Mütze assoziiert wurden. In schriftlichen Aufzeichnungen, die nachweislich vor der Epoche der Romantik entstanden, wird kaum auf Details der Zwergenkleidung eingegangen. In der Zimmern'schen Chronik aus dem 16. Jahrhundert wird beschrieben, wie der Graf im Schloss zu Büdingen einem im in der Küchen helfenden Erdmännlein „*ain kappen mit zotten, wie domals der brauch war, von rottem duch*“⁵⁵ (aber eben auch keine Zipfelmütze!) anfertigen ließ, was zudem darauf hindeutet, dass das Männlein ursprünglich überhaupt keine Kopfbedeckung trug. Immerhin schildert der preußische Chronist Lucas David Ende des 16. Jahrhunderts eine Begebenheit, die sich in der

Stadt Allenstein (heute Olsztyn) zugetragen soll. Dort wären „*kleine Mennlein mit spitzigen Hutten, daran ein Ider hette ein licht Rörhe mit einem blau brennenden liechte*“ in das Zimmer einer Frau gekommen.⁵⁶ Als die Frau dem Befehl das Fenster zu schließen nicht nachkommt, pustet ihr ein Männlein in die Augen und sie erblindet. Das Motiv des „Augenlicht ausblasens“ ist aus anderen Zwergensagen bekannt.⁵⁷ Über die genaue Form Hüte kann man allerdings nur spekulieren. Das blaue Licht erinnert an Berggeister, die oft als Träger von Grubenlichtern geschildert wurden.⁵⁸

SPITZE MÜTZEN UND UMHÄNGE

Dass die Zipfelmütze heutzutage so oft mit Zwergen assoziiert wird, liegt sicherlich zum großen Teil an bildlichen Darstellungen, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts als Illustrationen in Zeitschriften und Büchern oder auf Ansichtskarten angefertigt wurden. Zwerge dieses Typs zeigen auch die bekannten Gemälde von Carl Spitzweg oder Heinrich Schlitt, die in der gleichen Zeit entstanden. Weiter popularisiert wurde die Kopfbedeckung aber auch durch die meist rotbemützten Terrakotta-Gartenzwergfiguren, die auf der Leipziger Messe von 1884 von August Heissner und Philipp Griebel aus Gräfenroda vorgestellt und danach massenhaft verkauft wurden. Aber das erklärt natürlich noch nicht, warum die Zipfelmütze den Malern, Illustratoren, Modellierern und sogar Psychoanalytikern des 19. Jahrhunderts als derart zwergentypisch galt. Es muss einen Grund geben, der weiter zurückliegt.

Einige häufig zu findende These lautet, dass die Zipfelmütze der Zwerge auf die sogenannte „phrygische Mütze“ zurückgeht. Deren typisches Kennzeichen ist ein runder Zipfel, der seine Form ursprünglich durch die Fertigung aus einem Stier-Hodensack erhielt. Eine bekannte Erzählung aus der griechischen Mythologie,

die von der phrygischen Mütze handelt, ist die Sage von König Midas. Nach der phrygischen Mythologie war er das Kind von König Gordios (nach welchem der gordischen Knoten benannt wurde) und der Göttin Kybele. Auf Kybele werden wir in einem anderen Zusammenhang noch ausführlich zu sprechen kommen (siehe den Abschnitt „Eine Berggöttin mit dienstbaren Geistern“ ab Seite 493). Als (ursprünglich unbeteiligter) Zuhörer in einem musikalischen Wettstreit zwischen Pan und Apollon sprach Midas dem ersteren den Sieg zu, wofür Apollon dem Midas als Rache Eselsohren wachsen ließ. Diese verbarg Midas unter einer Zipfelmütze, eben jener „Phrygischen Mütze“.

Auf griechischen Abbildungen wurden solche Mützen als Kennzeichen der am Schwarzen Meer ansässigen „Barbaren“ (Phryger, Skythen, Thraker und andere) sowie auch der Perser genutzt.⁵⁹ Sie ist deshalb auch unter anderen Bezeichnungen, etwa als „skythische Mütze“, bekannt. Aus ihr entwickelte sich vermutlich der Baschlik, eine kapuzenartige Haube die von Völkern Nordkasiens und des eurasischen Steppengürtels getragen wurde. Die Form der phrygischen Mütze hat als Rundzipfelmütze bis in die Neuzeit überdauert. Sie war unter anderem die Vorlage für die Jakobinermütze, das bürgerlich-demokratische Symbol der Französischen Revolution. Der deutsche „Michel“, die bildliche Personifikation des Deutschen, trägt dagegen meist eine spitze Zipfelmütze. Diese wurde in der politischen Karikatur, insbesondere in der Folge der französischen Julirevolution 1830 und im Vormärz, oft zu einer Schlafmütze umgedeutet (quasi als Antithese zur Jakobinermütze): Deutschland hätte die Zeichen der Zeit nicht erkannt und „verschläft“ die Revolution.

In frühchristlicher Zeit wurde die Zipfelmütze in Figurendarstellungen als Attribut des Heidentums verwendet.⁶⁰ Die Magier (gr. *μάγοι*), die dem Evangelisten Matthäus zufolge das Chris-

tuskind kurz nach der Geburt in Betlehem aufgesucht haben sollen, wurden bis ins frühe Mittelalter mit Tunika und phrygischer Rundzipfelmütze dargestellt. Erst später vermarktete die Kirche sie, in prunkvolle Gewänder gekleidet, als „heilige drei Könige“. Die ursprünglich heidnische Natur der Magier wird durch die auffällige motivische Ähnlichkeit dieser Figuren zur Trias von Schicksalsgöttinnen vieler Religionen, die ebenfalls die Kinder an der Wiege aufsuchen, unterstrichen. Die Griechen kannten die drei Moiren Klotho, Lachesis und Atropos⁶¹, die Germanen die drei Nornen Urd, Verdandi und Skuld⁶², und die Slawen die drei Rožanicy⁶³.

Neuzeitliche Rundzipfelmützenträger sind die Zwerge in dem ersten abendfüllenden Zeichentrickfilm der Walt-Disney-Studios, „Snow White and the Seven Dwarfs“ (Schneewittchen und die sieben Zwerge) von 1937. Und auch die „Mainzelmännchen“ genannten Trickfilmfiguren des Fernsehsenders ZDF tragen eine ebensolche Kopfbedeckung.

ZIPFELMÜTZEN IM BERGBAU

Das Deckblatt der „Kuttenberger Kantonale“, einer 1490 im Auftrag von König Wladislaus II Jagellon herausgegebenen Sammlung von kirchlichen Liedern aus Böhmen, beinhaltet eine der frühesten Darstellungen von Bergleuten.⁶⁴ Das Blatt zeigt sie bei der Arbeit in den Silberminen von Kuttenberg (heute Kutná Hora, Tschechien). Die meisten tragen ein kittelartiges Gewand mit angearbeiteter Zipfelkapuze. Auch in Bergbau-Kompendium des Georgius Agricola aus dem 16. Jahrhundert sind zahlreiche Bergleute abgebildet, die die typische Arbeitskleidung der damaligen Zeit mit spitzer Mütze und Arschleder tragen.⁶⁵

In der populärwissenschaftlichen Literatur findet sich bisweilen die Vermutung, diese Kapuzen seien ausgepolstert wor-

den und hätten als mittelalterliche Vorläufer heutiger Schutzhelme gedient. Ob die Form einer spitz zulaufenden Kopfbedeckung wirklich dazu geeignet ist, sei dahingestellt. Einige Bergarbeiter auf der Kuttenger Darstellung tragen über der Kapuze noch eine weitere, flache Kopfbedeckung, die möglicherweise eher als Schutzmaßnahme geeignet war. Bekannt ist jedenfalls, dass seit dem 18. Jahrhundert im Harzer Bergbau Mooskappen aus Filz getragen wurden, die den Bergmann zumindest beim Anstoßen gegen Stollendecken schützten.

Ob die Bergmannstracht einen entscheidenden Impuls gegeben hat, die modernen Zwerge mit einer Zipfelmütze auszustatten, muss an dieser Stelle unbeantwortet bleiben. Mit Sicherheit aber haben die Gartenzwerge des 19. Jahrhunderts zusammen mit anderen Gerätschaften auch ihre Zipfelmütze dem Bergbau entlehnt. Und spätestens mit der steigenden Popularität dieses neuzeitlichen Schutzgeistes für den heimischen Garten färbte seine Kopfbedeckung dann auch auf bildliche Darstellungen seiner mythologischen Vettern ab.

KAPUZENGEISTER

Der Wiener Archäologe und Historiker Rudolf Egger (1882 - 1969) vermutete, dass die Zwerge der Volkssage auf einen römischen Dämonenkult um die sogenannten *genii cucullati* zurückgehen könnten.⁶⁶ So bezeichnet man Darstellungen von mutmaßlichen Schutzgeistern (lat. *genius*,



Abb. 32: Kapuzengeister auf einem römischen Reliefstein aus dem 3. Jahrhundert

plural *genii*), die zumeist in Form von Steinreliefs römischen Ursprungs gefunden wurden. Geprägt hat den Namen der Deutschkanadier Fritz Heichelheim basierend auf einer Inschrift an einem Altar in Wabeldorf (Österreich)⁶⁷. Der zweite Namensteil leitet sich vom *Cucullus* ab, einem ärmellosen Überwurf mit angenähter Kapuze in Form einer Zipfelmütze. Auf verschiedenen Reliefs und Weihsteinen, insbesondere solchen aus England finden sich Darstellungen der *Genii cucullati* als Gruppe (oft ein Trio), die teilweise sogar Bärte tragen und dann fast wie Gartenzwerge aussehen. Funde kommen hauptsächlich in zwei Regionen: entlang des Hadrianswalls (Northumbria) und bei Cirencester in den Cotswolds, einer grandiosen Naturlandschaft zwischen Gloucestershire und Oxfordshire. Dort kennt man noch heute zahlreiche Geschichten über Erscheinungen von Kapuzengeistern. Im Kirchhof der Stadt Prestbury im Westen der Cotswold spukt ein schwarzer Mönch („*the black abbot*“), und auf den Wanderwegen rund um das nordöstlich davon gelegenen Winchcombe tauchen des Öfteren blaue Gestalten und fußlose schwebende Mönche auf.

CUCULLUS UND GUGEL

In seiner typischen Form war der römische *Cucullus* ein halbblanger verschließbarer Mantel aus Wolle oder Leder. Lange, bis zum Boden reichende Kapuzenmäntel waren unter der Bezeichnung *sagum cucullatum* (oder kurz: *sagum*) beim römischen Militär gebräuchlich, wurden ursprünglich aber schon von der gallo-römischen Landbevölkerung getragen. Wie der römische Dichter Marcus Valerius Martialis (1. Jahrhundert) vermeldet, waren sie unter dem Namen *bardocucullus* als Bekleidung gallo-keltischer Barden bekannt.⁶⁸ Schon seit der Bronzezeit gab es verschiedene Arten von mehr oder weniger zipfelig auslaufenden Kapuzen als Kleidungsstücke. Teils waren sie an größere Umhänge, Überwürfe

oder Röcke angenäht, teils waren es separate Kapuzen, mit einem Schulter- und Nackenschutz, der vorne entweder fest geschlossen oder nach Bedarf verschließbar gestaltet sein konnte. Die Kelten nannten derartige Kapuzen *kūkka*. In verschiedenen Modifikationen war der Überwurf auch in nachrömischer Zeit noch lange ein weit verbreitetes Kleidungsstück und hat sich Form der Benediktinerkutte bis heute erhalten. Eine stark in der Länge gekürzte Variante, die nur knapp die Schultern bedeckt, war die hochmittelalterliche Gugel.⁶⁹ Im 15. Jahrhundert wurde der Kragen von der Gugel abgetrennt und entwickelte sich zu einem eigenen Kleidungsstück, dem Goller. Aus dem separaten Kopfteil entstand hingegen die spätmittelalterliche Zipfelhaube, die sowohl im höfischen Bereich als auch von Angehörigen niedrigerer Stände getragen wurde und zu jenen Kleidungsstücken hinleitet, die wir heute als Mützen oder Kappen bezeichnen würden.

DER GRIECHISCHE TELESPHORUS

Nach Ansicht Eggers waren die *Genii Cucullati* römische Adaptionen des griechischen Gottes der Heilung namens Telesphorus, welcher erst ab dem 1. und 2. Jahrhundert fassbar wird und ebenfalls einen Kapuzenmantel trägt. Ein (möglicherweise das wichtigste) Zentrum der Telesphorus-Verehrung scheint Pergamon gewesen zu sein. Man findet Telesphorus als Statue und auf Münzen üblicherweise zusammen mit dem Gott Asklepios abgebildet. Dabei ist der Telesphorus deutlich kleiner als Asklepios, wird aber nie als Zwerg, sondern als wohlproportionierter Jüngling ohne Bart dargestellt. Der Ursprung von Telesphorus und der *Genii Cucullati* ist letztlich unklar. Manchmal wird ersterer als Vorläufer der letzteren gesehen – wofür aber genau genommen nur der Mantel als Argument taugt. Bei Ausgrabungen eines bäuerlichen Heiligtums in Kurudere bei Ankara fanden sich einige Votivstelen

aus dem 2. – 3. Jahrhundert mit Reliefdekorationen von zwergartigen Figuren in Hirtenmänteln, die stark an Telesphorus- und Genius Cucullatus-Darstellungen erinnern.⁷⁰ Damit scheint ein Ursprung im anatolischen Volksglauben eine durchaus plausible Annahme zu sein.

Heichelheim und Egger plädierten für einen keltischen Ursprung und gingen davon aus, dass Telesphorus ursprünglich von den Galatern verehrt worden sein, einem keltischen Stamm der vom 3. bis zum 1. Jahrhundert v. Chr. in Teilen Phrygiens (dann Galatien genannt) siedelte. Dem römischen Geschichtsschreiber Titus Livius zufolge begaben sich Kelten etwa ab dem 4. Jahrhundert v. Chr. von Gallien aus auf Wanderschaft und breiteten sich über weite Teile Südeuropas bis in das anatolische Hochland aus. Vielleicht brachten ihre Barden ja ihren Cucullus mit, der dann als phrygisch/galatischer Hirtenmantel Karriere machte. Ob aus diesen Begebenheiten aber, wie von Egger gefolgert, der *Genius Cucullatus* als eine „gemeinkeltische Göttergestalt“⁷¹ angesehen werden kann, scheint doch etwas fraglich. Noch zweifelhafter ist freilich seine aus dieser These abgeleitete sprachliche Brücke zwischen dem keltischen Stamm der Noriker, die ab dem 2. Jahrhundert v. Chr. in Unterkärnten siedelten, und zwergartigen Haus- und Naturgeistern aus Eggers Kärntner Heimat, den Nörgelen (siehe dazu auch den Abschnitt „Der Berg ruft“ ab Seite 94).

EINE ZWEIFELHAFTE MERKMALSÜBERTRAGUNG

Letztendlich muss man befürchten, dass die Kapuzengeister lediglich aufgrund von zweifelhaften Analogieschlüssen in die Nähe der Zwerge der Volkssagen gerückt worden sind. Dabei wird die augenscheinliche Ähnlichkeit des Cucullus zur Zipfelmütze maßgeblich gewesen sein. Die Annahme einer Merkmalsübertragung der Zipfelmütze vom Kapuzengeist auf den Zwerg ist jedoch gar

nicht besonders plausibel, müsste sie doch erst vor vergleichsweise kurzer Zeit passiert sein. Wie Eingangs bereits erwähnt, sind Zipfelmützenzwerge sehr wahrscheinlich eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Dennoch wurden in einem Zirkelschluss zahlreiche Relieffiguren und Figurinen kurzerhand als zwergwüchsig interpretiert, obwohl die Körperproportionen bei vorurteilsfreier Beurteilung ganz normal zu sein scheinen.⁷² Auch die Klassifizierung der Cucullaten als Unterweltdämonen, Totengötter oder Ahnengeister könnte angesichts dieser mehr als zweifelhaften Referenz auf die unterirdischen Zwerggeister unglücklich beeinflusst worden sein.

DER PHALLISCHE ZIPFEL

Insbesondere in der (frühen) Psychoanalyse hat man sich an der Kopfbedeckung der Zwerge abgearbeitet und eine phallische Symbolik vermutet. Illustrierend sei hier eine Bemerkung von C. G. Jung über die „spitze Mütze“ wiedergegeben:

„Traditionell ist sie geworden für unsere heutigen chthonischen Infantilgötter, die Heinzelmännchen (Penaten) und das ganze typische Zwerggelichter. Freud hat uns bereits auf die phallische Bedeutung des Hutes in rezenten Phantasien aufmerksam gemacht. Eine weitere Deutung ist wohl die, daß die spitze Mütze die Vorhaut darstellt.“⁷³

Richtig ist natürlich, dass Darstellungen bestimmter kleinwüchsiger Wesen schon seit der Antike häufig eine phallische Komponente enthielten (siehe dazu auch „Elbenohren und Riesenphalli“ ab Seite 196). Phallusdarstellungen der griechisch-römischen Kultur werden immer wieder als erotische Kunst oder sogar als Pornographie diskutiert. Allerdings muss man die Funktion jener erotischen Gemälde, die man beispielsweise in Bordellen oder Schlafzimmern wohlhabender Familien in Pompeji gefunden hat,

von Darstellungen übergroßer Phalli trennen, denen eine magische Wirkung zugeschrieben wurde – etwa als Apotropaion (Schutzgegenstand) gegen böse Geister, oder die einer allgemeinen Fruchtbarkeitssymbolik ohne spezielle erotische Komponente dienten. Bemerkenswerterweise wurden solche volksmagischen Bedeutungen von manchen sexualwissenschaftlich fokussierten Forschern zwar anerkannt, aber als sekundär erachtet und der (offenbar bevorzugten) erotischen Komponente untergeordnet.

Allerdings, und hier müssen wir den frühen Psychoanalytikern entschieden widersprechen, hatten all diese frühen phallischen Darstellungen überhaupt nichts mit Mützen zu tun. Offenbar sind insbesondere die Zipfelmützen – ähnlich wie andere aufrechte, länglich-spitze Gegenstände (Türme, Raketen, Zigarren, etc.) – einfach nur gut dazu geeignet, die Phantasie des geneigten Betrachters anzuregen. Letztlich erfährt man hier aber eher etwas über dessen Wahrnehmung als über das betrachtete Objekt. Auch Justitia nimmt in dieser Hinsicht offenbar nicht immer die gebotene Neutralität ein. In einem Urteil des Hanseatischen Oberlandesgerichts Hamburg vom 20. April 1988 wurde beispielsweise festgehalten, dass Gartenzwerge durch ihre leuchtend rote Zipfelmütze im sie umgebenden Grün des Gartens auffallen und nicht wenige Menschen in ihren (sexuellen) Gefühlen berühren würden – weshalb sie aus Wohnanlagen zu entfernen seien.⁷⁴ Glücklicherweise gibt es auch anders gelagerte Rechtsauffassungen. So urteilte das Amtsgericht Recklinghausen am 18.10.1995, dass normal gestaltete Gartenzwerge keine irgendwie geartete Störung des Gesamtbildes einer Wohnanlage verursachen könnten.⁷⁵

ANMERKUNGEN UND REFERENZEN FÜR DAS KAPITEL 8

-
- 1 Grässe, JGT. (1871)
 - 2 Weyden, E. (1826): S. 200
 - 3 Kopisch, A. (1836): S. 98.
 - 4 Kleinhempel, F. (2001). ONLINE: <http://www.luise-berlin.de/bms/bmstxt01/01072proe.htm>
 - 5 Im Jahr 1710 wurde aus einer schon 1307 zusammengewachsenen Doppelstadt Berlin-Cölln endgültig die königliche Residenzstadt Berlin. Das alte Cölln lag im Bereich des heutigen Berliner Zentrums (Ost) mit der berühmten Museumsinsel in der Mitte.
 - 6 Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Cöln vom 7. November 1900, S. 426.
 - 7 Amtsblatt der Regierung zu Köln vom 1. Mai 1920, S. 153
 - 8 Weyden, E. (1864): S. 91, „Rhöndorfer Thal“
 - 9 Erasmus Alberus, *Novum Dietionarii Genus* (1540)
 - 10 Bächtold-Stäubli, H. (1927/1987): Bd. 5, S. 32
 - 11 Grimm, J. (1816): S. 92
 - 12 Vollmer, W. (1874): S. 299
 - 13 Prätorius, J. (1666): S. 364
 - 14 von Dobeneck, FLF. (1815): Bd. 1, S. 134
 - 15 Adelong, JC. (1811): Eintrag „Kunz“, S. 1837. ONLINE: https://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/seite/bsb00009132_00921
 - 16 Wackernagel, KHW. (1874): S. 131.
 - 17 Walch, JG. (1743): S. 1201
 - 18 Grimm, J. (1854/1961): Bd 10, Sp. 459. ONLINE: <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=hans>
 - 19 Dagegen notierte Jean Paul: „*Hennil [...] war ein Stab worauf oben eine Hand mit einem eisernen Ring...*“. Nachlaß Jean Paul, Bd. 17 Fasz. IIb. Goebel, R. (2002)
 - 20 Die Glatzer Schöppen Hennil Homut u. Henil Herwst 1377 heißen in lat. Urk. von 1376 Johannes Homut und Johannes Herwst. Bahlow, H. (1953): S. 59
 - 21 Grässe, JGT. (1874): Bd. I, S. 276-277

-
- 22 Sauerlandkurier, Ausgabe vom 3.4.2012. ONLINE:
<https://www.sauerlandkurier.de/kreis-olpe/wenden/zwergen-kuensten-5837931.html>
 - 23 Als „Kunst“ bezeichnet man im Bergbau Maschinen und technische Anlagen
 - 24 Meltzer, C. (1716). Die von Meltzer genannte Grube „Silberwaage an der Mulde“ war vielleicht schon ab 1440 mit einer Heinzenkunst ausgestattet. Üblicherweise wird der Einbau der ersten Heinzenkunst dem Meister Claus von Gotha in den Jahren 1453-1456 zugeschrieben; s. z. B. Weisgerber, G. (1996).
 - 25 Agricola, G. (1556). Kapitel 6, S. 148. ONLINE:
https://la.wikisource.org/wiki/Pagina:Agricola_De_re_metallica.djvu/168
 - 26 Schiffner, C. (1928). Kapitel 6, S. 161. ONLINE: http://www.digitalis.uni-koeln.de/Agricola/agricola_index.html
 - 27 Schmidt, H. (2003): S. 150
 - 28 Frisch, JL. (1741): S. 438
 - 29 Adelung, JC. (1811). 2. Bd., Eintrag Heinz, S. 1085. ONLINE:
https://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/seite/bsb00009132_00545
 - 30 Hans Sachs, Schwänke 1, 575, Nr. 195 (1558): Der karg Bauer mit dem faulen Bauernknecht
 - 31 Waldis, B. (1548): Buch 3, Nr. 48, Vers 15. ONLINE:
<http://www.zeno.org/Literatur/M/Waldis,+Burkhard/Fabeln/Esopus/Zweiter+Theil/Das+dritte+Buch/48.+Vom+alten+Weingartner>
 - 32 Dedekind, F. (1586). S. 81
 - 33 Knud Bielefeld - *Namensstatistik des Vornamens Horst* (Webseite, Jan. 2017). ONLINE: <http://www.beliebte-vornamen.de/5014-horst.htm>
 - 34 jetzt-Magazin der Süddeutschen Zeitung – *Wie Namen zu Schimpfwörtern werden* (7.9.2015). Nr. 594291. ONLINE:
<http://www.jetzt.de/interview/wie-namen-zu-schimpfwoertern-werden-594291>
 - 35 Jahn, U. (1999): Nr. 84, S. 69
 - 36 Schambach, G. (1855): S. 147, Zwerge in Erbesenfeldern
 - 37 Witzschel, A. (1866): Nr. 185, S. 190
 - 38 Reiser, KA. (1895): Nr. 161, S. 158
 - 39 [A]: Das Nibelungenlied. Leithandschrift A. Bayr. Staatsbibliothek Cgm 34. (Scan S. [19] 14). [C]: Nibelungenlied Cod. Donaueschingen 13v (Scan S. 30)
 - 40 Lütjens, A. (1977/1911): S. 81

-
- 41 Pröhle, H. (1859): S. 208
- 42 Nibelungenlied, Cod. Donaueschingen 63: 97,3-4. ONLINE:
https://www.blb-karlsruhe.de/virt_bib/nibelungen/frame-av.php?r=0
- 43 Grimm, J. (1854/1961): Eintrag „Tarnkappe“
- 44 Ettmüller, L. (1829): S. 63
- 45 d'Huy, J. (2013)
- 46 Glenn, J. (1978)
- 47 *Thorskfirdinga Saga*, Cap. 17; Maurer, K. (1858): S. 72
- 48 Ellis Davidson, HR. (1973): S. 22
- 49 Hesiod, V. 220ff (Schild des Herkules)
- 50 Homer, *Ilias* 5.844-845
- 51 Gredt, N. (1963): S. 127
- 52 Schmidt-Wiegand, R. (1958): S. 132
- 53 Bartsch, K. (1879/1980): Bd. 1, S. 28-29
- 54 Storm, T. (1866/1945): Die Regentrude.
- 55 Barack, KA. (1881-1882): IV, S. 135
- 56 David, L. (1812-1817): S. 130-131
- 57 „Die Unterirdischen rauben einem Schäfer das Augenlicht“. Jahn, U. (1999): S. 59-60, Nr. 69
- 58 In der Zimmern'schen Chronik gibt es eine Szene, in der ein Mann in Begleitung einer Lichter tragenden Zwergeschar um Einlaß in eine Kapelle sucht: „*kleine, kurze leütle, ireds erachtens weibsbilder, haben schwarze claidir angetragen, wie die closterfrawen, und ir iedes ein laternen in der handt mit einem brinenden liecht*“, Barack, KA. (1882): Bd IV, S. 115
- 59 In römischer Zeit dagegen wurden Barbaren, insbesondere die skytischen Reitervölker, meist mit einer weiten Hose, einer Tunika und einem großen Mantel dargestellt
- 60 Birkhan, H. (1997): S. 747-748
- 61 Nach Homer gab es nur eine Moira, die als Schicksalsmacht gedacht wurde. Die Göttertrias der Moiren, die den Schicksalsfaden spinnen, wurde erst später entwickelt
- 62 Über die Anzahl der Nornen gibt es unterschiedliche Aussagen; jedenfalls sind aber nur drei mit Namen überliefert
- 63 Reiter, N. (2009): S. 132-133
- 64 Winkelmann, H. (1971)

-
- 65 Agricola, G. (1549): S. 78
66 Egger, R. (1932): S. 311
67 Heichelheim, F. (1935)
68 Martial, *Epigrammata*: 14.128. ONLINE:
<http://data.perseus.org/citations/urn:cts:latinLit:phi1294.phi002.perseus-lat1:14.128>
69 Kühnel, H. (1992): S. 93
70 Drew-Bear, T. (1999)
71 Egger, R. (1948): S. 90
72 Epstein, AG. (1994): S. 90
73 Jung, CG. (1911): S. 165
74 OLG Hamburg, AZ 2 W 7/87
75 AG Recklinghausen, AZ 9 II 65/95

9 - FRAU HOLLE UND IHRE ZWERGE

Eine ganz besondere Figur der volkstümlichen Überlieferung im deutschsprachigen Raum ist die Frau Holle. Sehen wir einmal von ihrer etwas belanglosen Rolle als Moralinstanz und als Wettermacherin im Märchen der Brüder Grimm (ATU-480, KHM-24) ab und betrachten ihr vielfältiges Wirken in der Sagenwelt, dann wird schnell klar, dass ihre Macht offenbar weit größer ist als die der niederen Geister. Sie gehört als weibliches Gegenstück zu Gestalten wie dem Wilden Jäger und Rubezahl zu einer speziellen Gruppe von Gottheiten, die in der Menschenwelt agieren. Auch hat sie vieles von einer Feenkönigin. Gleich Morgaine la Fée aus der Ar-

tussage bildet sie eine Brücke zu den mächtigen weisen Frauen, die als Priesterinnen in zahlreichen vorchristlichen europäischen Kulturen von großer Bedeutung waren.

Eines der jüngeren Beispiele für die ungebrochene Popularität der Frau Holle ist der Artikel „Das Geheimnis der Schneefee“ im deutschen Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ (Ausgabe 15/2017). Darin wird die alte, schon von Jacob Grimm geäußerte Vermutung von der „gefallenen“ germanischen Göttin wieder aufgewärmt. Frau Holle, so die These, geht auf Frija, die Gattin der Gottes Wodan zurück. Und diese Abstammung soll hier auch in



Abb. 33: Frau Holle lüftet die Betten

keinster Weise in Zweifel gezogen werden, denn es gibt wirklich überzeugende Belege dafür. Aber Frau Holle besitzt noch einen zweiten Aspekt, der für die Betrachtungen in diesem Buch viel wichtiger ist: Sie ist nämlich auch die Herrscherin über ein Heer von niederen Geistern, die sich bei näherer Betrachtung als Zwerge herausstellen. Diese ganz andere Seite spricht dafür, dass es sich bei Frau Holle um eine Fusionsfigur handelt, die Merkmale der Göttin Frija und einer weiteren Göttergestalt in sich vereint. Diese zweite Komponente könnte durch einen Kulturimport aus dem Südosten Europas eingebracht worden sein. In einem zugebenermaßen spekulativen Rückgriff auf die frühgeschichtliche Mythologie werden wir Belege für den Transfer kleinasiatischer Mythologiekonzepte in die mitteleuropäischen Volkssagen zusammengetragen und bewerten. Aber dazu später mehr. Wenden wir uns zunächst der Frau Holle der deutschen Volkssagen zu.

EINE SCHILLERENDE PERSÖNLICHKEIT

Im Jahre 1845 referierte der renommierte Berliner Sprachwissenschaftler und Sagenforscher Adalbert Kuhn in der Septembersitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg über seine neuesten Erkenntnisse zu Göttergestalten in märkischen Volkssagen. Auffällige Übereinstimmungen in Geschichten und Gebräuchen ließen ihn zu dem Schluss kommen, dass viele der verschiedenen weiblichen Naturgottheiten lediglich regionale Varianten derselben Grundfigur waren. Als Beispiele solcher Varietäten nannte er Frau Gode in der Prignitz, Frau Fricke in der Uckermark sowie im Havelland bis südlich zum Harz hinunter Frau Harke oder Herke. Südlich des Harzes dann fände man verbreitet die Frau Hulle oder Holle.

Schon zuvor hatte Jacob Grimm mit zahlreichen Beispielen belegt, dass die in Hessen und Thüringen bis über die Rhön hinaus im nördlichen Franken und bis zum Westerwald verbreitete Frau Holle in Schwaben, Bayern, Österreich und der Schweiz von einer überaus ähnlichen Frau Berchte, Berta, Perchtha, oder verkürzt Frau Percht, abgelöst wird. Schließlich präsentierte die Altphilologin Erika Timm 2003 eine umfangreiche Kontextanalyse des gesamten verfügbaren Materials und kartographierte dabei die Namensvarianten, die zwei scharfe Trennlinien von Frau Holle zu Frau Herke nordöstlich des Harzes bzw. Frau Percht südöstlich des Harzes ergaben. Eine weitere Trennlinie verläuft etwa entlang von Elbe und Müritz, nordlich davon ist Frau Gode¹ oder Frau Wode verbreitet. Den Namen Wode/Gode trägt sie nach ihrem Ehemann (Frau Wode = die Frau des Woden), hinter dem sich natürlich niemand anders als Wodan, der südgermanische Odin, verbirgt. Die Skandinavistin Lotte Motz zeigte in ihrem Aufsatz „The Winter Goddess: Percht, Holda, and related Figures“ auf,

dass trotz verschiedener lokaler Bezeichnungen wie Stampa, Rupfa, oder Luzie vielfach deckungsgleiche Erzählmotive zugrundeliegen. Motz zufolge handelt es sich um lokale Manifestationen, denen eine alte heidnische Naturgottheit, genauer eine Wintergöttin („*Winter Goddess*“) zugrunde liegt.² Tatsächlich lassen viele Sagen Frau Holle in den winterlichen Rauhnächten auftreten. In der Region um Göttingen ist Frau Holle zudem auch eine Wettermacherin und bringt den Schnee. Aber in der überwiegenden Anzahl aller Sagen tritt Frau Holle das ganze Jahr über in Erscheinung, und es wäre vielleicht angemessener, sie allgemeiner als eine mächtige weibliche Natur- und Wettergottheit anzusprechen.

Frau Holles Wirken ist vielfach bestimmten Orten zugeordnet. Sehr oft sind es Berge (Kyffhäuser, Hørselberg, unter dem Namen Frau Harke die Kamerschen Berge), manchmal auch Wälder und seltener sogar Quellen. Wie anderen Naturgottheiten wird ihr dabei oft auch eine Beschützerfunktion für die unberührte Natur, für die darin lebenden Tiere und auch für einige niedere Naturgeister zugesprochen. Frau Holle tritt auffällig häufig in Interaktion mit der Lebenswelt der Menschen. Ein verbreitetes Motiv ist beispielsweise, dass sie junge Mädchen zum Spinnen anhält und dabei je nach den Umständen auch straft oder belohnt. Aber damit nicht genug. Zum Spinnmotiv gesellen sich noch weitere Eigenschaften, die Frau Holle von den üblichen Naturgeistern und Schreckgestalten abtrennen und zu einer herausgehobenen Figur machen.

DIE WILDE JAGD

Überall im deutschsprachigen Raum und in den angrenzenden Gebieten kennt man die Erzählung vom wilden Jäger und den

ständig vor ihm flüchtenden Moosleutchen. Letztere treten je nach Region in vielen verschiedenen Ausprägungen auf. Am häufigsten findet sich das Motiv des Moosweibleins, das kräuterkundig und hilfsbereit gegenüber den Menschen ist. Etwas seltener treten Moosmännlein auf. Manchmal werden Moosmännlein und Moosweiblein als ein Paar geschildert³, so dass sie schon aufgrund dieser Tatsache in die enge Nachbarschaft der ebenfalls familienbildenden Zwerge gestellt werden müssen. Der Thüringer Arzt und Altertumsforscher Julius Schmidt nannte sie sogar das „voigtländische Zwerggeschlecht“ und erzählte davon, wie Holzweibel beim Stricken halfen und dafür mit Brot entlohnt wurden (oder dieses manchmal auch stahlen).⁴

Aus der sehr reichhaltigen Palette lokaler Benennungen, die meist permutativ aus einer topographischen Komponente (Holz, Busch, Moos, Wald etc.) und einer geschlechtsspezifischen Komponente bestehen, seien hier nur einige exemplarisch aufgeführt: Holz (oder Hulz) -fralerl und -harl (männliche Form), Moosmütterlein, Moswyfjes (in Flamen), Waldweibl, Buschfräulein und Lohjungfer (Loh ist ein veraltetes Wort für Holz, das sich vom althochdeutschen *lôch*, „Gebüsch“ ableitet). Etwas aus diesem Schema heraus fällt die Bezeichnung für die Moosweiblein in Thüringen, nämlich Heimchen.

Der Mensch konnte den Moosleuten auf ihrer Flucht vor dem wilden Jäger leicht beistehen. Wenn etwa ein Waldarbeiter auf einem Baumstumpf drei Kreuze einritzte, oder jemand an seiner Haustür mit geweihter Kreide die Namen der heiligen drei Könige aufschrieb, konnte das Moosfräulein sich an diesem Platz niederlassen und war gerettet. Eine typische Sage aus der Gegend des Fichtelgebirges lautet:

„Früher waren in der waldigen Gegend die Holzfräulein einheimisch; seit aber die Bauern unterlassen, beym Fällen der Bäume drey Kreuze auf den Stamm zu schlagen, sind sie durch das wilde Heer ganz verwüestet worden. Man hatte sie dort sehr gerne, denn welchem Menschen das Holzfral etwas gab, der wurde gewiß glücklich in seinem Leben; die Mütter prägten daher schon den Kindern ein, ja einer Hulzfral, wenn sie komme, nichts zu Leide zu thun. Und die kleinen Geschöpfe gingen gar gerne mit den Menschen um, kamen zu ihnen auf Besuch, redeten wie Menschen, setzten sich mit an den Tisch. Daher wurde auch immer von der Bäuerin für sie gesorgt, mit Essen: noch jetzt geht das Sprichwort, daß, was bey Tische übrig bleibt, für die Holzfräulein aufgehoben wird.“⁵

Wie die Zwerge, so haben auch die Moosleutchen offenbar gewisse übernatürliche Fähigkeiten, wie eine Sage aus dem östlichen Erzgebirge andeutet:

„Auf der mitternächtlichen Seite des Kahlenberges sind schon viele Irre gegangen. Das geschah durch Moosmännchen, welche sich hier aufhielten und an gewissen Tagen besonders die Holzbauer neckten. Ein Holzarbeiter sah einmal ein solches Männchen; es war klein und sein Gesicht war mit Moos überzogen. Der Holzbauer konnte es aber nur sehen, wenn er etwas seitlich blickte; wendete er sich eilig um, damit er es anredete, so war es verschwunden.; er sah es aber immer wieder von der Seite, wenn er weiter ging. Auch die wilde Jagd hat man vielfals am Kahlenberge gehört.“⁶

Die Jagd auf Moosleute kennt man von Österreich über Süddeutschland bis hinauf nach Sachsen und Thüringen. In norddeutschen Erzählungen sind vergleichbare Motive seltener. Ein sehr aufschlussreiches Beispiel entstammt der Sagensammlung von Ludwig Bechstein. Er berichtet von einer Begebenheit aus dem Herzogtum Lauenburg (unweit von Lübeck), in der aber statt von Moosleuten ganz eindeutig von Zwergen die Rede ist:

„Ein Beidendorfer Bauer wollte einmal Abends nach Krumesse zu, da kam ein ganzer Schwarm Unterirdischer daher gelaufen, waren aber dasmal gar nicht bange und riefen: »Heut kann er uns nicht kriegen, heut soll er uns wohl in Ruhe lassen, heut hat er sich nicht gewaschen!«

Als der Bauer ein Stück weiter gegangen war, fuhr der Wode daher, und fragte den Bauer: »was riefen sie?« und der Bauer antwortete: »Sie sprechen, du hättest dich von heut Morgen nicht gewaschen!« - Gleich ließ der Wode sein Pferd halten, ließ es stallen und wusch sich damit - dann ging die Jagd los.“⁷

Der Text verrät uns die Identität Zwergenjägers: es ist der Wode. Der Name ist eine nordseegermanische Variante von Wodan, althochdeutsch Wuotan, in romanischer Schreibweise auch Godan oder Guodan. Der südgermanische Gott Wodan gilt als Verkörperung des Sturmwindes. Aus der nordgermanischen Mythologie kennen wir ihn als Odin. Dieser reitet jeden Morgen auf Sleipnir, seinem achtbeinigen Ross, in die Welt. Möglicherweise ist der mythologische Ausritt in den Volkssagen zur „Wilden Jagd“ geworden, die vor allem in den Rauh Nächten lärmend durchs Land fegt. Vom winterlichen Sturmdämon hat Wodan sich über die Zeit zu einer Randfigur des christlichen Weihnachtsfestes gewandelt, bei dem er freilich als Kinderschreck Knecht Ruprecht nicht mehr viel von seiner alten Macht bewahren durfte.⁸

Nicht nur im Volksglauben, auch in der mittelalterlichen Heldenepik taucht der wilde Jäger auf. Hier allerdings ist seine Abkunft vom heidnischen Wodan verschleiert; die Figur erscheint in vermenschlichter Form als großer „wilder Mann“. Wilde Männer wurden von den mittelalterlichen Autoren üblicherweise als ungepflegte Erscheinung mit langen Haaren geschildert, die als Waffe eine Stange tragen (ein Äquivalent zum Schwert des ritterlichen Helden). Der wilde Mann benutzt diese Stange aber auch, um gefangene und gefesselte Zwerge zu transportieren, auf die er oft Jagd macht. Als Beispiel sei hier die Erzählung vom Riesen Sigenot angeführt. Darin trifft der jugendliche Held Dietrich auf einen solchen wilden Mann, der gerade einen Zwerg gefangen hat:

„Dô sach er ûf der heide dan
 Dort loufen einen wilden man:
 Der truoc ûf im gevangen
 Ein twergelîn, daz was wunnesan.
 Daz wolt der wild verderbet hân,
 Er truocz an sîner stangen.“⁹

Die Ähnlichkeit zur Jagd des Woden ist offensichtlich. In einer Sage aus Mittelböhmen wird der wilde Jäger von einer Frau begleitet:

„Der wilde Jäger soll nämlich in den Weihnachtstagen um Mitternacht seinen Umzug in der Luft halten. Voran geht ein Greis und warnt die Leute vor Gefahr. Dann kommt ein Weib auf einem weißen Pferde ohne Sattel und Zaum, ihr zur Rechten der wilde Jäger auf einem feurigen Rappen, hinter ihnen das Gefolge mit heulenden Hunden und Hallohgeschrei.“¹⁰

Wenn man die dargestellte Reitordnung als absichtliche Botschaft interpretiert, dann wäre das Weib sogar die höher gestellte Person. Nicht nur dass sie zuerst genannt wird; der wilde Jäger reitet zudem an ihrer rechten Seite (d.h. an der protokollarischen Gastseite). Dass es sich dabei um Frau Holle handelt, wird durch andere Sagen nahegelegt, in denen sie die alleinige Anführerin des Geisterheeres ist:

„Jährlich geht sie [Frau Holle] im Land um und verleiht den Äckern Fruchtbarkeit, aber auch erschreckt sie die Leute, wenn sie durch den Wald fährt, an der Spitze des wütenden Heers. Bald zeigt sie sich als eine schöne weiße Frau in oder auf der Mitte des Teiches, bald ist sie unsichtbar, und man hört bloß aus der Tiefe ein Glockengeläut und finsternes Rauschen.“¹¹

DIE ANFÜHRERIN DER ZWERGE

Die Königin der Holz- Wald- und Moosleuchten ist ein mächtiger weiblicher Naturgeist namens Buschgroßmutter. Aus der Sagenwelt von Ostthüringen weiß Ludwig Bechstein zu berichten:

„In der Nähe von Leutenberg und am linken Saalufer haust nach der Sage des Landvolkes ein dämonisches Wesen, das heißt die Buschgroßmutter. Die hat viele Töchter, und diese werden Moosfräuleins genannt, mit denen zieht sie durch das Land [...] Es ist kein anderes Gespenst als die Hulda oder Bertha, die wilde Jagdfrau, welcher die örtliche Sage hier Kinder verleiht, wie in der Nachbargegend die Heimchen ihr folgen.“¹²

In Schlesien ist dieser Naturgeist als *Pusch-Grohla* bekannt, wobei „*Grola*“ nach schlesischer Mundart angeblich die Großmutter meint.¹³ Friedrich Vogt schreibt über den Schlesischen Volksglauben: „*im Walde aber hausen die Puschweiblan*“.¹⁴ Verblüffend ist dabei die lautliche Parallele zum baltischen Gott Puschkaitis (*Pūškaitis*), den wir bereits als Gebieter über Erdmännlein names Kaukai oder Barstukken kennengelernt hatten (siehe den Abschnitt „Ostpreußische Barstukken“ ab Seite 103). Die von Bechstein postulierte Wesensgleichheit der Buschgroßmutter mit Frau Holle, sowie auch ihre Darstellung als „Königin“ der Moosfräulein, wurde verschiedentlich in Zweifel gezogen. So behauptet der Mediävist Hans Naumann im „Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens“ im Hinblick auf die Buschgroßmutter zunächst: „*Ganz vereinzelt findet sich schließlich auch die Vorstellung von einer Horde mit Führerin [...]*“¹⁵ (ohne freilich die behauptete Seltenheit zu beziffern oder zu belegen), um dann mit der Schlussfolgerung fortzufahren:

„Der im 19. Jh. gern gebrauchte Begriff Königin der Moosfräulein oder gar die Identifizierung mit den großen altgermanischen Göttinnen erscheint für diese außerordentlich primitive und landschaftlich beschränkte Dämonenfigur ganz unangebracht.“

Solche Beziehung scheint sich im wesentlichen auf den etwas romantischen Bericht Bergemanns von 1836 aus Schlesisch-Löwenberg zu stützen, der von schönen, verliebten, launenhaften Holzjungfern redet und der ihnen eine Königin mit Krone und Hofdamen zuschreibt.“

Die tatsächlich etwas verquere Darstellung einer „Königin mit Hofdamen“ bietet nun allerdings überhaupt keinen Anlass, das Erzählmotiv einer „Waldfrau“ mit ihr untergeordneten niederen Geistern grundsätzlich in Zweifel zu ziehen. Ganz im Gegenteil, auch Frau Holle wird bisweilen mit einem Gefolge angetroffen. In einer Sage aus dem Egerland wird beispielsweise erzählt, wie Frau Holle umherzieht um das am Thomasabend herrschende Spinnverbot zu kontrollieren. Bei ihrem Zug durch die Nacht wird sie „von einer Menge kleiner mißgestalteter Wesen begleitet“.¹⁶

Klingen die Zwerge hier noch recht indirekt an, werden andere Erzählungen weitaus deutlicher. Im Stubaital südlich von Innsbruck waren die „Bergmännlein und Wichtelen“ den Saligen Frauen oder kurz Saligen, dort auch Schneefräulein genannt, untertan.¹⁷ In der Sagensammlung von Wilhelm Börner erfährt man von „Perchtha, der Heimchenkönigin“, die in Thüringen im Tal zwischen Saale und Orle lebte.¹⁸ Dieser Sage nach waren die Heimchen kleine Wesen, auf Befehl der Perchtha die Felder und Fluren bewässerten und so den Bauern zu einem auskömmlichen Leben verhalfen, aber auch mancherlei koboldhaften Schabernack trieben. Auch konnten sie nach Belieben unsichtbar werden. Dann aber, so berichtet die Sage weiter, wäre ein fremder Mann ins Dorf gekommen der behauptet hätte, Perchtha wäre ein böser Geist, und die Heimchen wären die Seelen ungetauft verstorbener Menschenkinder. Als die Dorfbewohner daraufhin an Perchtha zu zweifeln begannen, sei sie mit ihrem Gefolge weggezogen. Trotz der übergestülpten christlichen Symbolik lassen sich die Zwerge

hier bereits erahnen. Klarheit schafft dann die darauf folgende Schilderung der Abreise, welche dem Schema des bekannten Erzählmotivs „Abzug der Zwerge“ (siehe Seite 117) folgt. Perchtha wartet „mit einer Schar weinender Kinder“ am Ufer der Saale, bis ein Fährmann den ganzen Zug übersetzt. Es fehlt auch nicht das Motiv der Bezahlung mit einem auf den ersten Blick wertlosem Gut, hier Holzspäne, die vom Fährmann verschmäht werden und sich im Nachhinein als Goldstücken herausstellen. Praktisch die gleiche Sage findet sich bei Adalbert Kuhn mit dem Unterschied, dass die Anführerin Frau Harke heißt und die Fähre über die Elbe setzt. Auch ist das Zwergenheer offenbar größer:

„Als sie jedoch in die Fähre gestiegen, und der Fährmann hat die größte nehmen müssen, auf der vier Wagen auf einmal überfahren können, da ist ein gewaltiges Geräusel und Gepolter gewesen, wie wenn ein ganzes Heer einzöge, und dieses Lärmen hat auch fortgewährt, bis sie drüben am Ufer gewesen.“¹⁹

Erinnert sei an dieser Stelle auch an die über ein Zwergenheer gebietende Meerminne aus der spätmittelalterlichen Spielmannsdichtung Salman und Morolf (siehe Seite 59 im Abschnitt „Zwergenepik“). Aus dem zuvor Gesagten lässt sich unschwer ein gemeinsames Motiv erkennen, das als Arbeitshypothese gelten soll. Wir wollen annehmen, dass alle zuvor genannten Damen, die über niedere Geister (Moosleute, Erdmännchen, Zwerge) herrschen, verschiedene Manifestationen derselben Naturgöttin sind.

DIE HOLDE DAME

In verschiedenen Mythologien wird der schwarze Holunder (*Sambucus nigra*) als Totempflanze von Baumgottheiten angesehen. Der irische Volkskundler Thomas Keightley schrieb 1828 im Abschnitt über die skandinavischen Elben:

*„In the popular creed there is a strange connexion between the elves and the trees [...] It was perhaps these elder trees that gave origin to the notion. In Danish Hyld or Hyl - a word not far from Elle - is Elder, and the peasantry believe that in or under the elder tree dwells a being called Hyldemoer (Elder-Mother) or Hyldequinde (Elder-woman)”*²⁰

Im Volksglauben gibt es eine seltsame Verbindung zwischen den Elben und den Bäumen [...] Es waren vielleicht diese Holunder-Bäume, die dieser Beobachtung zugrunde liegen. Im Dänischen meint Hyld oder Hyl - ein Wort nicht weit von Elle [Anm: die dänische Bezeichnung für Elbe] entfernt - den Holunder, und die Bauern glauben, dass in oder unter dem Holunder-Baum ein Wesen wohnt, das Hyldemoer (Holunder-Mutter) oder Hyldequinde (Holunder-Frau) genannt wird.

Die Beschreibung der Holundergottheit erinnert stark an den baltischen Puschkaitis, dessen Totempflanze ebenfalls der Holunder war. Auch seine Diener, die Barstukken, stehen möglicherweise in einer namentlichen Beziehung zu dieser Pflanze. Matthäus Prätorius nennt sie „Erdleute oder Erdgötterchen“ und leitet ihren Namen als Diminutiv des litauischen Wortes für Holunder *bezdus* ab.²¹ Ob man den zumeist fragwürdigen sprachlichen Herleitungen von Prätorius an dieser Stelle ausnahmesweise folgen kann, sei dahingestellt. Bemerkenswert ist jedenfalls die Parallele zur mitteldeutschen Frau Holle, deren Name sich im Holler(-Busch), dem alten deutschen Wort für Holunder, wiederfindet. Auch wenn es verschiedene Thesen für die Herkunft des Wortes Holunder gibt²², könnte die Pflanze durchaus auch nach der ihr zugeordneten Naturgottheit benannt worden sein. In diesem Fall wäre Frau Holle zur dänischen „Holle-Frau“ sprachlich wie funktional eng verwandt.

Eine seltsame Verbindung des Holunders zu einem weiteren mythologisch vorbelasteten Baum, der Erle, soll hier aus anekdotischen Gründen nicht unerwähnt bleiben. In seiner deutschen

Übersetzung von Keightleys Buch schreibt Oskar Wolff: „Hyld ... bedeutet Erle“ und machte aus der Hyldemoer einer „Erlenmutter“²³. Vermutlich war er mit den zahlreichen ähnlich klingenden Bezeichnungen für Bäume und Geisterwesen ins Schleudern gekommen, denn die Schwarzerle heißt in Norddeutschland Ellern (englisch Alder), während der Holunder durch die in weiten Teilen Deutschlands gebräuchliche Bezeichnung Eller (niederdeutsch Ellhorn) den sprachlichen Bezug zur englischen Bezeichnung Elder (Elder-tree, Elderberry)²⁴ bewahrt hat. Zudem gleichen beide deutsche Baumnamen verwirrenderweise dem dänischen Namen für Elben: *Eller*. Wir haben den dänischen Elbenkönig *Ellerkonge* bereits zuvor im Kapitel über Alben und Elben kennengelernt (siehe Seite 163). Man kann Herrn Professor Wolff vielleicht dadurch etwas entlasten, dass er nicht der erste war, dem dieses Mißgeschick unterlief. Im Jahr 1782 verfasste Johann Wolfgang von Goethe auf der Grundlage eines von Johann Gottfried Herder übersetzten dänischen Gedichts seine berühmte Ballade vom Erlkönig. Beide Dichtergrößen bemerkten die semantisch-botanische Tücke des Namens nicht; so wurde der stolze *Ellerkonge* in der deutschen Literatur als düsterer Baumgeist zementiert.

Die sprachliche Verbindung zum Holunder erklärt allerdings noch nicht, woher Fau Holle ihren seltsamen Namen hat. Über den Ursprung des Wortes wurden verschiedene Theorien entwickelt, von denen heute nur noch zwei ernsthaft diskutiert werden. Von vielen Semantikern wird eine Verbindung zum protogermanischen **helanan* (verhüllt, geheim) postuliert. Dafür spricht die Bedeutung des isländischen Wort *hulda* (latent, verborgen). Dieses wird auch im übertragenen Sinne als Wesensbezeichnung (die Verborgene, die Elbe/Elfe) verwendet. In Norwegen kennt man die Bezeichnung Hulderfolk (auch hulder, huldra, von altnordisch *huldr*) für das Volk der Feen. In der norwegischen

Gemeinde Aurland heißen Feenhügel auch Huldahaugen. Auf die deutsch-dänische Parallele zum Holunder (Holler, Hyld) wurde bereits verwiesen und man könnte für die unter der Pflanze lebenden Baumgeister eine weitere Verbindung zur Verborgenheit postulieren.

Jacob Grimm verwarf diese Theorie jedoch, und wie er bevorzugen die meisten Linguisten auch heute noch eine Ableitung vom protogemanischen **hulþaz* bzw. vom gotischen *hulþ* (gnädig, freundlich), das sich in den veralteten deutschen Adjektiven *hold/huld* erhalten hat. Beide wurden weitgehend synonym im Sinne von Gunst, Wohlwollen gebraucht. Frau Holle wäre somit die *holde* oder *hulde* Frau (neben Frau Holda sind auch die Varianten *Hulda* oder *Hulle* gebräuchlich). Das Wort *hold* findet man noch heute mit negativer Konnotation in der Bezeichnung *Unhold*. Solche *Unholde* scheinen sogar die früheste Form der Verwendung des Wortes darzustellen. Sie sind schon aus der im 4. Jahrhundert in gotischer Sprache verfassten *Wulfilabibel* als Bezeichnung für „*unhulþons*“genannte Dämonen bezeugt. So heißt es beispielsweise in Markus 1,32 (W = *Wulfilabibel*, V = *Vulgata*, D = *Einheitsübersetzung*):

W: adanahtja þan waúrþanamma, þan gasagq sauil, berun du imma allans þans ubil habandans jah unhulþons habandans

V: vespere autem facto cum occidisset sol, afferebant ad eum omnes male habentes, et dæmonia habentes

D: Am Abend, als die Sonne untergegangen war, brachte man alle Kranken und Besessenen zu ihm [Jesus]

Später findet man für Dämonen neben *Unholde* auch die Bezeichnung *Holde* (z.B. „*des tievels holde*“). Im Mittelhochdeutschen meint *holde* (sowohl *m.* als auch *f.*) nämlich einen Freund oder Diener bzw. eine Freundin oder Dienerin. Daher repräsentieren

die „Holden“ auch kein generelles Antonym zu den „Unholden“.²⁵ Die schon aus dem Mittelhochdeutschen bezeugte Bezeichnung „die guoten holden“ für Hausgeister belegt ebenfalls, dass mit hold/unhold nicht notwendigerweise eine Trennung in benevolente und malevolente Geister verbunden war. Im Mittelalter verselbstständigte sich der Gebrauch von „Holde“ im Sinne eines Dämons bzw. des Teufels selbst, und die Bezeichnung wurde konsequenterweise auch auf heidnische Gottheiten und Naturdämonen wie die Frau Holle übertragen, denen zudem prototypische Hexenattribute wie Gestaltwandlung und Hexenritt zugeordnet wurden. Der Kirchenrechtler Burchard von Worms schrieb zwischen 1008 und 1012 die *Decretorum Libri XX*, die zahlreiche juristische Fragen behandelten. In Buch XIX, das auch unter den Namen „Corrector“ oder „Medicus“ bekannt ist, listet Burchard zahlreiche Zauberpraktiken und die zugehörigen Strafbestimmungen auf. Eine Beichtfrage nach dem Glauben an den nächtlichen Hexenritt enthält den Passus:

*„id est cum daemonum turba in similitudinem mulierum transformatam, quam vulgaris stultitia holdam vocat“*²⁶

eine Dämonenschar verwandelt in Frauengestalt, die das törichte Volk Holda nennt

Nicht ganz eindeutig zu entnehmen ist diesem Textstück, ob mit dem femininen Akkusativ „*huldam*“ die ganze Schar, oder vielleicht (grammatisch nicht ganz korrekt) ein Einzelwesen bzw. eine bestimmte Hexe namens Holda, gemeint ist. Explizit als Individuum wird Frau Holle im Bußbuch des Frater Rudolphus erwähnt, den wir schon zuvor als früheste Quelle für die Hausgeister namens „*stetewalden*“ zitiert hatten (siehe Seite 138 im Abschnitt „Der vorneuzeitliche Kobold“). Nachfolgend ist die Text-

stelle mit den Hausgeistern im Kontext mit der vorhergehenden Zeile wiedergegeben:

„[42] In nocte nativitatis Christi ponunt regine celi, quam dominam Holdam vulgus appellat, ut eas ipsa adiuvet.

[43] In novis domibus, siue quas de nouo intrare contigerit, ollas plenas rebus diversis diis penatibus, quos Stetewaldu vulgus appellat, sub terra in diversis angulis et quandoque fodiunt retro larem, vnde nec retro larem fundi quicquam permittunt. Et de cibis suis illuc quandoque proiciunt, ut habitantibus in domo propiciuntur. Quid hoc non ydolatriam appellemus.“²⁷

[42] In der Nacht der Geburt Christi decken sie den Tisch für die Königin des Himmels, die das Volk Frau Holda nennt, auf dass sie ihnen helfe.

[43] In neuen oder in neubezogenen Häusern graben sie mit verschiedenen Dingen gefüllte Töpfe für die Hausgötter, die das Volk Stetewaldu nennt, an verschiedenen Ecken des Hauses, und bisweilen hinter dem Herd, in die Erde ein. Deswegen gießen sie auch nichts hinter den Herd. Und von ihren Speisen werfen sie bisweilen etwas dorthin, damit jene den Hausbewohnern günstig gesinnt bleiben. Sollen wir das nicht Abgötterei nennen?

Ein gedeckter Tisch für eine Gottheit, rituelle Speiseopfer um die die Hausgeister bei Neubezug zu befriedigen, all das sind Elemente, die wir schon zuvor kennen gelernt haben. Die Ähnlichkeiten zum Scheunenopfer für Puschkaitis und die Barstukken, die Johannes Meletius in seinem Brief über vorchristliche Gebräuche im Baltikum schildert (siehe Seite 105 im Abschnitt „Ostpreußische Barstukken“), sind genauso evident wie die Übereinstimmung mit dem ebenfalls von Meletius erwähnten Ritual zum Begrüßen der Coltky im Haus (siehe Seite 141 im Abschnitt „Der vorneuzeitliche Kobold“). Das Motiv des Speiseopfers auf einem gedeckten Tisch zeigt sich in verschiedenen Variationen und für verschiedene übernatürliche Frauenfiguren (siehe auch den Abschnitt „Die Fee“

ab Seite 477). In einem Beichtspiegel aus dem 14. Jahrhundert mit dem Titel „Der Seele Trost“ wird die Tafel dagegen ausdrücklich (auch?) für Zwerge bereitet:

„Hefstu gelouet dat de lude werden to warwuluen? Hestu gelouet an de guden holden? Hefstu gelouet an de dwerghe, dat se de kyndere en wech dregen? Hefstu dyne tafel bereyt mit spise unde dranken, umme erent willen edder umme ander touerie willen?“²⁸

Glaubst du, dass Menschen zu Werwölfen werden können?
Glaubst du an die Guten Holden? Glaubst daran, dass die Zwerge die Kinder hinweg tragen? Hast du einen Tisch mit Speisen und Getränken für sie bereitet, oder wegen anderer Zauberei?

Der Austausch zwischen Frauenfiguren wie Frau Holle und Zwergen ist aber keineswegs auf das Speiseopfer beschränkt. Wie wir noch sehen werden, findet man zahlreiche Beispiele für Begebenheiten, bei denen Feen bzw. weibliche Elben/Alben in Textvarianten mit Zwergen vertauscht werden. Der französische Mittelalterhistoriker Claude Lecouteux hat sich mit dieser Thematik intensiv beschäftigt und ist zu dem Schluß gekommen, dass die Germanen zwischen bösen Totengeistern (Zwerge) und guten Totengeistern (Elfen/Elben) unterschieden.²⁹ Beide Geistergruppen seien später unter Beimengung der Hausgeister (Kobolde) miteinander verschmolzen, welche ihrerseits aus römischen Haus- und Totengeistern entstanden. Lecouteux versteht das Speiseopfer-Ritual, das er Mahl der Feen nennt („*le repas des fées*“) als frühes mythologisches Element, das einem römischen Ahnen- oder Totenkult entstammt und sich mit einem germanischen Matronenkult vermischt hat. Durch späteren Figurentausch seien Erzählungen entstanden, bei denen der Tisch für Zwerge gedeckt wurde.

Mit dieser plausiblen Erklärung könnte man es durchaus bewenden lassen. Dass dieses Buch dennoch nicht hier endet, ist

einer alternativen Hypothese für das enge Verhältnis der Zwerge zu den Feen geschuldet, in welcher weder das Speiseopfer eine Rolle spielt, noch vorausgesetzt werden muss, dass man Zwerge und Elben in gute und böse Geister scheidet. Gerade die letzte Annahme ist vor dem Hintergrund der in diesem Buch vorgestellten Eigenschaften der verschiedenen Naturgeister nicht sehr wahrscheinlich. Alben/Elben und Zwerge treten zeitgleich nebeneinander als personifizierte Krankheiten (kontinentaler Volksglaube), als Teufelsdiener (biblische Exegese) oder Bewohner der Anderswelt (keltische Überlieferungen) auf. Für die folgenden Betrachtungen wollen wir unser Augemerck daher auf Frau Holle in ihrer Eigenschaft als Anführerin einer Schar von Zwergen legen und kommen dabei nicht umhin, uns noch etwas eingehender mit der Dame zu beschäftigen.

DEKONSTRUKTION DER SAGENFIGUR

Die missverständliche Doppeldeutigkeit von „hold“ im Sinne von anmutig, lieblich, bezaubernd hat schon im Mittelalter für Verwirrung gesorgt. Frau Holle wurde mit der römischen Göttin Diana assoziiert, mit der Sagengestalt Abundia, mit Frau Venus, mit der Jungfrau Maria, sowie auch mit Herodias, der Mutter von Salome und Anstifterin der Ermordung von Johannes dem Täufer.³⁰ Für Martin Luther war sie der Inbegriff einer heidnischen Gottheit, und er verspottet sie als einfältige Naturpriesterin mit fehlgeleitetem Verständnis des Gottesglaubens: *„hier tritt Frau Hulde herfür mit der Potznasen [große Nase], die Natur, und darf ihrem Gott widerbellen und ihn Lügen strafen...“*.³¹ Doch wo liegt der Ursprung dieses Volksglaubens? Manche Forscher nahmen die Bibel zur Hand und entdeckten dort die biblische Prophetin Hulda (2. Könige 22, 14. Einheitsübersetzung): *„Da gingen der Priester Hilkija, Ahikam, Achbor, Schafan und Asaja zur Prophetin Hulda“*. Außer einer mäßigen lautlichen Ähnlichkeit (Septuaginta: Ὀλδαν, Hebräisch: חולדה', חלדה') fehlt allerdings jeglicher inhaltliche Bezug zur Frau Holle.

Die offensichtlichen Inhomogenitäten in der Persönlichkeit von Frau Holle zeigen auch, dass der Figur nicht einfach nur die zum Naturgeist geschrumpfte Göttin Frija zugrunde liegen kann, wie Jacob Grimm es vermutete und wie die Erscheinungsform als Frau Wode zunächst auch nahelegen scheint. In der neueren Forschung, etwa durch Marianne Rumpf, Lotte Motz und Erika Timm, wird die Grimm'sche Interpretation denn auch relativiert bzw. erweitert. Motz vermutet hinter Frau Holle eine chthonische Gottheit, womöglich aus vorrömischer Zeit, die Tacitus als Terra Mater beschrieben hat. Timm folgt in ihrer umfassenden Studie den Überlegungen Grimms hinsichtlich der germanischen Götter-

komponente von Frau Holle, rückt aber die Perchtenfigur davon ab. Für letztere vermutet sie einen keltischen Ursprung, der möglicherweise eine Verbindung zur Wassergöttin Brixta/Bricta öffnet.³²

DIE HEXE

Es ist eine naheliegende Vermutung, dass Frau Holle und ihre verschiedenen Manifestationen aus der Verschmelzung von zwei (oder vielleicht sogar mehreren) Gottheiten/Naturgeistern verschiedener Kulturkreisen entstanden sind. Die Verzahnung der verschiedenen Komponenten der Frau Holle könnte im Zuge der fortschreitenden Christianisierung Europas über einen langen Zeitraum von mehreren hundert Jahren erfolgt sein, was auch zu verschiedenen geographischen Ausprägungen geführt haben könnte. Für die nachhaltige Vermengung verschiedener Figuren waren vermutlich zwei Mechanismen ausschlaggebend, deren Wirksamkeit in diesem Buch schon an verschiedenen Stellen aufgezeigt wurde. Auf der Ebene der Wesensmerkmale wirkte die Dämonisierung aller Geister des heidnischen Volksglaubens, wobei zwangsläufig unter dem Begriff des Dämons eine Reduktion der Vielfalt erfolgte. Der zweite Mechanismus wirkte auf der sprachlichen Ebene. Der Mangel an volkssprachlichen Entsprechungen für lateinische Lemmata führte ebenfalls zu einer Subsummierung verschiedener Wesen in Glossen, Beichtspiegeln, Bußbüchern und anderen Texten.

Vor dem Hintergrund der im 13. und 14. Jahrhundert einsetzenden Hexenverfolgungen suchten die Inquisitoren und Kirchengelahrten nach einem einheitlichen lateinischen Begriff für die Hexe. Zuvor waren ganz verschiedene Benennungen in Gebrauch, darunter *gazarii*, *lamiae*, *maleficiae*, *strigae*, *strix* und *wau-*

denses (= Waldenser). Noch breiter war das Namensangebot in den Vokssprachen: *Erbaria*, *Fatturiera*, *Indivina*, *Masca* und *Strega* in Italien, *Bruxa*, *Hechizera* und *Xorquina* in Spanien, *Divine*, *Estrie*, *Faitturiere*, *Masque* und *Sorciere* in Frankreich.³³ In Deutschland setzte sich letztendlich der „offizielle“ Begriff Hexe durch. Infolge der Vereinheitlichungen wurde zahlreiche heidnische Frauenfiguren zu einer prototypischen Teufelsdienerin zusammengeführt und mit sämtlichen weiblichen Untugenden ausgestattet, die kirchliche Hexenexperten bis dahin zusammenkonstruiert hatten. In seiner Predigt über die Auslegung der 10 Gebote „*Decem praecepta Wittenbergensi praedicata populo*“ prangerte Martin Luther 1516 Frau Holle explizit als emblematische Figur des heidnischen Aberglaubens an:

*„Quinto dicitur, apud aliquos quondam dominam, alios Herodiadem, alios dominam Hulde, Alios Venerem, per annum circum vehi ac velut lustralem februum peragere, Quae hospitibus suis relinquat vel carbones vel quisquillas currus sui, quae postea inveniuntur esse aurum et argentum, ut etiam in latina lingua sit proverbium de carbonibus et auro, hinc forte natum.“*³⁴

Fünftens wird gesagt, daß eine gewisse Frau, welche einige die Herodias, andere die Frau Hulde, noch andere die Venus nennen, das ganze Jahr hindurch [mit ihrem Wagen] herumfahre und ein wiederkehrendes Reinigungsfest [*lustralem februum*] halten würde, dabei bei ihren Gastgeberinnen entweder Kohlen oder Kleinigkeiten von ihrem Wagen zurücklasse, welche nachher zu Gold und Silber werden, woraus möglicherweise das lateinische Sprichwort von Kohlen und Gold³⁵ entstanden ist.

Das Substrat für die Erschaffung des mittelalterlichen heidnischen Dämonenweibs haben verschiedene Gottheiten bzw. Naturgeister geliefert. Um diesen Entstehungsprozess im Einzelnen aufzuarbeiten, wäre ein eigenes Buch notwendig. Da der Fokus hier aber nicht auf Frau Holle selbst, sondern auf ihrer Verbin-

zung zu den Zwergen liegen soll, wollen wir uns im Folgenden auf die Hauptaspekte beschränken, diese aber trotzdem mit der gebotenen Ausführlichkeit vorstellen.

DIE GÖTTIN

So wie der nordische Gott Odin die Götting Frigg an seiner Seite hat, wird Wodan in der südgermanischen Mythologie von seiner Frau Frija begleitet. Ob Frija der Frigg vom Konzept der Figur her entspricht, ist jedoch umstritten. Frija gleicht in vielem eher der nordischen Fruchtbarkeitsgöttin Freya (auch Freyja, Freia), die zu den Wanen gerechnet wird. Ob Frija möglicherweise aus einer Frigg/Freya Fusion hervorgegangen ist, oder Freya aus einer Verschmelzung von Frigg und Frija, oder ob alle drei Frauenfiguren eine eigenständige Geschichte haben, darüber wird bis heute trefflich gestritten. Jedenfalls scheint Frau Holle der südgermanischen Frija in zahlreichen Aspekten zu ähneln.

Zu diesen Ähnlichkeiten zählt sicherlich Frau Holles Auftritt als wilde Jägerin. Bedauerlicherweise lässt sich aber nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die wilde Jägerin ein frühes oder ein spätes (sekundäres) Attribut der Holle-Figur darstellt. Der wilde Jäger als Anführer einer Geisterschar ist ein relativ altes Erzählmotiv und bereits aus dem frühen 11. Jahrhundert bezeugt. So soll der Priester Wakelin im französischen Dorf Bonneval einen Zug von Toten beobachtet haben, der vom riesenhaften verfluchten Jäger Herlechin oder Hennequin angeführt wurde.³⁶ Eine Frau in dieser Rolle wird allerdings erst bedeutend später erwähnt und ist auch nur in Sagen aus dem Nordwesten Deutschlands bezeugt.

Abgesehen vom Geisterzug wird Frau Holles Nähe zu Frija und Wodan durch ein Ernteritual bezeugt. Im Schaumburger Land nennt man die letzten Ähren, die bei der Ernte stehen bleiben,

„Vergodendel“ (= Frau Godes Teil). Es wird zu einer Garbe zusammengebunden, geschmückt und einer Erntegöttin geweiht. Der Weihespruch lautete je nach Gegend etwas unterschiedlich; als Beispiel sei hier der Folgende genannt:

„fru Gaue, haltet ju fauer! düt jar up den wagen, dat ander jar up der kare!“³⁷

Frau Gaue, behaltet euer Fuder. Dieses Jahr auf den Wagen, nächstes Jahr auf die Karre

Am Ith zwischen Hameln und Hildesheim gab es einen vergleichbaren Brauch, der sich an Frija/Frigg wendet:

„Friggöu, Friggöu, Friggöu! Dütt Jahr up'r Kare,t andre up'n Wagen!“³⁸

Auch in der Prignitz kannte man den „Vergodendeelsstruss“³⁹, und in Mecklenburg gab es einen ähnlichen, jedoch an den Woden gerichteten Weihespruch:

„Wode, hale dynem rosse nu voder, nu distel unde dorn, thom andren jahr better korn.“⁴⁰

Das Ernteritual belegt auch die Verbindung zwischen Frau Holle und den Holzweiblein. Im Frankenwalde ließ man nämlich „drei hände voll flachs für die holzweibel auf dem fehle liegen“⁴¹.

Das Motiv der Wagenfahrt stellt einen weiteren Bezug zwischen Frau Holle und der südgermanischen Mythologie her. Tacitus berichtet in der Germania, dass germanische Stämme östlich der Elbe eine Göttin verehrten, die eine „Terra Mater“, d. h. Mutter der Erde sei („*id est Terram matrem*“).⁴² Als ihr Name wird oft „Nerthus“ angegeben, wobei jedoch die verschiedenen Abschriften der Germania breiten Spielraum für Interpretationen lassen.⁴³ Die germanische Terra Mater besaß einen ihr geweihten heiligen Wagen, auf dem sie, von weiblichen Rindern gezogen, durch das

Land fährt. Während ihres Umzugs herrschte Frieden, jeder Waffengebrauch war in dieser Zeit verboten.

Auch Frau Holle fuhr auf einem Wagen durchs Land.⁴⁴ In manchen Erzählungen hatte sie sogar ihre Zwergenschar (die Heimchen) auf der Fahrt mit dabei.⁴⁵ Leider scheint es ihrem Gefährt an der Zuverlässigkeit gemangelt zu haben, denn sie blieb regelmäßig am Abend des Dreikönigstags (dem „Perchtentag“!) mit einem Defekt liegen. Mal musste die Deichsel neu verkeilt werden, mal erlitt ihr Gefährt sogar einen Achsbruch. Ehrliche Unfallhelfer wurden meist mit Holzspänen belohnt, die sich später in Gold verwandeln. Wer ihr allerdings in Aussicht solch einer

Belohnung gezielt auflauerte, bekam ihr Beil in die Schulter gerammt. Im sogenannten *Thesaurus Pauperum* aus dem 15. Jahrhundert findet man als vielleicht frühesten Hinweis eine Bemerkung über Frau Percht, die mit ihrem Wagen unter lautem Getöse herumfahren soll („*quod domina Perchta in curru*

vehatur maximo strepitu“).⁴⁶ Das Motiv der Wagenfahrt verbindet Frau Holle nicht nur mit der germanischen Terra Mater, sondern stellt sie vielmehr in einen größeren Zusammenhang mit zahlreichen weiteren weiblichen Gottheiten, die mit einem Wagen unterwegs sind. So soll die nordische Fruchtbarkeitsgöttin Freya



Abb. 34: Freya lenkt ihren Katzenwagen

laut einem Bericht aus der Snorra-Edda auf einem von Wildkatzen gezogenen Wagen gefahren sein.⁴⁷ Aber auch in der klassischen Antike wird man in dieser Beziehung unschwer fündig. Zu den römischen Wagenlenkerinnen zählen die Göttinnen Aurora (Morgenröte) und Luna (Mond). In den Homerischen Hymnen lenkt Artemis, die griechische Göttin der Jagd, einen goldenen Wagen (Homer Hymnus 9), und Athene erfand sogar als Kriegsgöttin den Streitwagen. In diesem Kontext besonders interessant ist, wie wir gleich noch sehen werden, Rhea, die Mutter des Zeus. Sie zählt zu der Gruppe der sogenannten großen Muttergöttinnen oder Erd(mutter)-Göttinnen, die in vielen mythologischen Systemen zu finden sind. Tacitus hat mit seiner germanischen „Terra Mater“ vermutlich auch eine solche Figur gemeint.

Ein weiteres emblematisches Attribut mehrerer antiker Göttinnen ist die Spindel bzw. die Tätigkeit des Spinnens. Artemis, Athene und Aphrodite gehören zu dieser Gruppe. Mehr noch als mit diesen Göttinnen ist das Spinnen aber mit dem Schicksalsfaden der griechischen Moiren bzw. der römischen Parzen verbunden. Nicht allzu überraschend ist das Spinnen als archetypische weibliche Tätigkeit auch der Frau Holle angedichtet worden. Sie überwacht das Spinnverbot in den Rauhnächten und überprüft, ob die Spinnfrauen in der Zeit davor fleissig gearbeitet haben. Auch müssen am Perchtentag bestimmte Speisen genossen werden. Wer ihre Gebote mißachtet, wird grausam bestraft – Frau Holle ist da nicht zimperlich, sie schlitzt die Bäuche ungehorsamer Menschen auf, füllt sie mit Steinen, Stroh oder Unrat und näht die Öffnung mit einer Eisenkette wieder zu.

DIE FEE

Ist Frau Holle also lediglich das Relikt einer germanischen Göttin, der irgendwann zusätzlich Elemente antiker Götterfiguren übergestülpt wurden? Schon ihr ambivalenter Charakter lässt vermuten, dass die Erklärung nicht ganz so einfach sein kann. Wie und wieso wurde sie in die niedere Mythologie integriert? Und woher kommt ihre Rolle als Anführerin einer Schar von Zwergen?

Für weiterführende Betrachtung muss man sich vergegenwärtigen, dass Frau Holle mitnichten eine singuläre, exklusiv auf das deutschsprachige Gebiet beschränkte Erscheinung ist. Sie weist interessanterweise eine Reihe von Überschneidungen mit der Baba-Jaga der slawischen Mythologie auf⁴⁸, die wir an dieser Stelle jedoch nicht im Einzelnen untersuchen wollen. Wichtiger ist, dass ihr die weißen Frauen und Feen der keltischen Tradition in einigen Aspekten überraschen ähnlich sind. Diese Erkenntnis ist nicht neu; die Darstellung von Frau Holle als germanische Version einer Feenkönigin bzw. einer weisen Priesterin des „alten Glaubens“, quasi als nordische Schwester von Morgaine la Fée, ist sowohl in der esoterisch-naturphilosophischen als auch in der feministisch-matriarchatstheoretischen Populärliteratur weit verbreitet. Jenseits aller gesellschaftspolitischen Motivation wurde die Transformationen der Frau Holle-Figur über die Zeit aber auch in zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen - strotz vorhandener offener Fragen - im groben Zügen sehr plausibel nachgewiesen.

Die Welt der europäischen Volkssagen wird von zahlreichen machtvollen Frauengestalten bevölkert. Im Norden kennen wir neben Frau Holle, um nur einige zu nennen, die Waldfrauen, Wasserfrauen, die Mittagsfrau und verwandte Erntedämonen, Quälgeister wie Marten und Trutten sowie weiße Frauen mit verschiedenen Eigenschaften. Im romanischen Sprachraum werden solche Wesen unter dem Oberbegriff Fee zusammengefasst und wir wol-

len aus Gründen der sprachlichen Vereinfachung hier auch die nördlichen Frauengestalten so bezeichnen. Wie es scheint, kann man (wir werden gleich noch etwas genauer darauf eingehen) die Fee als eine beherrschende Figur unter den Naturgeistern ausmachen. Claude Lecouteux hat sie sogar als die „*Schlüsselfigur des mittelalterlichen Imaginären*“ bezeichnet und ihre Entwicklung anhand zahlreicher Beispiele von der Spätantike über das Mittelalter hinweg beleuchtet: Die Fee „*ergab sich aus der Vermengung volkstümlicher Glaubensvorstellungen mit gelehrter Überlieferung*“ und sie „*steht im Schnittpunkt der Traditionen über die Waldweiber und über die Parzen*“⁴⁹. Nornen und Parzen transformierten zu den Feen der niederen Mythologie; in den romanischen Ländern entstand als vielleicht bekannteste Vertreterin Morgaine la Fée, in den deutschsprachigen Gebieten Frau Holda und Frau Percht.

Wie schon im vorhergehenden Abschnitt aufgezeigt wurde, lässt sich Frau Holle über das Merkmal des Spinnens relativ zwanglos mit Schicksalsgöttinnen wie den Parzen in Verbindung bringen. Auf diesen Zusammenhang verweist auch Frau Holles Wirken als eine Geburtsgöttin: in der Thüringer Sagenwelt bringt sie die Kinder (siehe auch Frau Holles „Kindsbrunnen“ auf Seite 485). Eine weitere Brücke bildet der sogenannte „Perchtentisch“, der im süddeutschen Raum zum Dreikönigstag für sie hergerichtet wurde. Diese Tradition ist durch mehrere Texte gut belegt und findet sich in ganz ähnlicher Form im Brauchtum von Österreich, Tirol und bis nach Frankreich hinein. Es handelt sich um ein Speiseopferitual, das sich in unterschiedlichen Ausformungen in der kirchlichen und weltlichen Literatur sowie auch in Volkssagen über einen langen Zeitraum zurückverfolgen lässt und sich an unterschiedliche (meist weibliche) Gottheiten oder Naturgeister wenden kann. Nach einem mittelalterlichen Bußbuch, vermutlich

aus dem 11. Jahrhundert, wurde der Tisch für die drei Parzen gedeckt:

“Fecisti ut quaedam mulieres in quibusdam temporibus anni facere solent: Ut in domo mensam praeparares, et tuos cibos, et potum cum tribus cultellis supra mensam pones, ut si venissent tres illae sorores, quas antiqua posteritas et antiqua stultitia Parcas nominavit...”⁵⁰

Manche Frauen pflegen zu bestimmten Zeiten im Jahr folgendes zu tun: Sie decken einen Tisch in ihrem Haus mit Speisen und Getränken und legen drei Messer darauf, wie man sagt, für die drei Schwestern, die von den törichten Alten früher die Parzen genannt wurden...

Ab dem 13. Jahrhundert richtet sich der gedeckte Tisch an eine Schar von Nachtfrauen (*lamiae, dominas nocturnas*) mit einer Anführerin (genannt sind z.B. *Domina Abundia* oder *Morgue*); etwas später wird auch Frau Percht namentlich als Anführerin der speisewilligen Frauengruppe genannt. Mitte des 14. Jahrhunderts wird der Kreis der nächtlichen Besucher noch stärker ausgeweitet; so warnt der Gewissenspiegel des Martin von Amberg neben dem Speiseopfer auch vor anderen Opfergaben, hier roten Schuhen⁵¹, an die Schrate und Truten:

„Also auch dy an der Percht nacht der Percht lassen stenn essen oder trinkchen, das es in das selb jar wol gee, und in allen dingen gelukch haben. [...] Also auch dy der Perch speizz opfernt und dem schretlein oder der trut rotte schuechel [...]“⁵²

Solcherlei kirchlichen Idoktrinationen folgend wurden Frau Percht und Frau Holle im Volksglauben zunehmend zu den Nachtfrauen („*Nachtfrouwen*“) und anderen nächtlichen Spukgeistern wie Maren und Truten, Hulden, Unhulden und Bilwisen gestellt. Mit anderen Worte: sie wurde Teil jener Wesensgruppe, die wir im weitesten Sinne als Alben/Elben bezeichnen würden. Der Gewis-

sensspiegel lässt an dieser Kategorisierung keinen Zweifel aufkommen:

„[...] dy do glauben an die Percht mit der eisnen nasen, an Herodiadis, an Dyann, dy haydnischen göten, an dy pilwisen, an die nachtwarenden, an die henpretigen, an truten, an alben, an elben. Und waz soleichs gaukels und ungeläubens wär.“⁵³

Verbreitet wird argumentiert, dass schon der Name „Frau Percht“ auf ihre Verwandtschaft zu den Alben hinweist. Jacob Grimm führte alle Schreibweisen wie Percht, Bercht, Berchta sowie auch Bertha, Berthe etc. (hierher vermutlich auch der deutsche Sidekick des Weihnachtsmanns, Knecht Ruprecht) auf das althochdeutsche „berahta“ (glänzend, strahlend) zurück. Die etymologische Ähnlichkeit zu den Alben (lat. *albus*: „weiß, hell“; ev. von protogerm. **albaz*; siehe auch die Seiten 166 und 220), scheint offensichtlich. Allerdings ist es durchaus möglich, dass Frau Percht ihren Namen vom Perchtentag bekam – und nicht umgekehrt! Der Dreikönigstag, kirchlich eigentlich das Fest der Erscheinung des Herrn, die Epiphanie (von altgr. ἐπιφάνεια, *epipháneia* = Erscheinung) oder Theophanie (θεοφάνεια = Erscheinen Gottes), findet sich schon in einer Glosse aus dem 10. Jahrhundert. Hier wird „*theophania: giperahta naht*“ angegeben.⁵⁴ Der deutsche Germanist Friedrich Kauffmann nahm an, dass aus der *giperatha naht* über das im rituellen Sprachgebrauch verwandte *apparatio* (erscheinen: *epiphania* = *manifestatio*, *apparitio*) die *perhtnaht* und später die Percht-Nacht wurde⁵⁵. Auch die italienische Fee Befana hat ihren Ursprung in der Verkörperung der Epiphanie (*epifania* -> *befania*).⁵⁶

Eine zur Frau Holle-Figur analoge Entwicklung führte zur Entstehung von Morgan le Fay. Ihr liegt ebenfalls eine Göttin zugrunde: die irisch-keltischen Kriegsgöttin *Morrígan*⁵⁷, die wir bereits im Abschnitt über bretonische Korrigans kurz gestreift haben (siehe Seite 229). Der Legende nach war sie eine große Köni-

gin der *Túatha Dé Danann*, die als Hügelvolk in der Anderswelt zu den irischen Elben, den *Daoine Sídhe*, wurden. Interessanterweise fuhr die *Morrígan* wie Frija einen Streitwagen. Dieser wurde von einem einbeinigen Pferd gezogen; überdies ging die Deichsel direkt durch den Körper des Pferdes.⁵⁸ Als Kriegsgöttin gebot sie über ein Gefolge von 26 weiblichen Kriegerinnen⁵⁹ (man ist an das Gefolge von Frauen beim Speiseopferitual erinnert). Elemente der *Morrígan* wanderten zunächst nach Wales und dann in die Bretagne, wo die Figur der Fee *Morrígan* und letztlich auch *Morgan le Fay* entstand. Auf der Insel Ouessant in der Bretagne gibt es die Sage von den *Morganezed*: schön anzusehende kleine Leute mit blauen Augen, die am Flußufer sitzen und sich ihre goldenen Haare kämmen.⁶⁰ Deswegen scheint es nicht zu weit hergeholt, zu vermuten, dass auch die *Korrigan*-Fee bzw. die *Korrigan*-Zwerge der Bretagne (siehe den Abschnitt „Bretonische *Korrigans*“ ab Seite 226) ihre Entstehung einem inselketischen Legendenimport zu verdanken haben.

DAS GEFOLGE DER FRAU HOLLE

Frau Holle als Gefährtin des die Moosleute jagenden Woden, sowie Frau Holle als Anführerin eben dieser Moosleute: die Doppelnatur erscheint wie eine weibliche Variante von Dr. Jekyll und Mr. Hyde. Von ihrem Wesen her ist die Dame nicht gerade zimperlich. Manchmal erschreckt sie die Menschen nur, ein andermal schlitzt sie Spinnfrauen auf, haut Männern gelegentlich ein Beil in die Schulter oder dreht ihnen sogar den Hals um.⁶¹ Immerhin wird sie in keiner einzigen Volkssage direkt als Zwergenjägerin geschildert – wobei es natürlich auch möglich ist, dass solche Erzählmotive vor dem Hintergrund des logischen Widerspruchs nicht propagiert wurden und verlorengingen.

Nicht nur, dass Frau Holle ein ziemlich ambivalentes Verhältnis zu Zwergen hat. Manchmal schwimmen sogar die Grenzen zwischen diesen beiden Wesenstypen! Zwerge und weibliche Naturgeister weisen eine Reihe von bemerkenswerten Überlappungen auf. Die friesländischen Weißen Frauen wurden, wie bereits im Abschnitt „Witte Wivern“ (ab Seite 164) erörtert, von Johannes Prätorius als unterirdische Bergmännchen kategorisiert, obwohl sie dem Namen nach eher zu den Feen gerechnet werden müssten. Am Niederrhein scheint man weiße Frauen gekannt zu haben, die wie Erdgeister ihre Wohnung unter bestimmten Büschen hatten. In den Jahren 1437 – 1438 soll sich im Dorf Meiderich eine wunderhafte Begebenheit zugetragen haben, die überregionale Berühmtheit erlangte. Dem Bauern Arnt Buschmann soll dort mehrfach ein Geist erschienen sein, der sich als sein Urgroßvater Heinrich ausgab und um Erlösung ersuchte. In einem längeren Frage-Antwort Spiel über die Familiengeschichte fragt Arnt den Geist auch nach einer Nichte des Urgroßvaters. Er

erfährt, dass diese von bösen Teufeldienern heimgesucht worden wäre:

*„En die boese geeste, die daer heite witte vrouwe of heilige holden, die qwame tot oer en seide oer, dat si die heilige holde were. Die onder der eerden wonden en oec onder crusenbusschen, en noemde oer der steden veel inder lude hof, daer sy woenden. En seiden oer, dat si die lude warnen solde, dat si oer stede reyn hielden, soe solt wael goe an oere nerige.“*⁶²

Und die bösen Geister, die man Weiße Frauen oder Heilige Holden nennt, kamen zu ihr und sagten ihr, sie wären die Heiligen Holden. Die unter der Erde wohnten, und unter krausen Büschen. Und sie nannten ihr ihre Plätze, diese wären oft in den Höfen der Menschen, und sie wohnten dort. Und sie sagten ihr sie möge die Leute warnen; so dass ihre (Wohn-) Plätze sauber gehalten würden so dass es ihnen nicht an Speise fehlen solle.

Die „heiligen Holden“ erinnern vom Namen her an jene Zwerge aus der Gegend um Kassel, die wir schon zuvor im Abschnitt „Mitteldeutsche Wichtel“ ab Seite 88 vorgestellt hatten: die „guten Hollen“. Für den Umgang mit diesen Wesen ist folgender Bannspruch überliefert:

*„Ihr Hollen und Hollinnen,
Hier bring' ich euch was zu spinnen,
Und was zu essen.
Ihr sollt spinnen und essen,
Und meines Kindes vergessen.“*⁶³

Der Spruch spielt auf eines der bekanntesten Narrative von Zwergensagen an. Zwerge, so wird behauptet, vertauschen Menschenkinder mit Wechselbälgern (siehe den Abschnitt „Wechselbälger“ auf Seite 126). Aber Wechselbälger werden auch mit Frau Holle in Verbindung gebracht. Heinrich Carstens berichtet im Zusammenhang mit Kinderreimen aus Schleswig Holstein

von einer Legende über Frau Holle, die am Kindsbrunnen (ein Brunnen, aus dem der Sage nach die Kinder kommen) sitzt:

„Die Ungebornen sitzen auf ihrem Schooss, die holende Frau ist die gebärende Mutter. Wer nicht lacht und nicht die Zähne zeigt, ist ein Wechselbalg und kehrt zur Frau Holle zurück; lacht er aber und zeigt die Zähne, so verbleibt er der Erde und wird Mensch.“

Bestätigt wird diese Überlappung weiterhin beim Blick auf die bretonische Sagenwelt. Die Korrigan-Zwerge sind hinsichtlich des Kindstausches ganz typische Vertreter ihrer Art. Die gleichnamige Korrigan-Fee soll angeblich ebenfalls Kinder gegen Wechselbälger tauschen (siehe „Bretonische Korrigans“, Seite 226). Feen und Zwerge, die gleich heißen und auch noch gleiche Verhaltensmuster gegenüber dem Menschen zeigen – ist das nur eine zufällige Übereinstimmung?

SIND WECHSELBÄLGER ZWERGE?

Um die vorausgehende Frage zu beantworten, lohnt ein genauere Blick auf verschiedene Wechselbalg-Begebenheiten. Eine der bekanntesten wird in der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm erzählt:

„Einer Mutter war ihr Kind von den Wichtelmännern aus der Wiege geholt, und ein Wechselbalg mit dickem Kopf und starren Augen hineingelegt, der nichts als essen und trinken wollte.“

Auf den Rat der Nachbarin kocht die Mutter auf dem Herd Wasser in zwei Eierschalen, was den Wechselbalg zum Lachen bringt:

„Indem er lachte kam auf einmal eine Menge von Wichtelmännern, die brachten das rechte Kind, setzten es auf den Herd, und nahmen den Wechselbalg wieder mit fort.“

Wechselbälger plagen ihre Zieheltern, sind unersättlich hungrig, stellen sich stumm, können in Wahrheit aber laufen und spre-

chen. Es sind hässliche, unproportionierte, kleine Wesen, oft mit dickem Kopf, weswegen sie auch Dickköpfe genannt werden.⁶⁴ Man ist an die von Karl Lyncker gelieferte Beschreibung der „guten Hollen“ erinnert: „...es waren Zwerge mit dicken Köpfen.“ Alles in allem werden Wechselbälger, man braucht hier keine allzu große Phantasie aufbringen, eigentlich genauso wie Zwerge beschrieben! Tatsächlich wird diese Annahme durch einige volkstümliche Überlieferungen bestätigt. In einer von Otto Knoop wiedergegebenen Sage aus dem westpommerschen Persanzig (heute *Parsęcko*) erzählt der Wechselbalg einem Knecht des Hofes im Vertrauen:

„Denn ick hör nich upp den Hof, ick bin en Unnerirdschken un bliew hier so lang un frät, bet de Buerfru er Slötel versett un sick von de Nawersch [Nachbarin]en Schöttel Solt borgen möt.“⁶⁵

Wenn nun aber Zwerge Menschenkinder stehlen und diese durch Mitglieder ihres eigenen Zwergenvolkes ersetzen, dann ist der Sinn dieser Handlung zumindest nicht auf den ersten Blick erkennbar. Sind es spezielle Zwerge, die hier getauscht werden? Da die Wechselbälger meistens etwa die Größe von Menschenkindern haben und außerdem sehr häufig als uralte beschrieben werden, sind es wohl auch keine Zwergenkinder, wie manchmal behauptet wird. Ganz davon abgesehen, dass für die Zwerge der Tausch ihrer Kinder generell keinen rechten Sinn ergibt. Was also kann dahinter stecken?

Betrachten wir zunächst das Wechselbalg-Narrativ in einem größeren Zusammenhang. In skandinavischen Sagen werden die Begriffe Troll (dänisch *Trold*) und Zwerg (dänisch *Dværg*, schwedisch *Dvärg*, norwegisch *Dverg*) weitgehend synonym benutzt. In vielen Trollsagen kommen typisch zwergische Verhaltensweisen vor, etwa das Stehlen von Lebensmitteln oder das Vertauschen von Kindern mit Wechselbälgern (dänisch *Skifting*).⁶⁶ In Irland wurde vor allem die Fairies für Wechselbälger (englisch *change-*

lings) verantwortlich gemacht. Frühe britische Sagenforscher wie Sir Walter Scott sahen darin eine kennzeichnende Eigenschaft der gesamten Elben Großbritanniens: „*The most formidable attribute of the Elves was their practice of carrying away and exchanging children, and that of stealing human souls from their bodies*“.⁶⁷ Auch der britische Goblin scheint im Kindstauschgewerbe tätig gewesen zu sein, wie das vom irischen Sagensammler Thomas Crofton Croker wiedergegebene Lied des Robin Goodfellow bezeugt:

„*When larks 'gin sing
 Away we fling,
 And babes new born steal as we go,
 An elfe in bed
 We leave instead,
 And wend us laughing. Ho! Ho! Ho!*“⁶⁸

WECHSELBÄLGER BEI FEEN UND ALBEN

Die russische Volkskultur erzählt von den „*Mamune*“, „*Boginki*“ und „*Dschiwojone*“.⁶⁹ Sie gehören zu den auch in Polen bekannten „*Schönen Frauen*“ (*krasne kobjety*), die sich ans Bett der Wöchnerinnen schleichen und die neugeborenen Kinder mit Mißgeburten (also Wechselbälgern) vertauschen. Im deutschsprachigen Raum sind Wechselbälger ebenfalls kein Alleinstellungsmerkmal der Zwerge. Neben vereinzelt Berichten über Nachtalpe und Mahre⁷⁰ werden insbesondere weibliche Naturgeister des Kindstausches beschuldigt, darunter Nixen, Kinderschreckgestalten wie die Roggenmuhme und die Mittagsfrau (*Prezpoldnica*), die Fangen⁷¹ und andere Wilde Frauen:

„*Eine Frau hatte schon siebzehn Jahre ein unterschobenes Kind. Einmal kam ein Wanderer und gab ihr den Rat, was sie anstellen sollte, dass ihr die Divižena ihr Kind zurückgebe. Sie solle von der Hagebutte ein frisches Reis abschneiden, in der Mitte der Stube ein Feuer anmachen, rund herum Eierschalen mit Wasser aufstellen, durch ein Loch in der Thür*

dann beobachten, was geschehen werde. Das Kind werde aus der Wiege heraussteigen und zum Fenster gehen. Dann soll sie nicht zaudern, sondern es mit dem Reis schlagen, bis Blut aus ihm fließt. Dann wird das Weib kommen und ihr ihr Kind bringen.“⁷²

Erstaunlich ist die gesamte Ähnlichkeit des Erzählmotivs einschließlich der Eierschalen als Gegenmittel (siehe z. B. das bereits zuvor auf Seite 485 erwähnte Grimm'sche Wichtelmänner-Märchen sowie auch die Schilderung im bretonischen Gedicht „Der Wechselbalg“ auf Seite 233). Tatsächlich gibt es sogar einige Wechselbalgsagen, die abgesehen von den jeweiligen kindstauschenden Wesen fast wortwörtlich identisch sind. Zwerge und weibliche Naturgeister zeigen in dieser Hinsicht eine frappierende und unverständliche Merkmalsüberlappung.

Könnte es sein, dass dieses für Zwerge merkwürdig erscheinende Verhalten erst sekundär auf sie übertragen wurde? Einige Möglichkeiten zur Merkmalsvermischung durch mißverständliche Kategorisierungen wurden bereits angedeutet: gleichlautende Namen für Feen und Zwerge, die Überkategorie der Alben/Elben, die sowohl Feen als auch Zwerge umfassen konnte, sowie die noch stärker verallgemeinernde christliche Diabolisierung von Naturgeistern. Tatsächlich ist das Wechselbalg-Motiv in den Hexentraktaten ausgiebig thematisiert worden, da in diesem Zusammenhang die Möglichkeiten erörtert wurde, ob und wie Dämonen mit Menschenfrauen Kinder zeugen konnten. Im bereits erwähnten Hexenhammer macht der Dominikaner Heinrich Kramer beispielsweise nicht näher bezeichnete Dämonen für den Kindsraub verantwortlich. So würden angeblich...

„...bisweilen den Frauen die eigenen Söhne und Kinder weggezogen und fremde von den Dämonen untergeschoben werden; und diese Kinder werden gewöhnlich als campsores, zu Deutsch Wechselkinder, bezeichnet und sind dreifach verschieden.“⁷³

Kramer zufolge sind die drei unterschiedlichen Wechselbalg-Typen i) immerzu hungrige schreiende Wesen, die ihre Ammen geradezu auszehren, ii) Kinder von dämonischen Inkubi mittels eines Samenraubs von Menschenmännern, und iii) Dämonen selbst, in Kindsgestalt, die sich zuweilen auch mit den Ammen verbünden können. Die etwas seltsam anmutende Kategorisierung verschiedener Wechselbalg-Typen erklärt sich aus einer christlichen Deutungsproblematik. Der Teufel und seine Dämonen galten als nicht zeugungsfähig; Wechselbälger mussten also mühsam mit Samenraub oder durch Dämonen in Kindsgestalt erklärt werden. Von dieser Komplikation abgesehen wird die Natur der Kindstauscher im Hexehammer verschleiert und Interpretationen der Weg geöffnet.

Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Kindstausch-Episode bei Johannes Prätorius, die eine Zwischenform darstellt. Wir haben das Grundgerüst der Geschichte bereits zuvor von Paul Friese kennengelernt (siehe den Abschnitt „Wechselbälger“ ab Seite 126), der 1583 in Breslau den Teufel selbst als Kindstauscher nannte. Hier spielt die Sage in Saalfeld im Jahr 1662. Wieder zwingt ein Edelmann eine frisch entbundene Frau zur Feldarbeit, und wieder legt diese ihr Kind kurz ab:

„Und über eine weile sol der gegenwertige Edelmann ein Erdweib mit einem andern Kinde haben kommen gesehen / daß sie mit dem dargelegten Bäuerlichen Kinde vertauschet habe / und drauff weggegangen seyn.“⁷⁴

Wiedergebracht wird das neugeborene Menschenkind aber von einem weiblichen Naturdämon:

„da sol die Nickartin oder Roggen-Mutter gekommen seyn / ihr voriges weinendes Kind zu ihr genommen / und das gestolen an vorigen Ort wieder gebracht haben.“

Nehmen wir als Arbeitshypothese an, dass es irgendwann im Verlauf des Mittelalters zu einer Übertragung des Kindstausch-Motivs von bestimmten Feen auf Zwerge gekommen ist. Nehmen wir weiter an, dass es sich bei diesen Feen um jenen Typus gehandelt hat, der als Herrscherin über ein Gefolge von Feen oder Zwergen in verschiedenen Sagen Europas überliefert ist und für die wir hier Frau Holle als vergleichsweise späte Entwicklungsstufe vorgestellt haben. Dann würde das seltsame Verhalten von Zwergen, die ihre eigenen Artgenossen gegen Menschenkinder tauschen, in ein viel plausibleres Szenario gewandelt: In der ursprünglichen Form der Legende war es eine Feenkönigin, die Menschenkinder gegen Angehörige ihres Gefolges aus Zwergen tauschte. Als sich die Zwerge im Lauf der Zeit zu prominenten mythologischen Figuren entwickelten, ging das Merkmal des Kindstauschs auf sie über. Aus der Zwergenkönigin wurden später solitäre weibliche Schreckgestalten wie die Mittagsfrau oder die Roggenmutter abgeleitet, die ihrerseits ebenfalls das Wechselbalgmotiv mit sich trugen und für die weitere Verbreitung in den Volkssagen sorgten. Diese Vermutung ist auch keineswegs neu. Claude Lecouteux hat bereits 1988 auf die Verwechslung zwischen Feen und Zwergen und die Übertragung des Wechselbalgmotivs hingewiesen.⁷⁵

Die Angst vor einem Kindesraub durch böse Mächte kann vermutlich zu den sogenannten Urängsten der menschlichen Gesellschaft gezählt werden (ohne dass hier eine nähere begriffliche oder zeitliche Definition gegeben werden soll). Für die Verbindung des Wechselbalg-Motivs mit den romanischen und germanischen Feen muß man wohl jenen Zeitraum in Betracht ziehen, in dem diese Frauenfiguren von Schutz- und Erntegeistern zu bösen Dämonen transformiert wurden. Diese Entwicklung setzt vermutlich im 10. Jahrhundert ein und erreicht mit der Übertragung der

dämonischen Eigenschaften auf menschliche Hexen im 13. Jahrhundert einen Wendepunkt, ab dem Ketzerei und Hexerei gleichgesetzt werden. Die Feen bekamen Züge der aus der Antike überlieferten weiblichen Dämonen angedichtet, wobei die Lamien möglicherweise den stärksten Einfluss hatten.

Die griechische Mythologie kennt die Lamia (gr. „die Gefräßige“) als Tochter des Sonnengottes Belus. Zeus verliebte sich in sie und zeugte mit ihr einen Sohn, der jedoch von Hera aus Eifersucht umgebracht wurde. Lamia verwandelte sich daraufhin in ein Ungeheuer, das fortan anderen Frauen die Kinder stahl und diese dann zerstückelte und frass. Eine beiläufige Erwähnung⁷⁶ in den Satieren des Horaz (1. Jahrhundert v. Chr.) zeigt, dass die Lamia zu seiner Zeit als literarische Schreckgestalt verbreitet war. Sie gilt als die Stammutter der Lamien – todbringende dämonische Wesen, die in der neuzeitlichen Rezeption oft mit Zügen von Vampiren und Wiedergängern ausgestattet werden. Auf die Ähnlichkeit der Lamia zur alttestamentarischen kindermordenden Lilith-Figur wurde bereits zuvor hingewiesen (siehe Seite 285f im Abschnitt „Christliche Magie“).

Jacob Grimm hat in der „Deutschen Mythologie“ eine Reihe von Textbelegen zusammengestellt, die illustrieren, wie im Mittelalter eine Transformation von Lamien zu Wasser- und Waldfrauen erfolgte [S. 403-405]. In verschiedenen altdeutschen Glossen wurde *lamia* mit Wilden Frauen („*wildaz wip*“) oder Holzfrauen („*holzfrowe, holzrûna*“) übersetzt. Die terminologische Ähnlichkeit zu den Holzweibchen, deren Anführerin Frau Holle ja sein soll, ist hier schon offensichtlich. In der Wolfdietrich-Sage tritt die Waldfrau als das „rauhe Weib“ oder auch „rauhe Else“ auf, die den Helden zum Mann begehrt. Sie ist die Königin eines fernen Reiches und Gebieterin über Naturgeister des Wassers und des Landes, darunter die Schrawazen:

*„Dir wollt' ich die Schrawazen zu eigen alle geben
Und alle Meereswunder; wer möchte schöner leben?“⁷⁷*

Mit den Schrawazen sind natürlich die Schrate (Schranzen) gemeint, wobei der Gesamtzusammenhang nahelegt, dass die Bezeichnung an dieser Stelle im allgemeineren Sinne von Zwergen verwendet wurde. Das ursprünglich von den Lamien stammende Motiv von Kindräuberinnen und -mörderinnen hat sich vermutlich im Volksglauben erhalten und ist auf die Feen und Alben übergegangen, wo es zum Wechselbalg-Motiv abgeschwächt wurde.

EINE BERGGÖTTIN MIT DIENSTBAREN GEISTERN

Welche Vorläuferfigur könnte der Fee mit einem Zwergengefolge zugrunde liegen? Auf der Suche nach einem entsprechenden Narrativ wird man in der Mythologie der griechischen Antike schnell fündig. Strabon berichtet in der *Geographika* von einem Kult um die Große Göttin oder große Muttergöttin („μητρὸς τῶν θεῶν“) in Phrygien sowie im trojanischen Ida-Gebirge („Ἰδην τὴν Τρωικὴν τόποις“)⁷⁸, das nordwestlich vom damaligen Phrygien im benachbarten Mysien lag. Der Göttin waren Satyr-artige Diener unterstellt, die Kureten genannt wurden:

„Die Berecynten aber, ein phrygischer Volksstamm, und überhaupt die Phrygier. Sowie unter den Trojanern die um den Ida her Wohnenden verehren gleichfalls die Rhea, feiern ihr Orgien, und nennen sie die Göttermutter Agdistis, und die Phrygische Große Göttin, nach gewissen Orten aber Idäa, Dindymene, Sipylene, Pessinuntis, Kybele [gr. Κυβέλην]. Die Hellenen nennen zwar die Diener derselben gleichnamig Kureten, jedoch nicht nach derselben Fabeldichtung, sondern als andere, gleichsam als eine Art dienstleistender Dämonen, den Satyrn ähnlich. Ebendieselben nennen sie auch Korybanten.“⁷⁹

Kybele (gr. *Κυβέλη*/Kybele), im angelsächsischen Sprachraum meist *Cybele* genannt⁸⁰, ist vermutlich aus einer Neo-Hethitischen Gottheit namens Kubaba hervorgegangen, die in einer Reihe von Reliefdarstellungen erhalten ist.⁸¹

VON KUBABA ZU KYBELE

Hauptort des Kubaba Kultes war vermutlich Karkemisch (*Karkemiš*, das assyrische *Hatti*), eine Stadt an der heutigen türkisch-syrischen Grenze, die den Untergang des hethitischen Großreiches überlebte und als Kleinkönigtum weiterexistierte, bis es im 8. Jahrhundert an Assyrien fiel. Verschiedentlich ist ver-

sucht worden, den Kubaba-Kult auf noch frühere Verehrungen einer Muttergöttin zurückzuführen. Ob etwa die in der jungsteinzeitlichen Siedlung *Çatalhöyük* ausgegrabene Skulptur einer auf einem Löwenthron sitzenden und offenbar gebärenden Frau eine Darstellung der Großen Göttin ist, wird kontrovers diskutiert. Verschiedentlich wird versucht, die in vielen Kulturen vorhandene Muttergöttinnenkulte auf einen gemeinsamen Ursprungsmythos zurückzuführen. Die ikonographische Übereinstimmung ist in der Tat verblüffend. Der deutsche Philologe Walter Burkert schrieb dazu:

„Der Kult der Großen Mutter, Meter, gibt insofern ein komplexes Bild ab, als hier die indigene, minoisch-mykenische Tradition mit einem Kult verflochten ist, der aus dem kleinasiatischen Königreich Phrygien übernommen wurde.“⁸²

Leider ist die Debatte mit einer gewissen Polemik beladen, da sowohl religiöse Befindlichkeiten tangiert werden (die personifizierte „Urmutter Erde“) als auch teilweise aus einer feministisch orientierten Forschungssicht argumentiert wird, in der (bisweilen etwas dogmatisch und wissenschaftlich schwach belegt) die Existenz einer matriarchalisch organisierten jungsteinzeitlichen Gesellschaft postuliert wird. Eine sprachliche Verbindung zwischen der neo-hethitischen Kubaba mit Kybele scheint nahe zu liegen, ist aber unter Linguisten umstritten. Der Löwenthron jedenfalls schafft ein verbindendes Element zwischen Darstellungen aus *Çatalhöyük* und *Karkemiš* sowie zahlreichen späteren griechisch-römischen Kybele/Rhea-Darstellungen, auf denen sie auf einem solchen Thron sitzend, oder zumindest neben Löwen stehend gezeigt wird. Manchmal wird sie auch auf einem von zwei oder vier Löwen gezogenen Wagen fahrend dargestellt. Möglicherweise besteht hier sogar eine lose Verbindung zur Wagenfahrt der Frau Holle.

Am Ende der Bronzezeit breitete sich der Kybele-Kult von Phrygien zunehmend nach Westen aus. Im 5. Jahrhundert v. Chr. erwähnt Herodot ein Heiligtum der „Kybebe“ in Sardis, einer Stadt im damaligen Lydien (westlich benachbart zu Phrygien). Die Lyder selbst nannten die Göttin wohl „Kuvavs“ oder „Kuvavas“.⁸³ Herodot berichtet von sogenannten „samothrakischen Riten“, die von einer angeblichen griechischen Urbevölkerung, den Pelasgern, eingeführt und nachfolgend auf Samothraki, einer Insel in der nordöstlichen Ägäis, etabliert worden seien.⁸⁴ Heute wird der samothrakische Mysterienkult oft als „Kult der großen Götter“ bezeichnet. Dies ist wohl dem Umstand zu verdanken, dass an der Ausgrabungsstätte eines Heiligtums aus dem 7. Jahrhundert bei Paleópolis eine Inschrift „Große Götter“ (gr. *Μεγάλοι Θεοί, Megáli Theí*) gefunden wurden. Vermutlich war es eine Variation des Kybele-Kultes, der orgiastisch-ekstatische Elemente wie Tanz und Musik umfasste. Strabon konnte sich allerdings einen Kulturtransfer von den Barbaren zu den Griechen nicht vorstellen und kam zu dem Schluss, dass die Anbetung der Götter immer bestimmte Standardelemente voraussetzt (er nennt u.a. tranceartige Bewusstseinszustände und ekstatische Tänze) und es damit notwendigerweise zu Übereinstimmungen bei den rituellen Handlungen kommen musste.

KURETEN FÜR DIE KÖNIGIN

Ein wesentliches Element des Kybele-Kultes, von den phrygischen, mysisch-trojanischen, lydischen bis hin zu den späteren griechischen Varianten, sind die Helferfiguren. Strabon charakterisierte sie als Diener der Muttergöttin („μητρὸς τῶν θεῶν“) und nannte sie Kureten (gr. *κουρητες, kouretes*; lat. *curetes*). Die Namensgebung ist aber alles andere als einheitlich, wie wir gleich

noch sehen werden. Bei den samothrakischen Riten waren die Helfer Dämonen; von Herodot Kabiren (gr. *κάβειροι*, *kabeiroi*), von Diodor und anderen Korybanten (gr. *κορυβαντες*, *korybantēs*) genannt. Diese sollen in einer Rüstung und mit Speer und Schild bewaffnet orgiastische (sog. korybantische) Tänze aufgeführt haben. An einem der wichtigsten Orte des Kybele-Kultes im trojanischen Ida Gebirge wurden die Diener der Kybele meist als „Daktylen“ (gr. *δάκτυλοι*, *Daktyloi* = Finger) bzw. genauer als „idäische Daktylen“ bezeichnet.

Der mythologische Hintergrund der Bezeichnung Daktylen ist unklar. Die antiken Autoren bieten uns einen bunten Strauß von Hypothesen an. Der Name sei entweder durch ihre Anzahl der Individuen (meist werden fünf oder zehn genannt) bedingt, oder sie würden Kybele bedienen gleichsam wie die Finger die Hand bedienen. Oder es seien in Wirklichkeit Zehen gemeint (im griechischen ebenfalls *dáktylos*) und die Benennung sei erfolgt, weil die Daktylen eben am Fuß des Berges Ida leben. Jacob Grimm führt sie unter den Zwergen auf.⁸⁵ Er scheint ihren Namen als Hinweis auf ihre Körpergröße zu interpretieren; vermutlich sind ihm dabei die Fingerlinge der preußischen Sagenwelt in den Sinn gekommen. Aber auch andere Eigenschaften der Daktylen erinnern an Zwerge. So wurden ihnen beispielsweise allerlei magische Fähigkeiten zugeschrieben. Sie sollen die Erfinder der Metallgewinnung und -bearbeitung sein. Namentlich genannt wird das Trio Damnameneus, Akmon und Kelmis (auch Skelmis). Die Namen werden zumeist als Hammer, Amboss und Esse bzw. Schmelztiegel übersetzt.

In griechisch-römischer Zeit verschmolz Kybele zunehmend mit anderen Muttergottheiten wie Rhea, Gaia und Demeter. Im Jahr 205 v. Chr. überführten die Römer eine silberne Statue mit schwarzem Gesicht (es wird vermutet, dass ein Meteorit eingear-

beitet war) aus dem Kybele-Heiligtum im phrygischen Pessinus nach Rom. Aus Kybele wurde die „Große Mutter vom Berg Ida“ (*Mater Deum Magna Ideae*). Ihr zu Ehren wurden in der Folge jedes Jahr vom 4. bis 11. April die *Ludi Megalenses* (auch Spiele der *Magna Mater* genannt) abgehalten. Mit der großen Mutter wanderten auch ihre untergeordneten Dämonen nach Westen. Dieser Umzug führte auch zu einer Relokation des Ortsnamens vom anatolischen Ida-Gebirge auf den gleichnamigen Gebirgszug auf Kreta. So kam es, dass die Insel Kreta zur neuen Heimat von Kybele und ihrer Dienerschaft wurde.

Die Namensrelokation war im Übrigen schon im antiken Griechenland bekannt und wurde u.a. von Diodor erwähnt. Trotzdem sorgte die Umsetzung der Göttin und ihrer Diener für beträchtliche Verwirrung, da nun in der Literatur statt der unpräzise gewordenen Bezeichnung „idäisch“ zunehmend von trojanischen, phrygischen, und kretischen Daktylen die Rede war. Auch die Helferfiguren der verschiedenen Kultvarianten wurden durcheinandergeworfen und verwechselt. Zu den kretischen Daktylen gesellten sich in der hellenistischen Geschichtsschreibung Kabiren, Korybanten, Kureten und sogar Telchinen, die eigentlich aus einem ganz anderen Zusammenhang stammen. Schon Strabon äußerte seinen Unmut über dieses mythologische Durcheinander. Seiner Meinung nach waren die Kureten und Korybanten Abkömmlinge der Daktylen, wobei die kretischen Telchinen identisch mit Kureten und die Kabiren identisch mit Korybanten seien. Noch Fragen, liebe Leser?

TELCHINEN

Telchinen werden hin und wieder auch als „Kobolde der griechischen Mythologie“ bezeichnet. Sie sind ambivalente Naturgeister

und werden manchmal als Kinder der Erdmutter Gaia bezeichnet. In anderen Darstellungen sind sie Abkömmlinge der Thalassa (eine Verkörperung des Meeres) und damit Wasserdämonen. Der große byzantinische Gelehrte Eustathios von Thessalonike beschreibt sie als Wasserwesen ohne Beine und mit Schwimmhäuten an den Händen. Drei Orte werden als Heimat der Telchinen genannt und sollen in früherer Zeit auch nach ihnen geheißen haben: Rhodos (Telchinis), Kreta (Telchinia) und der antike Stadtstaat Sikyon auf dem Peloponnes (Telchinia). Außerdem werden noch die Inseln Kea (altgriechisch Keos) und Zypern (griechisch Kypros) als Aufenthaltsorte genannt. Geht man nach der reinen Anzahl der Berichte, so ist wohl Rhodos als Urheimat der Telchinen zu betrachten. Sie, oder zumindest einige von ihnen (Strabon spricht von nur neun Telchinen), sollen Rhodos wegen einer herannahenden Flut (nach Diodor die sagenhafte Deukalionische Flut) verlassen und sich auf Kreta angesiedelt haben. Als Zwischenstation dieser Flucht wird manchmal Zypern genannt. Auf Kreta werden die Telchinen auch Kureten genannt, wobei kretische Kureten mit kretischen Daktylen überlappen.⁸⁶ Dies ist wohl der Grund, warum die Telchinen in das Umfeld des Kybele-Kults gelangten.

KABIREN UND KORYBANTEN

Der Vater der griechischen Kabiren (*κάβειροι*, *kabeiroi*), so vermelden es zumindest einige mythologische Überlieferungen, sei Hephaistos gewesen. Dieser fertigte in seiner unterirdischen Schmiede mächtige Waffen und kostbaren Schmuck für die Götter. Der griechische Historiker Herodot berichtete im 5. Jahrhundert v. Chr., dass der persische König Kambyzes (gemeint ist Kambyzes II., ca. 558 - 522 v. Chr.) nach der Eroberung der Stadt

Memphis dort den Tempel des „Hephaistos“ und den Tempel der Kabiren“ aufsuchte. Die Figur im Hephaistos-Tempel vergleicht Herodot mit sogenannten „Pataikos“-Figuren (Παταϊκοίσι), die er als Verzierungen an den Riemen von phönizischen Trimeren kennt. Tatsächlich gibt es Hinweise auf die Existenz einer phönizischen Schutzgottheit der Seefahrer namens Pataikos, der auch in Ägypten zur Zeit des Alten Reichs (ca. 2686-2160 v. Chr.) populär war und üblicherweise als Zwerg abgebildet wurde.

Aufgrund der sprachlichen Verwandtschaft wird angenommen, dass der von Herodot erwähnte Hephaistos-Tempel ein Heiligtum für den ägyptischen Gott Ptah gewesen sein muss. Ptah war ein bedeutender Schöpfergott, dessen Kultzentrum in Memphis lag. Üblicherweise wird er als menschliche Mumie dargestellt, die ein Zepter hält. Auf einigen Zwergdarstellungen aus dem alten Reich wurde die Beschriftungen Ptah (oder Ptah-Sokar) gefunden, so dass Ptah wohl zumindest gelegentlich auch in einer zwergartigen Manifestationsform gedacht wurde.

Nackte Zwergwesen, die keine Fratzen und tierische Merkmale aufweisen und somit nicht Bes (eine weiterer zwerggestaltiger ägyptischer Gott) darstellen, werden in der ägyptischen Archäologie zumeist als Pataikos (deutsch: Patäke) bezeichnet. In dem zweiten Tempel, der von Herodot als „Tempel der Kabiren“ bezeichnet wird, standen Götterbilder, die „dem des Hephaistos gleich kamen und als dessen Kinder galten“⁸⁷. Welches ägyptische Heiligtum sich hinter dem Kabirentempel



Abb. 35: Kabeiros mit Trinkhorn und Hammer. Rückseite einer Bronzemünze aus Thessaloniki, 1. Jahrhundert

Herodots verbirgt, ist umstritten.

Der Passus „dem des Hephaistos gleich“ könnte darauf hindeuten, dass auch die Götterfiguren dieses Tempels Zwerggestalt hatten. Herodot erwähnt die Kabiren an anderer Stelle im Zusammenhang mit den orgiastischen samothrakischen Riten. Die Bezeichnung war ursprünglich gar kein Eigenname, sondern leitet sich von phönizisch „*kabirim*“ („groß, die großen“) ab und wurde zunächst wohl im Sinne von „die großen Götter von Samothrake“ verwendet. Im Lauf der Zeit ging der Beiname als Eigenname in den Sprachgebrauch über. Von den meisten Autoren wurden die samothrakischen Tänzer als Korybanten bezeichnet. Möglicherweise war das auch die präzisere Ansprache; dies ist in dem hier erörterten Zusammenhang aber auch belanglos. Die samothrakischen Riten beinhalteten einen ausgeprägten Phalluskult und sollen Herodot zufolge die Grundlage für spätere griechische ithyphallische Darstellungen des Gottes Hermes gewesen sein. Zusammengenommen könnte man also vermuten, dass im ägyptischen Kabirentempel ithyphallische Zwergenfiguren gestanden haben. Möglicherweise bietet diese Interpretation sogar eine Erklärung für die von Herodot überlieferte Zerstörung dieser Figuren durch den König Kambyse – zumindest dann, wenn dieser die Darstellungen als moralisch anstößig empfunden hätte.

DIONYSISCHE KOBALLEN

Laut Clemens von Alexandria waren die Kabiren Begleiter des Zagreus, einem Sohn von Zeus, der noch als Kind von den Titanen erschlagen wurde.⁸⁸ In einer Version der Zagreussage, die Nonnos von Panopolis in seiner *Dionysika* wiedergibt, verwandelt sich der wiederauferstandene Zagreus zum Gott Dionysos. Der italienische Gelehrte Natale Conti, besser bekannt unter der latinisierten Na-

mensform *Natalis Comes*, veröffentlichte 1551 die „*Mythologiae, sive explicationis fabularum libri decem*“, die lange Zeit das maßgebliche Übersichtswerke zur griechischen Mythologie war. Im Kapitel über den Gott Bacchus, wie Dionysos von den Römern genannt wurde, nennt er als dessen Begleiter Wesen namens „Kobali“. Zusammen mit Faunen, Satyrn oder Silenen sollen sie den lärmenden Bacchuszug bilden.⁸⁹ Auch Kureten und Korybanten finden sich im Umfeld der Satyrn und Silenen. Silenos, ein Satyr, war angeblich der Lehrer des Dionysos (s. auch den Abschnitt „Griechisch-römische Sinnesfreuden“, Seite 166). Er wird auf verschiedene Weise mit einem Kureten namens Pyrrhichius in Verbindung gebracht. Einigen Interpretationen zufolge sollen Silenos und Pyrrhichius sogar synonym zu lesen sein. Nonnos bezeichnet Pyrrhichius als Anführer der Korybanten oder Kureten.

Die durch die Zagreussage angedeutete Verbindung zwischen Kabiren und Kobali erscheint zunächst etwas vage. Nach Meinung des Sprachwissenschaftlers und Sanskrit Experten Edward W. Hopkins sind „*Kabeiroi*“ und „*Kobaloi*“ aus sprachwissenschaftlich jedoch eng verwandt: Beide Bezeichnungen würden dasselbe meinen, es handele sich lediglich um Schreibvarianten - wobei *kobalos* soll über *kobeiros* aus *kabeiros* entstanden sei.⁹⁰ Ausgangspunkt dieser Argumentation ist ein Gott der vedischen Mythologie namens Kubera (Sanskrit कुबेर). In seiner späten Ausformung ist Kubera der Gott des Reichtums (bzw. eigentlich wohl des Goldes). Seine Ursprünge liegen nach Hopkins aber in einem kleinen Dämon Kabairas oder Kuberas, dessen Etymologie eng mit „in etwas [z. B. Höhle, Wald] verstecken“ verwandt ist. Aus dem indischen Dämon *Kabairas* könnten sich im Lauf der Zeit *Kabeiroi* und dann *Kobaloi* entwickelt haben.

Natalis Comes beschreibt die *Kobali* als böse und trügerische Dämonen („*malefici et dolosi daemones*“).⁹¹ Als Belege dafür werden

von ihm und von vielen anderen Autoren die Komödie „Der Reichtum“ (*Πλοῦτος* / *Ploutos*) des berühmten griechischen Komödiendichters Aristophanes (5. / 4. Jahrhundert v. Chr.) und das nur fragmentarisch erhaltene Kompendium *Atthis* des griechischen Geschichtsschreibers Philochorus (3. Jahrhundert v. Chr.) angeführt.⁹² Tanzende, musizierende oder zumindest lärmende Begleiter des Dionysus/Bacchus namens *κόβαλος* findet man auch bei Ovid (1. Jahrhundert) sowie in dem Lexikon des Valerius Harpokration⁹³ (vermutlich aus dem 2. Jahrhundert). Und so verwundert es nicht, dass Veronique Dasen im Rahmen von Untersuchungen zu Zwergdarstellungen in der hellenistischen Periode feststellt, dass eine Verbindung von Zwergen zu dionysischen Riten und insbesondere zu den Satyrn besonders auffällig ist.⁹⁴

Aristophanes verwendete den Begriff „kobaloi“ als Spott- bzw. Schimpfwort. In „Der Reichtum“ sagt der Chorführer zum Sklaven Karion: „Bersten sollst du, Galgenstrick, du eingefleischter Kobold“ („...φύσει κόβαλος“). Und in der Komödie „Die Ritter“ (*Ἱππεῖς* / *Hippeîs*) lässt Aristophanes einen Wursthändler sagen:

„ἄγε δὴ Σκίταλοι καὶ Φένακες, ἦν δ' ἐγώ,
βερέσχεθί τε καὶ κόβαλοι καὶ μόθων“⁹⁵

„Auf ihr Kobold', Alraunen und Alfanzen,
Asmodi, Plump und Puck, Spuckgeister ihr“

Wiedergegeben ist hier die deutsche Übersetzung nach Ludwig Seeger von 1845.⁹⁶ Diese ist hinsichtlich der anderen genannten Spott- (oder Geister-?) Namen durchaus bemerkenswert, da sie ein generelles Problem zutage treten lässt. Welche Wesen in einem antiken Text tatsächlich gemeint waren und welche Bedeutungen mitschwingen sollten (zudem bei einem scharfzüngigen Wortkünstler wie Aristophanes!), ist möglicherweise schwer zu rekonstruieren. So stellt die Bezeichnung „βερέσχεθί“ (beresche-

toi) eine wohl spöttisch gemeinte Neuschöpfung von Aristophanes dar, ohne dass wir heute ganz genau sagen könnten, was er damit ausdrücken wollte.⁹⁷ Weiterhin kommen Unsicherheiten bei der Übertragung des geschriebenen Ursprungstextes dazu: Seeger liest offenbar *μώριος* statt *μόθων* und erhält so die mythische Alraune. Ein paar weitere Beispiele sollen dazu dienen, den möglichen Interpretationsspielraum bei der inhaltlichen Übertragung anzudeuten. 1852 liefert der Reutlinger Lehrer Carl Friedrich Schnitzer folgende sehr lebhaftete Übersetzung:

*„Auf denn, Galgenvögel! Kniff und Pfiff!
Auf ihr Beresches! auf Kobold' und Huckepack!“*⁹⁸

Völlig ohne Kobolde kommt dagegen der Leipziger Sprachforscher Ignaz Emanuel Wessely in seiner Fassung von 1865 aus:

*„Auf ihr Genien, Fickfackerei und Prellerei und Tölpelei,
Spuckgeister ihr, und Genius frecher Slaven du!“*⁹⁹

Und der englische Aristophanes-Experte Benjamin Bickley Rogers übersetzte 1924 etwas nüchterner:

*„Ye Gods of knavery, Skitals, and Phenaces,
And ye Beresceths, Cobals, Mothon“*¹⁰⁰

Abgesehen von der unübersehbaren Vielfalt der Möglichkeiten, bestimmte Geister aus einem Text „herauszulesen“, bleibt festzuhalten, dass Aristophanes' *kobalos* kein besonders schmeichelhaftes Attribut darstellt und auf den Kobold heutiger Lesart durchaus passen könnte. Insofern kann vermutet werden, dass die zeitgenössische Rezeption der dionysischen Kobalen die einer Meute von Gauklern, Tricksern und Trunkenbolden war – vielleicht am ehesten vergleichbar mit der heutigen Wahrnehmung einer lärmenden Herrentagsgesellschaft, die alkoholbeduselt mit einem Bollerwagen durch die Gegend zieht. Lassen wir den etymologischen Diskurs um die Entstehung der Bezeichnung Kobold (siehe

Seite 137) einmal beiseite, muss man daher konstatieren, dass die narrativen Elemente zwischen dem griechischen Kobalos und dem deutschen Kobold in seiner Manifestation als trickreicher Schalk verblüffend gut übereinstimmen. In diese Motivik passen auch der französische Gobelin (siehe Seite 238) und der englische Goblin/Puck (siehe Seite 241).

In seiner Funktion als friedlicher Hausgeist, die wir im Abschnitt „Der vorneuzeitliche Kobold“ ab Seite 137 bereits ausführlich behandelt haben, schlägt der Kobold mehr nach dem römischen Lar bzw. den Penaten. Dies muss jedoch kein Widerspruch sein, denn als Sammelbezeichnung steht Kobold für eine Gruppe von Geistern, die vermutlich aus einer Fusion des Kobalos-Typus mit dem Penaten-Typus entstanden sind und zudem einem Merkmalsaustausch mit verschiedenen Erd- und Bergwerksgeistern unterworfen waren. Solche Wesensvermischungen lassen sich im oben beschriebenen Fall der Daktylen, Kureten, Korybanten, Kobalen etc. vom bronzzeitlichen Vorderasien über das hellenistische Griechenland bis ins römische Kaiserreich verfolgen. Merkmale dieser mythologischen Figuren lassen sich nicht nur bei den Kobolden wiederfinden. Die Gewinnung und die kunstvolle Verarbeitung von Metallen, die etwa den Daktylen zugeschrieben wurde, sind geradezu prototypische „mythologische“ Fähigkeiten. Es bedarf keiner allzu großen gedanklichen Anstrengung, um hier Parallelen zu den Zwergen der nordischen Mythologie zu erkennen, die als legendäre Kunstschmiede geschildert werden. Und auch die Erdmännchen der mitteldeutschen Volkssagen hatten wir bereits als fähige Bearbeiter von Gebrauchsgegenständen aus Metall kennengelernt.

ANMERKUNGEN UND REFERENZEN FÜR DAS KAPITEL 9

-
- 1 Wie Frau Wode als Frau des Woden, ist Frau Gode nach G(u)odan (langobardisch für Wodan) gebildet. Bethmann, L. (1878): S. 52–53
 - 2 Motz, L. (1984)
 - 3 Schönwerth, F. (1857-1859): Bd. 2, S. 367-368
 - 4 Schmidt, J. (1827): S. 141
 - 5 Schönwerth, F. (1857-1859): S. 377-379.
 - 6 Köhler, JAE. (1886): Nr. 187, S.149
 - 7 Bechstein, L. (1853): Nr. 178, S. 162
 - 8 Jacob Grimm vermutete einen direkten Bezug zu Wodan über eine sprachliche Herleitung: Ruprecht käme von ahd. *hruodperaht* („Ruhmglänzender“). Weil diese etymologische Erklärung wenig plausibel erschien, wurde die Verbindung Ruprecht/Wodan in neuerer Zeit bezweifelt. Jedoch gibt es weitere Belege. Der Name entstammt sehr wahrscheinlich der Perchtensymbolik (Ruprecht = rauher Percht) und verweist somit auf das Umfeld von Frau Holle bzw. Herr und Frau Wode. Der Nikolaus selbst erinnert als „Herr Winter“ noch ganz deutlich an eine gutmütige Variante des verummten Germanengotts, und in einer Quelle aus Mecklenburg wird Ruprecht sogar explizit als Wode identifiziert. In die gleiche Richtung verweisen Überlegungen zur Herkunft der Morolf-Figur bzw. des Namens Markolf, der als Begleiter des Christkinds in einem Rheinischen Wörterbuch genannt wird. Siehe dazu Wilhelm Kaspers, „Germanische Götternamen“. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, 83. Bd., H. 2 (1951), pp.79-91
 - 9 Schoener, AC. (1928): V. 31
 - 10 Grohmann, JV. (1863): S. 79
 - 11 Grimm, J. (1816): S. 7-8
 - 12 Bechstein, L. (1853): S. 468. ONLINE: <http://www.zeno.org/nid/20004540026>
 - 13 Beitzl, R. (2007): S. 16
 - 14 Vogt, F. (1894): S. 6
 - 15 Bächtold-Stäubli, H. (1927/1987): Bd. 1 (Hans Naumann: „Buschgroßmutter“)
 - 16 Grohmann, JV. (1863): S. 46
 - 17 v. Alpenburg, JN. (1861): S. 282

-
- 18 Börner, W. (1838): S. 113ff
- 19 Kuhn, A. (1848): S. 111
- 20 Keightley, T. (1828): S. 158
- 21 Prätorius, M. (1698/1871)
- 22 Alternativ wird erwogen, dass sich daß der Name Holunder (mhd. *holunder*, *holunter*) von ahd. *holatar* (= *holan tar*), der hohle Baum (ahd *tar*, germ. *þra* = Baum, Strauch) ableitet, da das Mark sich leicht entfernen lässt und die hohle Röhre z.B. als Flöte verwendet werden kann. Dagegen sprechen allerdings die vielfältigen mythologischen Querverbindungen des Holunders, so dass die Herleitung aus einer Totem-Planze (unter Verwendung des Suffix *tar*) mindestens ebenso wahrscheinlich ist. Verschiedentlich wird auch behauptet, dass *holan/holun* sowohl hohl als auch heilig bedeuten kann. Gute Belege dafür habe ich aber nicht finden können; möglicherweise liegt eine volksetymologische Verwechslung mit engl. *holy* vor, das sich jedoch vom protogermanischen **hailaz* herleitet.
- 23 Wolff, OLB. (1828): S. 173
- 24 Das englische „*elder*“ (Baum) ist übrigens nicht, wie oft behauptet, mit engl. *old* (alt) verwandt, sondern stammt von protoindoeuropäischen Wurzel **el-* in der Bedeutung von „rot, braun“. Andere daraus abgeleitete englische Wörter sind *elm* (Ulme), *alder* (Erle) und *elk* (Elch).
- 25 Berthold von Regensburg erwähnt in einer Predigt wider den Glauben an die Nachtgeister neben anderen Wesen nebeneinander *hulde* und *unhulde*: „*Secundum, quod de nocte vadunt et hujusmodi, non debes aliquo modo credere nec hulden nec unhulden, nec pilwiz, nahtvaren, nahtvrouwen, maren, truten, vel quo vadant super hoc vel hoc. Totum sunt demones.*“ Er schließt mit der Formel: Alle (diese) sind Dämonen. Schönbach, Anton. Studien zur Geschichte des altdeutschen Predigt 2. Wien, 1900
- 26 Patrologia Latina. Burchardus Wormaciensis – Libri decretorum. Lib XIX, Cap. 5, p. 0962a. ONLINE: <http://mlat.uzh.ch/MLS/>
- 27 Klapper, J. (1915): S. 36. Zitiert wird hier aus der Pergamenthandschrift der Königlichen und Universitätsbibliothek zu Breslau, Signatur I. Q. 160.
- 28 Geffcken, J. (1855): S. 129
- 29 Lecouteux, C. (1988): S. 95
- 30 Leek, T. (2008)

-
- 31 Martin Luther. Epistel-Auslegung, Basel, 1522. Günther, H. (1987): S. 388
 - 32 Timm, E. (2003): S. 317f
 - 33 Franck, J. (1901): S. 614
 - 34 Decem praecepta. Ominium Operum Martini Lutheri, Johannes Lufft, Wittenberg, 1550: Tom. 1, S. 4
 - 35 Gemeint ist „*Carbonem pro thesauro invenire*“, Phaedrus, Lib. V, fab. VI; verwandt dem deutschen Sprichwort: „Es ist nicht alles Gold was glänzt“
 - 36 Ordericus Vitalis (1840): Lib. VIII, Cap. XVII, S. 367-377. „*Haec sine dubio familia Herlechini est*“ („dies sind zweifellos die Leute des Herlechin“)
 - 37 Grimm, J. (1844): S. 231
 - 38 Timm, E. (2003): S. 191
 - 39 Grimm, J. (1844): S. 231
 - 40 Müller, WKH. (1844): S. 116
 - 41 Grimm, J. (1844): S. 403
 - 42 Publius Cornelius Tacitus, „*De origine et situ Germanorum liber*“. Kapitel XL. Anton Baumstark: Die Germania des Tacitus. Freiburg im Breisgau 1876, Kapitel 40, S. 36/37. ONLINE: https://de.wikisource.org/wiki/Seite:Tacitus_Germania_Baumstark_37.jpg
 - 43 Bekannt sind auch die Schreibweisen Necthum, Neithum, Herthum, Neherthum und Verthum
 - 44 Grimm, J. (1844): S. 246, 253; Börner, W. (1838): S. 173, 182
 - 45 Grimm, J. (1844): S. 254
 - 46 Bayerische Staatsbibliothek, CLM18013/14, Fol 392-394. Schmeller, JA. (1872): S. 271
 - 47 Snorra-Edda, *Gylfaginning*, Kap. 24 - *Frá Frey ok Freyju*: „*En er hon ferr, þá ekr hon köttum tveim ok sitr í reið*“ (Wenn sie ausfährt, dann treibt sie in Ihrem Wagen sitzend ihre Katzen an). ONLINE: <http://www.heimskringla.no/wiki/Gylfaginning>
 - 48 Potebnja, AA. (1865)
 - 49 Lecouteux, C. (1988)
 - 50 Schmitz, HJ. (1898): Bd. 2, S. 425

-
- 51 Im Handbuch des deutschen Aberglaubens wird „*rotte schuechel*“ = rote Schühlein gelesen Claude Lecouteux liest „*rotte schnechel*“ = rote Schnecken und macht ein Speiseopfer daraus. Nach meinem Dafürhalten sollte man bei den Schuhen bleiben, bis der Nachweis für Schnecken als Speiseopfer an Hausgeister erbracht wurde.
- 52 Lecouteux, C. (1988): Ref. 27; Martin von Amberg. Der Gewissenspiegel. In: Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (1958): Bd. 7, S. 29
- 53 Ebenda
- 54 Steinmeyer, E. (1882): Bd. 2, S. 304, Grimm, J. (1844): S. 259
- 55 Kauffmann, F. (1901): S. 253-254
- 56 Grimm, J. (1844): S. 260
- 57 Paton, LA. (1903)
- 58 Hull, E. (1898): S. 103f
- 59 Paton, LA. (1903): S. 159
- 60 Ebenda: S. 251, Fn. 2
- 61 Grimm, J. (1816): S. 10 („Frau Holla und der treue Eckart“)
- 62 Seelmann, W. (1880): S. 54
- 63 Mannhardt, W. (1874): Bd. 1, S. 66
- 64 Grimm, J. (1844): S. 437
- 65 Knoop, O. (1885): S. 138 („Der Wechselbalg“)
- 66 z.B. Wolff, O. L. B. (1828): S. 198 („Skotte im Feuer“), S. 211 („Der Wechselbalg“)
- 67 Scott, W. (1802): Vol II, S. 218
- 68 Croker, TC. (1826): Bd. 1, S. 65
- 69 Stern, B. (1907): S. 78
- 70 Bächtold-Stäubli, H. (1927/1987): S. 846 (Eintrag „Wechselbalg“)
- 71 Riesige weibliche Naturgeister. Mannhardt, W. (1874): Bd. 1, S. 108
- 72 Polívka, J. (1903): S. 152
- 73 Schmidt JWR. (1923): S. 188
- 74 Prätorius, J. (1666): S. 138
- 75 Lecouteux, C. (1988): S. 95
- 76 Horaz. Episteln. Lib, II, Ep. 3: 340: „*neu pransae lamiae vivum puerum extrahat alvo*“ (...aus dem Bauch der Lamia ein gefressener Knabe hervorgezogen)

- 77 Die Rauhe Else läuft Wolfdietrich auf allen Vieren im Wald entgegen. Nach der A-Fassung wird sie ausführlich als eine Meerfrau beschrieben. Sie gebietet in ihrer Burg über zahlreiche Zwerge und ist die Herrin über die Schrawazen. Holtzmann, A. (1865): LXVI, XCVI; von Kralik, R. (1900): Kap. 9. ONLINE: <https://gutenberg.spiegel.de/buch/die-amelungensage-10984/9>
- 78 Strabon, *Geographika* Lib. X, 3, 7
- 79 Ebenda. Lib. X, 3, 12. Übersetzung nach August Meineke, Strabonis *Geographica* (1877): Bd. 2, S. 131-132
- 80 Vermutlich war Kybele, ähnlich der Bezeichnung „Große Mutter“, nur ein Attributname. Ihr tatsächlicher Eigenname in Phrygien war wohl Angdistis. Auf einigen phrygischen Altären, etwa aus des Stadt Midas, finden sich Inschriften wie „Angdistis, die Mutter“ oder „Angdistis, die Göttermutter“. Die Problematik soll an dieser Stelle aber nicht vertieft werden; aus praktischen Gründen wird die bekanntere Benennung Kybele beibehalten.
- 81 Roller, LE. (1999): S. 44ff
- 82 “The cult of the Great Mother, Meter, presents a complex picture insofar as indigenous, Minoan-Mycenean tradition is here intertwined with a cult taken over directly from the Phrygian kingdom of Asia Minor “. Burkert, W. (1985): S. 177.
- 83 Munn, MH. (2006): S. 120
- 84 Herodot Lib II, 51. ONLINE: <http://perseus.uchicago.edu/perseus/cgi/citequery3.pl?dbname=GreekFeb2011&getid=0&query=Hdt.%202.51>
- 85 Grimm, J. (1844): S. 252. Auch C.G. Jung (1911): S. 167 nennt die Daktylen „Däumlinge“ und bezieht sich dazu auf ein Zitat von Plinius, das m. E. aber nur die Übersetzung als Daumen zu rechtfertigen vermag, keinesfalls aber die Interpretation im Sinne einer Größenangabe.
- 86 Die Kureten verbargen der Sage nach den neu geborenen Zeus vor seinem Vater Kronos (der aus Sorge um seinen Thron alle seine Kinder zu töten trachtete). Andere Versionen der Zeus-Legende nennen als Beschützer die kretischen Daktylen.
- 87 Im Originaltext (gr.): „καὶ ταῦτα ὅμοια τοῖσι τοῦ Ἡφαίστου τούτου δὲ σφέας παῖδας λέγουσι εἶνα“
- 88 Clemens Alexandrinus. *Cohortatio ad Gentes*. Ed. Potter (1715): P15. Im Originaltext: „*Sin placeat Corybantium quoque orgia occidissent, caput demortai purpura contectum et corona cinclum ad Olympi*“. An dieser Stelle spricht Clemens von Korybanten, etwas weiter im Text stellt

er klar, dass Korybanten mit Kabiren identisch sind. ONLINE:
[http://www.documentacatholicaomnia.eu/04z/z_0150-0207_Clemens_Alexandrinus_Cohortatio_ad_Gentes_\(MPG_008_0049_0246\)_GM.pdf.html](http://www.documentacatholicaomnia.eu/04z/z_0150-0207_Clemens_Alexandrinus_Cohortatio_ad_Gentes_(MPG_008_0049_0246)_GM.pdf.html)

- 89 Bacchus („der Lärmende“) stammt von dem alten griechischen Beinamen des Dionysos, Bakchos (Βάκχος). Insofern ist der Begriff „lärmender Bacchuszug“ eine Tautologie
- 90 Hopkins, EW. (1913)
- 91 Natalis Comitis, *Mythologiae* (1605): S. 485, 507, 1048
- 92 Schreibweise bei Philochorus: χόβαλον
- 93 Harpocratonis, *Lexicon in decem oratores Atticos* (1853)
- 94 Dasen, V. (1993): S. 173
- 95 „Die Ritter“. Aristophanes, ed. Dindorf (1835): 2, 634
- 96 Seeger, L. (1845)
- 97 Bastianini, G. (2006): Anm. Fr.7, Eq. 635
- 98 Schnitzer, CF. (1852)
- 99 Wessely, IE. (1865)
- 100 Rogers, BB. (1924)

ANHANG

Abbildungen.....	512
Register.....	515
Literatur	535

ABBILDUNGEN

- Abb. 1: Das Rumpelstilzchen schaut vorbei. Zeichnung von H. J. Ford. Quelle: Lang, A., „The Blue Fairy Book“, 1889 25
- Abb. 2: Das Hopfenhütel. Zeichnung von Theodor Hosemann. Quelle: Kletke, H., „Almanach deutscher Märchen“, 1840. S. 68..... 29
- Abb. 3: Ein kleines schwarzes Ding namens Tom Tit Tot. Illustration von John D. Batten. Aus: Jacobs, J., „English Fairy Tales“, 1890 30
- Abb. 4: Alberich setzt die Tarnkappe auf und lässt Mime zurück. Illustration von David Rackham, 1910. Bühnenbild zur Oper von Richard Wagner: Der Ring der Nibelungen/Das Rheingold..... 49
- Abb. 5: Ortnit trifft auf Alberich. Ausschnitt einer Illustration von Alexander Zick. Quelle: W. Wägner, M. W. MacDowall, W.S.W. Anson (ed), „Epics and Romances of the Middle Ages“, 2. Aufl., London, 1884. S. 55..... 52
- Abb. 6: Ruine der Burg Hardenstein. Illustration aus: Carl Schlickum, „Das malerische und romantische Westphalen“, 2. Aufl., 1872. S. 325..... 67
- Abb. 7: Der in der Nähe von Bad Grund gelegene Hübichstein. Stich von Ludwig Richter. Quelle: Wilhelm Blumenhagen, „Wanderungen durch den Harz“, Leipzig, C. A. Haendels Verlag; o.J., 3. Aufl., S. 183..... 69
- Abb. 8: Das Märchenmütterchen erzählt. Abbildung von Ludwig Richter, Quelle: Colshorn, C. and T. Colshorn, „Märchen und Sagen“, Carl Rümpler, Hannover, 1854. Titelbild..... 79
- Abb. 9: Kloster Heilige Linde im Kreis Rastenburg, Ostpreußen. Lithographie von Heinrich Wilhelm Teichgräber. Quelle: Borussia Museum für preussische Vaterlandskunde, Vol. II, 1839. S. 166..... 104
- Abb. 10: Elbinger Vokabular. Ausschnitt aus Fol. 169. Quelle: G. H. F. Nesselmann, Ein deutsch-preussisches Vocabularium aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts. Altpreußische Monatsschrift 5 (1868), S. 465-520..... 107
- Abb. 11: Eine Metallfigur mit der Beschriftung „Berstuce“ aus dem Prillwitzer Konvolut. Stich von Daniel Woge. Quelle: Masch, AG. (1771): Anhang mit Drucktafeln, Fig. 32..... 115
- Abb. 12: Den Hauswichteln werden neue Kleider geschenkt. Illustration von George Cruickshank in H. E. Scudder: The Book of Fables and Folk Stories, Boston, 1915. Quelle: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Elves-shoemaker.gif>..... 118

- Abb. 13: Der Fährmann setzt das Zwergenvolk über, Illustration von William Henry Brooke. Quelle: Wolff, O. L. B. (1828): Bd 1, S. 215..... 125
- Abb. 14: Ausschnitt aus der Dämonologie des Balthasar Trochus. Trochus, B. (1517). Fol. 9..... 140
- Abb. 15: Hinzelmann erschreckt die Magd in Gestalt eines toten Kindes mit Messern in der Brust. Holzschnitt von A. Ehrhardt. Quelle: Bechstein, L. (1853), S. 237..... 151
- Abb. 16: Angebliche Hexe mit einem drachenähnlichen geflügelten Hausgeist. Quelle: Whichcraft Pamphlet „A rehearsall both straung and true...“, London, 1579. British Library C.27.a.11. 157
- Abb. 17: Erdhügel mit „Witte Wywen“. Radierung von Gerrit van Goedesbergh. Quelle: Johan Picardt, „Korte Beschryvinge van eenige Vergetene en Verborgene Anti-quiteten“ (1660): Folio 47..... 165
- Abb. 18: Geranomachie-Darstellung auf einem korinthischen Hausaltar (6. Jahrhundert v. Chr.), Archäologisches Museum Korinth 184
- Abb. 19: Geranomachie-Darstellung auf der Francois-Vase. Museo Archeologico Nazionale in Florenz 185
- Abb. 20: Der Cluricaun sitzt auf einem Weinfass. Illustration aus: Croker, T. C. (1825 - 1827): S. 126..... 222
- Abb. 21: Figur mit Zipfelmütze auf einer etruskischen Öllampe. Quelle: Leland, C. G. (1892): S. 164 244
- Abb. 22: Pygmäen auf der Weltkarte von Hereford (ca. 1300). Hereford Cathedral Library, England 270
- Abb. 23: Alraun-Pflanze (Mandragora, links) und Alraun-Männchen (rechts), unten mit speziell für das Männchen angefertigter Bekleidung. Quelle: Theophile Blanchard, „Atlas géographique et iconographique“, Paris, 1844. Komposit aus Tafeln 42 und 43..... 292
- Abb. 24: Zwerge bei der Arbeit im Bergwerk. Illustration von F. J. Wiegand. Quelle: Julia Goddard, „Wonderful stories from northern lands“, London, Longmans, Green, and Co., 1871. S. 78 351
- Abb. 25: Die sieben Berge, hinter denen bekanntermaßen die sieben Zwerge vermutet wurden. „Das Siebengebirge bei Bonn.“ Stahlstich von Umbach nach Gerhard bei Habicht, Bonn. Titelbild aus: Ernst Weyden, „Godesberg, das Siebengebirge, und ihre

<i>Umgebungen: Für den Fremden und Heimischen geschildert, mit naturhistorischen Andeutungen</i> “, Bonn, T. Habicht; 1838.....	354
Abb. 26 Längsschnitt eines Erdstalls aus Nieder-Unterstötten. Quelle: L. Karner: <i>Künstliche Höhlen aus alter Zeit</i> . Wien, 1903. S.14	382
Abb. 27: Portrait-Relief auf dem Sarkophag des Zwergs Djeho. 4. Jhd. v. Chr. Museum der Stadt Kairo, Ägypten: CG29307.....	404
Abb. 28: Musikanten, Gaukler und Zwerge im „Codex Florentinus“. Bernardino de Sahagún, „ <i>Libro octauo, de los Reyes, y señores</i> “, 1577. World Digital Library, Band VIII, Fol. 19, S. 269	406
Abb. 29: Kleinwüchsige Darsteller von Schäfers Liliput-Stadt. Darstellung auf einer Postkarte der 1920er Jahre.....	413
Abb. 30: Heinzelmännchen bei der Arbeit. Illustration zur Geschichte "König Heinzelmännchen's Liebe" von Theodor Mintrop. Quelle: <i>Die Gartenlaube</i> , Leipzig, 1875. Heft 10, S. 1.....	418
Abb. 31: Wasserschöpfmaschine aus dem 16. Jahrhundert mit Zipfelmütze tragendem Bedienpersonal. Agricola, G. (1556). <i>Lib. 6, S. 153</i>	428
Abb. 32: Kapuzengeister auf einem römischen Reliefstein aus dem 3. Jahrhundert. Gefunden bei Ausgrabungen in Housesteads (Bercovicium). Housesteads Museum, England.....	443
Abb. 33: Frau Holle lüftet die Betten. Illustration von Hermann Wilhelm Vogel. Quelle: <i>Kinder und Hausmärchen</i> . Braun und Schneider, 4. Aufl., München, o.J.: S. 95.....	454
Abb. 34: Freya lenkt ihren Katzenwagen. Illustration von Ludwig Pietsch. Quelle: Alexander Murray: <i>Manual of Mythology</i> . Altemus, Philadelphia, 1898. S. 359.....	477
Abb. 35: Kabeiros mit Trinkhorn und Hammer. Rückseite einer Bronzemünze aus Thessaloniki, 1. Jahrhundert	500

REGISTER

Personen

Adams, Ernest	321
Adelung, Johann	424
Agricola, Georgius	347, 356, 442, 450
Albertus Magnus	339
Albinus, Petrus	369, 371, 372
Alexander der Große	194, 278
Alpenburg, Johann Nepomuk Ritter von	356
Amberg, Martin von	481
Ambroise (Troubadur)	238
Aristophanes	42, 503
Aristoteles	335, 337
Augustinus von Hippo	259, 268
Aulus Gellius	41
Bárbola, Mari (Kleinwüchsig)	410
Bartsch, Karl	58
Basile, Giambattista	32
Bechstein, Ludwig	64, 68, 83, 89, 90, 103, 127, 128, 146, 152, 162, 459, 462
Beckmann, Johann	347
Bielefeld, Knud	431
Birlinger, Anton	91, 92
Bliss, Alan Joseph	234
Böckel, Otto	397
Bodin, Jean	295
Bodmer, Johann Jakob	47, 139
Bonifatius (Missionar)	165, 260, 262
Börner, Wilhelm	463
Boucherie, Anatole	236
Bray, Anna Eliza	239, 240
Brückner, Aleksander	111
Buchner, Martin	92
Burchard von Worms	468

Burkert, Walter	495
Campbell, John Francis.....	379
Campbell, John Gregorson.....	243
Carstens, Heinrich	485
Cassius Dio.....	231, 408
Chlebus, Wilhelm	28
Chrétien de Troyes	56
Cicero	201
Clemens von Alexandria	268, 501
Clodd, Edward.....	29
Comes, Natalis	501
Conopas (Kleinwüchsig).....	408
Cook, James	341
Cortés, Hernán.....	405
Croker, Thomas Crofton	221, 488
Cronstedt, Axel Frederik.....	347
Dänhardt, Oskar.....	130
Dasen, Veronique.....	503
David, Lucas	141
Dedekind, Friedrich	430
Dehjo (Kleinwüchsiger).....	404
Delrio, Martin Anton	295
Diodor	196, 337, 498, 499
Diokletian (Kaiser).....	283
Echenbach, Wolfram	311
Eckhard, Paul Jakob.....	143
Egger, Rudolf	443, 445, 446
Eilhart von Oberg	57
Elizabeth I (Königin).....	409
Endzelins, John.....	225
Erchanbert von Freising.....	43, 44
Ettmüller, Ludwig.....	435
Eusebius von Caesarea	193
Eustathios von Thessalonike.....	338
Fallersleben, Hoffmann von.....	275
Ferdinand I (Erzherzog)	410

Feuerbach, Ludwig	332
Feyerabend, Sigmund.....	296
Fischart, Johann	26
Flögel, Karl Friedrich.....	341, 409, 410
Forster, Johann G.A.	341
Franz I (König).....	410
Franz Rudolf (Graf).....	46
Friedrich I (Barbarossa).....	39
Frisch, Johann Leonhard	429
Gerlach, Wolf.....	421
Gesner, Conrad	271
Giese, Wilhelm.....	228
Ginzburg, Carlo.....	256, 394
Goethe, Johann Wolfgang von.....	48, 52, 297, 349, 466
Gottfried von Straßburg.....	57
Thun, Johann Ernst.....	20
Graf, Klaus.....	21
Grässe, Johann Georg Theodor	69, 154
Gregoire der Rostrenen.....	226
Gregor der Große	261
Grimm (Brüder).....	20, 26, 29, 31, 80, 83, 118, 230, 351, 353, 354, 390, 423, 424, 425, 427, 428, 435, 486
Grimm, Jacob .	69, 87, 161, 163, 178, 230, 276, 292, 320, 348, 359, 454, 456, 467, 482, 492, 497
Grimm, Wilhelm.....	182
Grimmelshausen, H. J. Christoffel von.....	297
Grohmann, Josef Virgil.....	101
Grunau, Simon	113
Gusinde, Martin	376
Guyot, Charles.....	235
Hackmann, Oskar	182
Hagen, Friedrich Heinrich von der.....	48, 311
Hall, Alaric.....	313
Hanno (Seefahrer).....	336
Hanuš, Ignác.....	143
Harmening, Dieter.....	257

Harrys, Hermann.....	69
Hartknoch, christoph.....	106
Hartknoch, Christoph	112, 142
Hartmann von Aue	56
Hartung, Sven	361
Hauff, Wilhelm.....	394
Haupt, Carl.....	145
Haward, Vernon.....	73
Heichelheim, Fritz	443, 446
Heine, Heinrich	24, 297
Heinrich II (König).....	410
Heliodoros	337
Henning, Richard.....	343
Herder, Johann Gottfried.....	466
Herodot	122, 188, 335, 500
Herrmann, Paul.....	372
Hersart, Théodore (Vicomte de La Villemarqué).....	218, 219, 230, 231
Herzog, Heinrich	95
Hesiod	282
Hildebrand, Wolfgang	298, 350
Hoffmann, Heinrich.....	358
Homer	180, 182, 185, 186, 188
Hopkins, Edward W.....	502
Institoris, Henricus	284
Isidor von Sevilla	193, 269, 272
Jahn, Ulrich	246
Jakobson, Ármann.....	208
Jung, Carl Gustav.....	447
Juvenal	407
Karl der Große.....	40, 53, 260, 302
Karulis, Konstantīns.....	225
Keightley, Thomas.....	239, 240, 464
Kempe, Cornelius	165
Kießling, Franz Xaver	382
Kirt, Robert	216
Knoop, Otto	487

Konstantin I.....	258
Kopisch, August.....	420, 421, 439
Koppers, Wilhelm.....	376
Ktesias von Knidos.....	190, 194
Kuhn, Adalbert.....	67, 164, 456, 464
Künzig, Johannes.....	89
Laistner, Ludwig.....	163
Łasicki, Jan.....	111, 112
Le Grands, Albert.....	235
Lecouteux, Claude.....	470, 480
Lehmann, Christian.....	306, 307, 363, 368
Lehmann, Gustav.....	160, 161, 162
Lehmann, Johann Gottlob.....	347
Leland, Charles Godfrey.....	244, 245, 246
Leyden, John.....	378
Lhéritier de Villandon, Marie-Jeanne.....	31
Lindig, Erika.....	89, 137
Linné, Carl von.....	338
Lolkes, Wybrand (Kleinwüchsig).....	411
Löns, Herrmann.....	2
Lothar I (Kaiser).....	165
Löwen, Johann Friedrich.....	152
Ludwig der Fromme (Kaiser).....	165
Ludwig Wilhelm von Baden-Baden.....	409
Luther, Martin.....	284, 286, 304, 346, 424, 472, 474
Lütjens, August.....	54, 71
Lyncker, Karl.....	487
Lynge, Werner.....	377
MacRitchie, David.....	379
Magnus, Olaus.....	167
Mandeville, John de.....	279
Mannhardt, Wilhelm.....	276
Map, Walter.....	234, 273
Marold, Edith.....	122
Martial.....	407
Martinez, Susan B.....	380

Marwede, Wendelin.....	397
Masch, Andreas Gottlieb.....	114
Mathesius, Johannes.....	346, 347
Megenberg, Konrad von.....	322
Melanchthon, Philipp.....	143
Meletius, Johannes.....	105, 106, 112, 141, 142, 469
Melzer, Christian.....	428
Menghin, Oswald.....	376
Moczek, Thomaz.....	438
Monmouth, Geoffrey von.....	437
Montezuma II.....	405
Motz, Lotte.....	456, 472
Müllenhoff, Karl.....	83, 293
Münster, Sebastian.....	274
Nachtigal, Johann.....	71, 195, 196, 355, 370, 371
Naumann, Hans.....	462
Neumann, Josef N.....	396, 397
Nilsson, Sven.....	379
Nonnos von Panopolis.....	501
Nonnosos.....	189, 191
Notker der Deutsche.....	137, 138
O’Kearney, Nicholas.....	221
Obereit, Jacob Hermann.....	47
Odulf von Utrecht.....	165
Ordericus Vitalis.....	237
Orel, Vladimir.....	19
Origenes.....	268
Otto von Bamberg.....	262
Ovid.....	183, 202, 217, 503
Pachelbel-Gehag, Johann Christoph von.....	87
Paracelsus.....	24, 170, 280, 289, 291, 327, 345, 356
Paton, Lucy Allen.....	229
Paulus von Tarsus.....	286
Pausanias.....	198
Pelletier, Louis, Le.....	227
Pepi II (Pharao).....	404

Perrault, Charles.....	31
Person, Gobelinus	65, 66, 308
Pertusato, Nicolasito	410
Peter der Große (Zar)	409
Petzold, Leander	161, 333
Philochorus	503
Philostratos, Flavius.....	266
Photios der Große	189, 190
Picardt, Johan.....	166
Platon	282
Plinius	192, 193, 194, 266, 336
Pomponius Mela	183
Prahl, Hans Werner	360
Prätorius, Johannes	164, 296, 297, 298, 299, 301, 346, 484
Prätorius, Matthäus.....	106, 112, 158, 465
Pröhle, Heinrich	86, 356
Rademacher, Ludwig	183
Reinhardt, Udo.....	182
Riz, Johannes Delucas.....	47
Roby, John	241
Rogers, Benjamin Bickley.....	504
Röhrich, Lutz	396, 397
Rudolf II (Kaiser).....	409
Rudolf von Biberach	139
Rumpf, Marianne	428, 472
Schäfer, Carl-Heinrich.....	412
Schäfke, Werner.....	18, 73, 213
Schenda, Rudolf	21
Schlaginhausen, Otto.....	374
Schlitt, Heinrich.....	440
Schmidt, Wilhelm (Pater).....	375
Schnitzer, Carl Friedrich.....	504
Schönwerth, Franz Xaver, Ritter von	359, 361
Schurtz, Heinrich	362, 364
Schweinfurth, Georg August	342
Scott, Sir Walter	378, 488

Sébillot, Paul	227
Seeger, Ludwig	503
Shakespeare, William	217, 242
Sikes, Wirt	219
Smith, Morton	287
Šmits, Pēteris	225
Sokrates	282
Sondermann, Dirk	67
Spenser, Edmund	241
Spitzweg, Carl	440
Sponholz, Jacob	115
Stanislaus I (König)	410
Stattius	409
Stella, Erasmus	113
Stern, Bernhard	109
Steub, Ludwig	54
Stokes, Whitley	223
Storm, Theodor	439
Strabon	498
Strackerjan, Ludwig	84
Sturluson, Snorri	207
Sueton	407
Tacitus	231
Taddel, Heinrich Friedrich	114
Tetzner, Franz	159
Thietmar von Merseburg	304, 426
Thilenius, Georg	374
Thomas von Aquin	288
Thyraeus, Petrus	425
Timm, Erika	472
Tkány, Anton	109
Toeppen, Max	108, 305
Tolkien, J. R. R.	22, 23, 160, 208, 209, 212, 234, 351, 402
Trithemius, Johannes	299
Trochus, Balthasar	140, 175
Tryggvason, Olaf (König)	225

Tulp, Nicolaes.....	340
Tyson, Edward.....	340, 341
Uther, Hans-Jörg	122
Velázquez, Diego.....	410
Virchow, Rudolf.....	398
von Alvesleben (Adelsfamilie)	133
Wagner, Richard.....	46, 48, 212
Waldis, Burkard.....	430
Waltinger, Michael	92
Wessely, Ignaz Emanuel.....	504
Weyden, Ernst.....	420, 422
Weyer, Johann	298
Wilhelm I (König).....	410
Willibrord (Missionar).....	260
Woche, Franz Joseph von	46, 47, 75
Woge, Daniel.....	114
Wohlgemuth, Fritz.....	72, 73
Wolff, Oskar	466
Wossidlo, Richard.....	152
Wulfrad (Missionar).....	262
Zellweger, Laurenz	47
Zimmern, Froben Christoph von (Graf).....	22, 82, 120, 133, 368, 369, 439

Sagenfiguren

Abac, Abacc.....	223, 224, 228
Abundia	472, 481
Aitvaras.....	157, 158
Alben	23, 161, 163, 308, 310, 312, 470, 481, 482, 489, 493
Alberich	33, 48, 49, 50, 52, 53, 54, 62, 63, 212, 217, 220, 433
Alberon.....	<i>Siehe</i> Auberon
Alf (siehe feuriger Hausdrachen).....	155
Álfar.....	208
Alfpape	293
Alfrikr.....	33, 52, 54
Alraune	290, 504

Alven	162
Alver	163
Alvermannekes	163
Alvinne	162, 227
Alviss (Zwerg).....	212
Amazonen.....	271
Andvawi (Zwerg)	212
Aphrodite (Göttin).....	198, 478
Artemis (Göttin)	478
Artus (König)	40, 49, 56, 217, 218, 224, 229, 275, 437, 454
Athene (Göttin).....	478
Auberon.....	52, 53, 63, 217
Aufhocker	308
Aulken	84, 98, 163
Aunken	164
Aurora (Göttin)	478
Baba-Jaga	132, 479
Bacchus (siehe Dionysos).....	196
Balin (Zwerg).....	23
Barstucken.....	103, 104, 105, 108, 115, 142, 158, 469
Bergkobolde	346
Bergmandl, Bergklopferl.....	356
Bergmönch	348, 359
Bilbo der Hobbit).....	22
Bilei, Bilis (Zwerg)	56
Bilwisse.....	308, 311, 312, 481
Bláinn	208
Bocksgeister.....	284
Brimir	208
Brixta, Bricta (Göttin)	473
Brownies.....	241, 242
Buschfräulein	458
Buschgroßmutter	60, 462
Cluricaun	221
Coltky	141, 142, 295, 469
Côr, Coric (siehe Korrigan)	227

<i>corr</i> (siehe Korrigan)	227
Corredoio	245, 433
<i>corrigan</i> (siehe Korrigan)	227
Cybele (s. Kybele)	494
Czernobog (Gottheit)	144
Daktylen	497, 498
Dämonen	282, 283
Danu (Gottheit)	216
<i>Daoine Sídh</i> e	216
Däumlinge	334
Diana (Göttin)	472
Dietrich von Bern	62, 460
Dionysos	196, 198, 502
Domovoj	144
Drak (siehe feuriger Hausdrachen)	155, 221
Druckgeister	308
Dunkelelben	208
Durin (Zwerg)	209
<i>Dvergar</i>	207
Dwalin (Zwerg)	22
Ekke Nekkepenn	27, 28
Elben	23, 160, 161, 208, 216, 312, 313, 464, 470, 481, 483, 489
Elberich	33, 52, 54, 55, 62
Ellerkonge	466
Erdbibberli	95, 129
Erdhammerl	356
Erdluite	91
Erec (Ritter)	56
Erlkönig	466
Eselmenschen (Onocentauren)	284
Eugel (Zwerg)	33, 58
Fafnir	51
Fangg	488
Faune	197, 276
Feen	32, 53, 162, 217, 231, 233, 466, 470, 479, 486, 489, 491, 492, 494
Feensmänel	100

Feldteufel	284
Feuermann	439
feueriger Hausdrachen.....	226, 290
Fingerlinge.....	334
Finnvarra	216
Folletti	243
Frau Berchte	456
Frau Berta.....	456
Frau Frick.....	457
Frau Fricke	456
Frau Gode.....	456
Frau Harke.....	456, 457
Frau Herke	456
Frau Holle	13, 60, 127, 166, 178, 454, 486
Frau Hulle	456
Frau Percht	60, 166, 456
Frau Perchtha	456, 463
Frau Venus.....	472
Frau Wode.....	456
Freya, Freyja, Freia (Göttin)	475, 477
Frigg (Göttin).....	475, 476
Frija (Göttin)	178, 454, 455, 472, 475, 476, 483
Galgenmännlein.....	293
Gandalf.....	209
Geldkbolde	293
Gerana.....	184
Getweg, Getuerch.....	44
Gibich, Giebich, Gübich (Zwerg).....	69, 70
Gilgámesch	187
Gloinn (Zwerg)	209
Glühschwanz (siehe feuriger Hausdrachen).....	155
Gobelin (Kobold).....	237, 505
Goblin.....	237, 488, 505
Goldemar (Zwerg)	64, 65, 66, 67, 68, 71
Goldemer (Zwerg)	65, 66, 67
Gütel, Gütgen, Gütchen.....	306, 349, 350

Gutelos (siehe Gütgen)	349
Guttel (siehe Gütgen)	349
Gwynn (Gottheit)	219
Hackelberg (Räuber)	195
Hagen von Tronje	49
Hauskoblde	146
Heckemännchen	137
Heimchen	458, 463
Heinchen, Hainchen	100
Heinzelmännchen	91, 92
Hennil (Hausgeist)	426
Hephaistos	407, 499
Hephästos	87, 500
Hera (Göttin)	407
Herakles	187, 195
Herla (König)	274
Herlechin, Hennequin	475
Herodias	472
Herzog Ernst	58, 59, 279
Hibich (Zwerg)	68
Hinze, Hinzlein	89
Hinzelmann	66, 150, 152, 422
Hob, Hobgoblin	120, 241
Hobbit	402
Hobhole Hob	120
Hödeken, Hütchen (Schlosskobold)	66, 146, 152, 297, 423
Holde, Hulde	468, 481
Hollen, gute (Zwerge)	88, 487
Homunculus	44, 289
Hreidmar (Edda)	437
Hübich (Zwerg)	68
Huckup	308
Hügelvolk (Irland)	216
Hulda (biblische Prophetin)	472
Hulzfralerl, -harl, Holzfralerl, -harl	458
Hundsköpfige (Cynocephales)	194, 270, 278, 340

Hürnen Seyfrid.....	33, 58
Hüttenkobold.....	86
Hüttenmännlein.....	361
Hyldemoer.....	466
Inkubus.....	308
Irrlichter.....	145
Julenisse.....	146
Juno (Schutzgeist).....	200
Jütel (siehe Gütel).....	306
Kabiren.....	497, 499, 500, 502
Kaboutermanneken.....	67
Kalfatermann.....	154
Kaukai, Kauken.....	107, 111, 142, 158, 462
Kauks.....	159
Kielkröpfe.....	126
Kikimora.....	229
Klabautermann.....	153, 154
Klopfer (Schlosskobold).....	152
Kobali, Kobalen.....	502
Kobel.....	286
Kobold.....	137
Kopfloze (Acephales).....	270, 278, 279
Korrigan (Fee).....	228, 231, 233, 483, 486
Korrigan (Zwerg).....	226, 229, 231, 234, 236, 245, 483, 486
Korrigwen.....	231
Korrik.....	228, 245
Korybanten.....	497, 501, 502
Krazno Lutki.....	108, 109
Kubaba.....	494
Kupfernickel.....	347
Kureten.....	494, 496, 502
Kybele (Göttin).....	441, 494, 495, 496, 497
Lamien.....	285, 492
Lar Familiaris.....	202
Laren.....	140, 201, 202
Larron (frz. Zwerg).....	42

Laurin (Zwerg).....	55, 62, 63, 64, 65, 71, 243, 433, 434
Lemuren	140, 199
Leprechaun	221, 222, 245
Leshi	197, 276
Lichtelben	208
Lilith.....	131, 285
Litr	210
Lohjungfer.....	458
Loki.....	212, 437
<i>Lucorpain</i>	223
Ludken, Ludki	99, 108, 368
Lugh.....	321
Luna (Göttin).....	478
Lutin	236
Luzie	457
Madelger (Zwerg).....	60, 434
Mahr, Mart	479, 481, 488
Maledicur (Zwerg)	56, 57
Maria (Jungfrau Maria)	472
Markopeten, Marcopolen.....	106, 142
Marticora.....	194
Meerminne.....	59, 464
Melot (Zwerg)	57
Merlin (Zauberer).....	437
Midas (König)	440
Mimir.....	33
Mittagsfrau	99, 479, 488, 491
Moiren.....	478
Monstren (Wundervölker)	268
Moosmütterlein	458
Moosweiblein, -männlein, -leutchen.....	129, 458, 459
Morgan le Fay	217, 220, 454, 479, 480, 482, 483
<i>Morganezed</i> (Zwerge)	483
Morolf	59, 60, 434, 464
Morrigan (Gottheit).....	229, 482
Moswyfjes.....	458

Mr. Spock	197
Nachtalp	488
Nain (frz. Zwerg)	42
Nephilim	14
Neptun	236
Nerthus	476
Nibelung (König)	49
Nickel	347
Nis-Puk	146, 225
Nisse	146
Nix	347
Nixen	48, 126, 135, 136, 227, 275, 488
Nordri (Zwerg)	211
Norgg, Nörggele, Nörglein	95, 243
Nörggelen	446
Nori (Zwerg)	209
Nornen	480
<i>nûton</i>	236
Nymphen	167, 196
Oberon	52, 217, 218, 242
Odin	212, 460
Ödipus	394
Odysseus	182
Ofenmännlein	129
Oger, <i>Ogre</i>	236
Ölkers, Ölken	84, 98, 369
Ork, Lorgg	95
Orpheus	187
Ortnit (König)	52, 53, 62
Otr (Edda)	437
<i>p'uz</i> (Zwerg)	406
Pan	130, 196, 276
Parzen	478, 480, 481
Pataikos	500
Penaten	138, 140, 202
Perkun (Gottheit)	114

Perseus	438
Peter Pan	197
Petermännchen.....	152
Pigmei.....	44
Pilosi.....	284
Pixies	239, 243
Pluto.....	236
Poltergeist.....	304
Polyphem.....	182, 183
Pooka.....	224
Poppart, Poppele, Poppel	26
Poseidon.....	186
Priapos.....	198
Prillwitzer Idole (Fälschungen)	116
<i>Północnica</i>	99
Ptah.....	500
<i>Púca</i>	224
Puck.....	225, 240
Puk, Pükse.....	146
<i>púki, pūķis</i>	225
Pukys	157
Pusch-Grohla.....	462
<i>Pūškaitis</i> (Gottheit).....	60, 104, 107, 462, 469
Pygmäen	180, 182, 183, 186, 188, 191, 192, 198, 266, 270, 271, 274, 334, 335, 338, 339
Quarren, Quarresmännlein.....	359
Querxe, Quergl, Querkl.....	100, 101
Quetzalcoatl.....	405
Radegast (Gottheit)	114
rauhe Else	492
Reginn	33, 50, 51, 211
Reinfried (von Braunschweig)	64
Rhea (Göttin)	478
Ricdin-Ricdon	31, 32
Riesen.....	44, 65, 206
Robin Goodfellow (Naturgeist).....	242, 245, 488

Robin Hood (Naturgeist).....	242
Roggenmuhme.....	488
Römermännchen	358
Rübezahl.....	297, 356, 454
Rumpelstilzchen.....	25, 26, 27, 29, 32, 33, 34, 178
Rudlieb (Ritter).....	42
Rupfa.....	457
Saligen.....	167, 463
Satyrn.....	114, 196, 502
Schiffskobolde.....	153
Schlosskobolde	150
Schneewittchen	80, 351, 352, 353
Schranzen	92
Schrate	92, 276, 481, 493
Schrättele	92
Schratteln	95
Schwarzelben.....	208
Seemännlein.....	93
Sgönaunken	86, 164
<i>Sídh</i>	162, 163, 216, 217, 277
Siegfried (Nibelungenepos)	48, 49
Sigenot (Riese)	460
Sigurd	211
Sigurd (Edda)	50, 51
Silenen.....	196, 502
Silenos (Satyr)	502
Sindbad der Seefahrer.....	183
Sirenen	182, 269, 285
Sleipnir	460
Spinnenwicht.....	318
Spiritus familiaris.....	293
Stampa	457
Stetewalden.....	138, 468
Stiefel (Schlosskobold).....	152
Sukubus	308
Sylphen.....	24

Tatrmann	358
Teckelmucker (siehe feuriger Hausdrachen).....	155
Telchinen	498
Terra Mater.....	476
Thor.....	210
Thorin (Zwerg).....	209
Titania.....	217
Tom Tit Tot	30, 32
Tomte	146
Troglodyten	335
Troll	487
Trut, Trutte	479, 481
Túan mac Cairill.....	437
<i>Túatha Dé Danann</i> (Volk).....	216
Tückebold	146
Twerg.....	44
<i>Tylwyth Teg</i>	109
<i>uboze, vboze</i>	111
Üllekes.....	98
Unholde.....	467
Unholde, Unhulde	468, 481
Unterirdische	83, 98
Uther Pendragon.....	437
Venediger (-männlein).....	361, 363
Volmar (Zwerg)	65, 67
Walberan (Zwerg).....	63
Waldteufel	277
Waldweibl.....	458
Walen	363
Wassemännlein.....	94
Wassermann	99, 347
Wechselbälger	85, 126, 127, 128, 232, 233, 240, 486
Weinnörggele.....	95
weiße Frauen	227, 479
weiße Fräulein.....	167
Wichtel(männchen).....	88, 89

Wilder Jäger.....	13, 125, 297, 454, 457, 460, 461
Wilder Mann.....	378, 460
Wind-Folletti.....	245, 361
Wintergöttin.....	457
Witege.....	62
Witte Juffers.....	165, 227
Witte Wivern.....	164, 167
Wodan.....	13, 454
Wode (= Wodan).....	456, 460, 461, 476, 484
Woutermanneken.....	67
Ymir.....	208, 211
Zagreus.....	501
<i>Zayamuincob</i> (Zwerge).....	407
Zeus.....	186
Zwerg Nase.....	394, 396
Zyklopen.....	182, 270

LITERATUR

A: WEITERFÜHRENDE LITERATUR

Über Zwerge, Elben und Hausgeister sind, insbesondere in den letzten zehn Jahren, zahlreiche Fachartikel und Übersichtswerke erschienen. Es war unmöglich, die verfügbare Fülle an Informationen im gegebenen Rahmen ausreichend zu würdigen. Mythologische Zwerge sind eng verbunden mit zahlreichen weiteren Themengebieten, die hier allenfalls gestreift werden konnten. Dazu gehören unter anderem eine breitere Betrachtung fiktiver Wesen und Orte, Mechanismen des Kulturtransfers, sowie das generelle Konzept des Übernatürlichen. Nachfolgend möchten ich der interessierten Leserschaft einige Werke ans Herz legen (sortiert nach Erscheinungsjahr), die zahlreiche Aspekte weitaus detaillierter behandeln, als das in diesem Buch der Fall ist.

Erika Lindig. Hausgeister: die Vorstellungen übernatürlicher Schützer und Helfer in der deutschen Sagenüberlieferung.

Verlag Peter Lang, 1987.

Das Buch beleuchtet die Aspekte von Hausgeistern: Namen, Verhalten, Fähigkeiten, ihr Verhältnis zu den Hausbewohnern sowie Vorgehensweisen, wie man sie erhält und wieder loswird.

Betty M. Adelson. The Lives Of Dwarfs: Their Journey From Public Curiosity Toward Social Liberation, Verlag Rutgers University Press, 2005.

Kein Buch über mythologische Zwerge, sondern über kleinwüchsige Menschen: Ihre Rolle in der Gesellschaft und ihre Wiedergabe in der bildenden Kunst.

Umberto Eco. Die Geschichte der legendären Länder und Städte. Verlag Carl Hanser, 2013.

Kommt gänzlich ohne Zwerge aus und ist trotzdem unbedingt lesenswert. Eine wunderbare Reise in die Welt der Sagen, Mythen und Utopien der menschlichen Fantasie.

David Wengrow. The Origins of Monster. Image and Cognition in the First Age of Mechanical Reproduction. Verlag Princeton University Press, 2014.

Eine neue, spannende Hypothese zur Entstehung fantastischer Wesen, ausgehend von einem kognitionswissenschaftlichen Ansatz.

Rudolf Simek. Monster im Mittelalter. Böhlau Verlag, 2015.

Eine gut strukturierte kompakte und leicht zu lesende Abhandlung über die Monster und Wundervölker in der europäischen Kultur.

Michael Toggweiler. Die Odyssee der Pygmäen. Elektronische Version (CC) einer Dissertationsarbeit. Universitätsbibliothek Bern, 2017. DOI: <http://dx.doi.org/10.7892/boris>

Eine großartige und umfassende Arbeit über mythologische und physisch existierende Pygmäen. Zudem für jedermann frei zugänglich! Uneingeschränkt empfehlenswert.

Claude Lecouteux. The Hidden History of Elves & Dwarfs: Avatars of Invisible Realms. Verlag Inner Traditions, 2018.

Viele der Argumente und Belege sind in ähnlicher Form auch in diesem Buch zu finden; Claude Lecouteux kommt jedoch teilweise zu anderen Interpretationen und Schlussfolgerungen.

Gisela Schinzel-Penth, Antonie Schuch. Zwerge, Wichtel und Gnome. Sagen aus dem deutschsprachigen Raum. Ambro Lacus Verlag, 2010 (Teil I) und 2018 (Teil II).

Eine sehr umfangreiche Sammlung von Zwergensagen aus Nord-, Mittel- und Süddeutschland mit Anmerkungen und Quellenverzeichnis.

B: QUELLEN

1. Aarne A. Das Verzeichnis der Märchentypen mit Hilfe von Fachgenossen. *Folklore Fellows' communications*. 1910;3.
2. Achnitz W. *Deutschsprachige Artusdichtung des Mittelalters: eine Einführung*; Walter De Gruyter; 2012.
3. Adams E. On the Names of Spiders. *Transactions of the Philological Society*. 1859;6:216-27.
4. Adelung J.C. *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart*. Wien: Bauer; 1811.
5. Adrian K. *Alte Sagen aus dem Salzburger Land*. Wien, Zell am See, St. Gallen: Mirabell-Verlag; 1948.
6. Agricola G. *De animantibus subterraneis Liber* Basel: Froben; 1549.
7. Agricola G. *De Re Metallica*. Basileus ed1556.
8. Albinus P. *Meißnische Land und Berg-Chronica*. Dresden: Bergen; 1589-1590.
9. Antunes G, Reich B, Stange C. (De) formierte Körper 2: die Wahrnehmung und das Andere im Mittelalter. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen; 2014.
10. Arnkiel T. *Cimbrische Heyden-Religion*. Hamburg: Thomas von Wiering; 1691.
11. Ashliman DL. Three Little Pigs and other folktales of Aarne-Thompson-Uther type 124. *Folklore and Mythology Electronic Texts* [Internet]. 2010. Available from: <http://www.pitt.edu/~dash/type0124.html#harris>.
12. Baader B. *Badisches Sagen-Buch*. Karlsruhe: Creuzbauer und Hasper; 1846.
13. Baader B. *Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden*: Georg Olms Verlag; 1851.
14. Bächtold-Stäubli H, Hoffmann-Krayer E. *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Berlin / New York: Walter de Gruyter; 1927/1987.
15. Bahlow H. *Schlesisches Namenbuch*: Holzner; 1953.
16. Balsys R. Lithuanian and Prussian sacrificial offering sites: the jauja, or grain drying room. *Sovijus Tarpdalykiniai kultūros tyrimai*. 2017;5(1):10-22.
17. Barack KA. *Zimmerische Chronik*. 2 ed. Freiburg: Mohr; 1881-1882.
18. Bartsch K. *Herzog Ernst*. Wien: Braumüller; 1869.
19. Bartsch K. *Reinfrid von Braunschweig*. Tübingen 1871.
20. Bartsch K. *Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg*. Wien: W. Braumüller; 1879/1980.

21. Bastianini G, Haslam M, Maehler H, Montanari F, Römer CE. Aristophanes - Bacchylides. München / Leipzig: K.G. Sauer; 2006.
22. Baughman EW. Type and motif-index of the folktales of England and North America (Den Haag 1966).
23. Bechstein L. Deutsches Sagenbuch: Gesamtausgabe der 1000 Sagen. Leipzig: G. Wigand; 1853.
24. Bechstein L. Rheinsagen. Köln: Hermann Schaffstein Verlag; 1945.
25. Becke A, Douffet H, Jobst W, Pforr H, Sennewald R, Wächtler E, et al. Der Freiburger Bergbau-Technische Denkmale und Geschichte. Leipzig: VEB Deutscher Verlag für Grundstoffindustrie; 1986.
26. Beckmann J. Beyträge zur Geschichte der Erfindungen. Göttingen: PG Kummer; 1792.
27. Beitzl R, Beitzl K, Rieken B, Schippers TK, Simon M. Untersuchungen zur Mythologie des Kindes. Münster, München, New York, Berlin: Waxmann Verlag; 2007.
28. Beresnevičius G. M. Strijkovskio „Kronikos“ lietuvių dievų sąrašas. METAI. 2006; Nr. 8-9 (188-189):127-45.
29. Berezkin Y. Dwarfs and Cranes. Baltic-Finnish Mythologies in Eurasian and American Perspective (70 years after Yrjö Toivonen). Folklore: Electronic Journal of Folklore. 2007(36):67-88.
30. Berger K. Erzählungen und Erzählstoff in Pommern 1840-1938: Waxmann Verlag; 2001.
31. Bernstein F. Ludi publici: F. Steiner; 1998.
32. Bethmann L, Waitz G. Pauli historia Langobardorum. Hannover 1878.
33. Bezzenberger A, Bechtel F, Garbe R. Litauische und lettische Drucke des 16. Jahrhunderts: R. Peppmüller; 1874.
34. Binchy DA. The saga of Fergus mac Léti. Ériu. 1952:33-48.
35. Birkhan H. Kelten: Versuch einer Gesamtdarstellung ihrer Kultur. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften; 1997.
36. Birlinger A. Zwergsagen aus Schwaben. Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. 1859;4:167-72.
37. Birlinger A. Volksthümliches aus Schwaben: Herder; 1861.
38. Bliss, AJ. Celtic Myth and Arthurian Romance. Medium Ævum 30, 1961, 19-25.
39. Blair, JM. De-Demonising the Old Testament: An Investigation of Azazel, Lilith, Deber, Qeteb and Reshef in the Hebrew Bible. Mohr Siebeck; 2009.
40. Böckel O. Die deutsche Volkssage. Leipzig: Teuber; 1909.
41. Bodmer JJ, Breitingger JJ. Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte CXL Dichter enthaltend; durch Ruedger Manessen, Weiland des Rathes der uralten Zyrich. Aus der Handschrift

- der koeniglichfranzoesischen Bibliothek herausgegeben Erster Theil Zyrich. 1758.
42. Böhmer JF. Codex diplomaticus Moenofrancofurtanus (Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt); Franz Varrentrapp; 1836.
 43. Boll FC. Kritische Geschichte der sogenannten Prillwitzer Idole. Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. 1854;19:168 - 286.
 44. Bömer F. P. Ovidius Naso: Metamorphosen. Buch VI-VII 2008.
 45. Borchardt E, Borchardt J. Petermännchen: Der Schweriner Schlossgeist: EDITION digital; 2007.
 46. Borgmann N. Matière de France oder Matière des Francs? Die germanische Heldenepik und die Anfänge der Chanson de Geste. Heidelberg: Universitätsverlag Winter; 2013.
 47. Börner W. Volkssagen aus dem Orlagau. Altenburg 1838.
 48. Boucherie A. Compte rendu. Revue des Langues Romanes. 1880;18:295-305.
 49. Boyer P. Religious thought and behaviour as by-products of brain function. Trends in cognitive sciences. 2003;7(3):119-24.
 50. Bräuer S, Junghans H, Kobuch M. Thomas Münzer. Briefwechsel. Leipzig: Verlag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig; 2010.
 51. Bray AE. A Peep at the Pixies: Or, Legends of the West. London: Grant and Griffith; 1854.
 52. Briggs KM. The English Fairies. Folklore. 1957;68(1):270-87.
 53. Brommer F. Pan im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft. Marburg 1949-50. p. 5-42.
 54. Bromwich R. Cantre'r Gwaelod and Ker-Is'. The Early Cultures of North-West Europe. 1950:217-41.
 55. Brown P, Sutikna T, Morwood MJ, Soejono RP, Saptomo EW, Due RA. A new small-bodied hominin from the Late Pleistocene of Flores, Indonesia. Nature. 2004;431(7012):1055.
 56. Bruch J. Zu Gamillschegs etymologischem Wörterbuch. Zeitschrift für romanische Philologie (ZrP). 1932;52(3):321-50.
 57. Brückner A. Mythologische Studien III. Archiv für Slavische Philologie. 1892;14:161-91.
 58. Buchner M. Niederbayerische Sagen und Geschichten. Passau: (Selbstverlag); 1922.
 59. Buggisch C. Reisen des Ritters John Mandeville vom Heiligen Land ins ferne Asien: 1322-1356: Wissenschaftliche Buchgesellschaft; 2004.
 60. Burkert W. Greek religion: Harvard University Press; 1985.
 61. Büsching JGG. Volks-Sagen, Märchen und Legenden. Leipzig: Carl Heinrich Reclam; 1812.

62. Büsching JGG. Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelehrtheit des Mittelalters. Breslau 1816.
63. Cabañas DJR. López de Gómara, Francisco: Historia de la conquista de México. México 1943.
64. Campbell JF. Popular tales of the West Highlands, orally collected 1860.
65. Campbell JG. Superstitions of the Highlands and Islands of Scotland: Collected Entirely from Oral Sources: J. Maclehose & Sons; 1900.
66. Cappel A. Untersuchungen zu Pygmäendarstellungen in der römischen Dekorationskunst. Würzburg, Univ., Diss., 1992: Universität Würzburg; 1994.
67. Chlebus W. Gedichte. Berlin: Challier; 1842.
68. Christiansen RT. The Migratory Legends: A Proposed List of Types with a Systematic Catalogue of the Norwegian Variants: Academia Scientiarum Fennica; 1958.
69. Clausen WV. Erchanberti Frisingensis Tractatus super Donatum: University of Chicago.; 1948.
70. Clodd E. The Philosophy of Rumpelstil-Skin. The Folk-Lore Journal. 1889;7(2):135-63.
71. Clodd E. Tom Tit Tot: An essay on savage philosophy in folk-tale. London: Duckworth and Company; 1898.
72. Cornillet G. Grammatik der bretonischen Gegenwartssprache. Potsdam: Potsdamer Universitätsverlag. 2008.
73. Croker TC. Fairy legends and traditions of the south of Ireland. London: John Murray; 1825 - 1827.
74. da Silva SG, Tehrani JJ. Comparative phylogenetic analyses uncover the ancient roots of Indo-European folktales. Royal Society Open Science. 2016;3(1).
75. Dähnhardt O. Natursagen: eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden. Leipzig/Berlin: BG Teubner; 1907-1912.
76. Dasen V. Dwarfs in ancient Egypt and Greece: Clarendon Press; 1993.
77. David L. Preussische Chronik. Königsberg: Haberland; 1812-1817.
78. Dawson WR. Pygmies and dwarfs in ancient Egypt. The Journal of Egyptian Archaeology. 1938;24(1):185-9.
79. de La Villemarqué TH. Barzaz Breiz. Chants populaires de la Bretagne. 1839.
80. de Rostrenen G. Dictionnaire français-celtique, ou français-breton: nécessaire à tous ceux qui veulent apprendre à traduire le français en celtique, ou en langage breton... utile pour trouver l'étymologie de plusieurs mots français et bretons, de noms propres de villes et de maisons. 2 ed: Jollivet; 1834.

81. de Sahagún B. Florentine Codex: General History of the Things of New Spain. . Arthur JO Anderson and Charles E. Dibble (eds), editor. Salt Lake City: University of Utah Press; 1950 / 1982.
82. de Vries J, de Tollenaere F. Nederlands etymologisch woordenboek. Met aanvullingen, verbeteringen en woordregisters door F. de Tollenaere. De woordregisters op grond van excerpten van Maaïke Hogenhout-Mulder: Brill; 1971.
83. Dedekind F, Helbach W. Grobianus und Grobiana: Egenolph; 1586.
84. Delrio MA. Disquisitionum magicarum libri sex, quibus continentur accurata curiosarum artium and vanarum superstitionum... Laurentium Basilium; 1746.
85. Demandt A. Das Privatleben der römischen Kaiser. München: C. H. Beck; 2007.
86. Dethier M. Créatures fantastiques du monde souterrain. Bulletin des Chercheurs de la Wallonie. 2003;42:31-43.
87. D'Huy J. Polyphemus (Aa. Th. 1137): A phylogenetic reconstruction of a prehistoric tale. Nouvelle Mythologie Comparée/New Comparative Mythology. 2013;1(1):<http://nouvellemythologiecomparee.com/archive/2013/01/20/julien-d-huy-polyphemus-aa-th-11>.
88. D'Huy J. Polyphemus: a Palaeolithic Tale? The Retrospective Methods Network Newsletter. 2015(9):43-64.
89. Doan J. The Legend of the Sunken City in Welsh and Breton Tradition. Folklore. 1981;92(1):77-83.
90. 87. Dorn LF. Badisches Sagen-Buch. Erste Abtheilung: Vom Bodensee bis zur Ortenau. Karlsruhe: Kreuzbauer und Kasper; 1846.
91. Drew-Bear T, Thomas CM, Yildizturan M. Phrygian votive steles: Ministry of Culture. The Museum of Anatolian Civilizations; 1999.
92. Eckhart PJ. Duo perantiqua monumenta annis 1728 et 1732 ex agro Jutrebocensi eruta, cum idolis Slavorum Jutrebocensium... Wittenberg: Schlomachianis; 1734.
93. Egger R. Genius cucullatus. Wiener prähistorische Zeitschrift. 1932;19:311-23.
94. Egger R. Der hilfreiche Kleine im Kapuzenmantel. Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien. Wien: Rohrer Verlag; 1948. p. 90–120.
95. Ehrman SB. Wayunaiki : a grammar of Guajiro. New York: Columbia University; 1976.
96. Ekrem I, Mortensen LB. Historia Norwegie: Museum Tusulanum Press; 2010.
97. Ellis Davidson HR. Hostile magic in the Icelandic sagas. The witch figure. 1973:20-41.
98. Engelmann E. Germanias Sagenborn. Eßlingen: Paul Neff; 1989.

99. Epperlein S. *Bäuerliches Leben im Mittelalter: Schriftquellen und Bildzeugnisse*: Böhlau; 2003.
100. Epstein AG, editor. *Gods in the Hood. Proceedings of the Harvard Celtic Colloquium*; 1994.
101. Ernsting AC. *Nucleus Totius Medicinae Quinque Partitus oder der vollkommene und allezeit fertige Apotheker*. Lemgo: Meyersche Buchhandlung; 1770.
102. Etmüller L. *Kuneh Luarin*. Jena: August Schmid; 1829.
103. Fehrle E. *Sagen aus Deutschland: Ueberreuter*; 1953.
104. Fickler JB. *Olaj Magni Historien der Mitnächtigen Länder*. Basel: Heinrich Petri; 1567.
105. Fischart J. *Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung von Thaten und Rhaten der vor kurtzen Langen und je weilen vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgoschier Gorgellantua*: Jobin; 1590.
106. Fisher J. *Dwarves, Spiders, and Murky Woods: JRR Tolkien's Wonderful Web of Words*. *CS Lewis and the Inklings: Discovering Hidden Truth*. 2012:104-15.
107. Flögel KF. *Geschichte der Hofnarren*. Liegnitz und Leipzig 1789.
108. Forbiger A. *Strabo's Erdbeschreibung: Übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von A. Forbiger*: Langenscheidt; 1903.
109. Forster G. *Sämtliche Schriften*. G.G. G, editor. Leipzig: Brockhaus; 1843.
110. Franck J. *Untersuchung der Geschichte des Wortes Hexe*. In: Hansen J, editor. *Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter*. Bonn: Carl Georgi; 1901. p. 614-70.
111. Franz A. *Des Frater Rudolfus Buch "De officio cherubyn"*. *Theologische Quartalsschrift*. 1906;88:411-36.
112. Friedrich W. *Oberfränkisch: auch ein Wörterbuch der Bad Rodacher Mundart*: Königshausen & Neumann; 2001.
113. Frisch JL. *Teutsch-Lateinisches Wörter-Buch*. Berlin: CG Nicolai; 1741.
114. Fuchs B. „Urkultur“, Ständestaat und katholischer Universalismus: Die „Wiener Schule der kulturhistorischen Völkerkunde“. Unpublished, PDF online verfügbar 2002. 21 p.
115. Garmaise M. *Studies in the Representation of Dwarfs in Hellenistic and Roman Art [PhD diss.]*. Ontario, Canada: McMaster University; 1996.
116. Gassen H-G, Minol S. *Die Menschen Macher. Sehnsucht nach Unsterblichkeit*: Wiley-VCH; 2006.
117. Geffcken J. *Der Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts... Bd. 1. Die zehn Gebote, mit 12 Bildtafeln nach Cod. Heidelb. 438*. Leipzig 1855.
118. Gerhardt MI. *Old men of the sea* 1967.
119. Giese W. *Zum „wilden Mann“ in Frankreich*. *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur*. 1932(H. 7/8):491-7.

120. Gilmour SJ. Die Figur des Zwerges in den "Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm. *Fabula*. 1993;34:9-23.
121. Ginzburg C. *Ecstasies: Deciphering the Witches' Sabbath*. London: Hutchinson Radius; 1990.
122. Ginzburg C. *Hexensabbat. Entzifferung einer nächtlichen Geschichte*. Berlin, 1990.
123. Glenn J. The Polyphemus Myth: Its origin and interpretation. *Greece & Rome*. 1978;25(2):141-55.
124. Goebel R. *Der handschriftliche Nachlass Jean Pauls und die Jean-Paul-Bestände der Staatsbibliothek zu Berlin Preussischer Kulturbesitz: Faszikel I bis XV: Otto Harrassowitz Verlag; 2002*.
125. Goetz H-W. *Die Wahrnehmung anderer Religionen und christlich-abendländisches Selbstverständnis im frühen und hohen Mittelalter (5.-12. Jahrhundert): De Gruyter; 2013*.
126. Goetz HW. *Leben im Mittelalter: vom 7. bis zum 13. Jahrhundert (7. Aufl.): Beck; 2002*.
127. Graf, K. Archäologisches in populären Erzählungen der Frühen Neuzeit. In: Dietrich Hakelberg/ Ingo Wiwjorra (Hrsg.), *Vorwelten und Vorzeiten: Archäologie als Spiegel historischen Bewußtseins in der Frühen Neuzeit*. Wiesbaden, 2010: 447-459.
128. Graf K. *Urschel, Nachträulein und andere Gespenster. Überlieferungen und Sagen in Reutlingen und Pfullingen*. Reutlinger Geschichtsblätter. 2011; NF 50:209-50.
129. Graff EG, Massmann HF. *Althochdeutscher Sprachschatz, oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache. Etymologisch und grammatisch bearbeitet: Beim Verfasser und un Commission der Nikolaischen Buchhandlung; 1840*.
130. Grässe JGT. *Sagenbuch des preussischen Staats*. Glogau: C. Flemming; 1868-1871.
131. Grässe JGT. *Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen. 2. verbesserte Auflage ed. Dresden: G. Schönefeld; 1874*.
132. Grassow A. *Wörterbuch der Kasseler Mundart. Hg. und erweitert von Paul Heidelberg: Hessische Druck- und Verlagsanstalt; 1952*.
133. Grattan JHG, Singer CJ. *Anglo-Saxon magic and medicine: Oxford University Press; 1952*.
134. Gredt N. *Sagenschatz des Luxemburger Landes. 1. Neudruck Esch-Alzette: Kremer-Müller & Cie; 1963*.
135. Greverus I-M. Die Geschenke des kleinen Volkes (AT 503). *Fabula*. 1958;1(3):263.
136. Grimm GE. Siegfried der Deutsche. Zur Konstruktion und Dekonstruktion eines Nationalhelden in Gedichten des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Füllmann R, Kreppel J, Löding O, Leiß J, Haberland D, Port U, editors. *Der Mensch als Konstrukt* 2008. p. 211-29.

137. Grimm J. Deutsche Grammatik. Göttingen 1819-1837.
138. Grimm J. Deutsche Mythologie. 2. Ausgabe ed. Göttingen: Dietrichsche Buchhandlung; 1844.
139. Grimm J, Grimm W. Deutsche Sagen. Berlin: Nicolaische Buchhandlung; 1816.
140. Grimm J, Grimm W. Kinder- und Hausmärchen. Berlin: Reimers; 1819.
141. Grimm J, Grimm W. Kinder- und Hausmärchen. Göttingen: Dieterichsche Buchhandlung; 1837.
142. Grimm J, Grimm W. Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854/1961.
143. Grimm J, Grimm W. Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm: Vergrößerter Nachdruck der zweibändigen Erstausgabe von 1812 und 1815 nach dem Handexemplar des Brüder Grimm-Museums Kassel mit sämtlichen handschriftlichen Korrekturen und Nachträgen der Brüder Grimm. Marquardt HRU., Hrg.; 1986.
144. Grimm W. Die Sage von Polyphem: Königl. Akad. der Wissenschaften; 1857.
145. Grimm W. Die deutsche Heldensage. 2. Ausgabe ed. Berlin 1867.
146. Grohmann JV. Sagenbuch von Böhmen und Mähren: Sagen aus Böhmen: Verlag der JG Calve'schen K&K Universitäts-Buchhandlung; 1863.
147. Großschmidt K, Kirchengast S. Neue anthropologische Befunde zum neolithischen "Zwergenskelett" aus der Josefinengrotte in Peggau, Steiermark. Mitt Abt Geol und Paläont Landesmuseum Joanneum. 1994/1995;52/53.
148. Guessard F, Grandmaison Cd. Huon de Bordeaux. Paris 1860.
149. Guest C. The Mabinogion: From the Llyfr Coch O Hergest, and Other Ancient Welsh Manuscripts, with an English Translation and Notes: Longmans; 1849.
150. Günther H. Martin Luthers Epistel-Auslegung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht; 1987.
151. Hackman O. Die Polyphemsage in der Volksüberlieferung. Helsinki 1904.
152. Hall A. Getting shot of elves: healing, witchcraft and fairies in the Scottish witchcraft trials. Folklore. 2005;116(1):19-36.
153. Hansen C-P. Friesische Sagen und Erzählungen: Wendeborn; 1858.
154. Hanuš IJ. Die Wissenschaft des slawischen Mythos, im weitesten den altpreussisch-lithauischen Mythos mitumfassenden Sinne. Lemberg, Stanislawow, Tarnow: Johann Millikowski; 1842.
155. Harmel S. Die sprachliche Herkunft des Namens "Klabautermann" sowie die Erzählsagen "Der Klabautermann als Vorzeichen" 2011.
156. Harmening D. Superstitio: Überlieferungs- und theoriegeschichtliche Untersuchungen zur kirchlich-theologischen Aberglaubensliteratur des Mittelalters: Erich Schmidt Verlag GmbH & Co KG; 1979.

157. Harper B. Beauty, stature and the labour market: a British cohort study. *Oxford Bulletin of Economics and Statistics*. 2000;62(s1):771-800.
158. HARRISSE H. *Bibliography of Cortez and the Conquest of Mexico*. New York; 1866.
159. HARRYS H. *Volkssagen, Märchen und Legenden Niedersachsens*. Celle: Verlag Schulze; 1840.
160. HARTKNOCH C. *Alt- und neues Preussen Oder Preussischer Historien Zwey Theile*. Frankfurt, Leipzig: Hallervorden; 1684.
161. HARWARD VJ. *The dwarfs of Arthurian romance and Celtic tradition*: Brill Archive; 1958.
162. HATTO AT. The Swan Maiden a Folk-Tale of North Eurasian Origin? *Bulletin of the School of Oriental and African Studies*. 1961;24(2):326-52.
163. HATTON TJ. How have Europeans grown so tall? *Oxford Economic Papers*. 2013;66(2):349-72.
164. HAUFF W. *Märchen-Almanach auf das Jahr 1827*. Max M, editor. Leipzig, Wien: Bibliographisches Institut; 1891-1909.
165. HAUPT K. Zwergsagen aus der Ober- und Niederlausitz. *Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde*. 1859;Bd. IV:211-24.
166. HAUPT K. *Sagenbuch der Lausitz*. Leipzig: Wilhelm Engelmann; 1862.
167. HAUPT M, HOFFMANN H. *Altdeutsche Blätter*. Leipzig: F. A. Brockhaus; 1840.
168. HAUSMANN F. *Oststeirische Sagen und Schwänke*: Verlag Julius Schönewetter; 1931.
169. HEICHELHEIM F. *Genius cucullatus*. *Archaeologica Aeliana*. 1935;4-12:187-94.
170. HENNIG R. Der kulturhistorische Hintergrund der Geschichte vom Kampf zwischen Pygmäen und Kranichen. 1932. p. 20-4.
171. HERRMANN P. Erläuterungen zu den ersten neun Büchern der dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus: W. Engelmann; 1901.
172. HERRMANN P. *Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung*. 2. Auflage ed. Leipzig: W. Engelmann; 1906.
173. HERZOG H. *Schweizersagen*. Für Jung und Alt dargestellt. Aarau: Sauerländer; 1871.
174. HESLOP K. Hallfreðr vandræðaskáld Óttarsson, Erfidrápa Ólafs Tryggvasonar 26a. In: Whaley D, editor. *Poetry from the Kings' Sagas 1: From Mythical Times to c 1035 Skaldic Poetry of the Scandinavian Middle Ages 12010*. p. 437.
175. HILBER V. Geologische Abteilung. In: Landesmuseums Kd, editor. *Das Steiermärkische Landesmuseum und seine Sammlungen*: Ulrich Mosers Buchhandlung; 1911. p. 197-232.
176. HILDEBRAND R. Wie die Sprache altes Leben fortführt. *Zeitschrift für den deutschen Unterricht*: B. Teubner; 1891. p. 199-207.

177. Hildebrand W. *Goetia, vel theurgia, sive praestigiarum magicarum descriptio revelatio, resolutio, inquisitio et executio*. Leipzig: Joh. Branden, Sam. Scheiben; 1631.
178. Hoad TF. *The concise Oxford dictionary of English etymology*: Oxford University Press Oxford; 1993.
179. Hoffmann H. *Zur Volkskunde des Jülicher Landes*: Dostall; 1914.
180. Hoffmann JJ. *Trachten, Sitten, Bräuche und Sagen in der Ortenau und im Kinzigtal*. Lahr i. B: Chr. Schömperlen; 1899.
181. Holland P. *William Shakespeare: A Midsummer Night's Dream*. Oxford: Oxford University Press; 1994. 118 p.
182. Holtzmann A. *Der Grosse Wolfdietrich*. Heidelberg: Mohr, J.C.B.; 1865.
183. Homann H. *Der Indiculus superstitionum et paganiarum und verwandte Denkmäler [Dissertation]*: Georg-August-Universität Göttingen; 1965.
184. Hoops J. *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*: Walter de Gruyter; 2001.
185. Hopkins EW. *Sanskrit Kabāiras or Kubāiras and Greek Kabeiros*. *Journal of the American Oriental Society*. 1913;33:55-70.
186. Howells R, Chemers MM. *Midget Cities: Utopia, Utopianism, and the Vor-schein of the 'Freak' Show* *Disability Studies Quarterly*. 2005;25(3).
187. Hull E. *The Cuchullin Saga in Irish Literature*. London: David Nutt; 1898. 328-34 p.
188. Hull E. *The Cuchullin saga in Irish literature*. London: Nutt, David; 1898.
189. Indrebø G. *Ågrip - ei liti norsk kongesoge*. *Edda*. 1922;17:18-65.
190. Jacobs J. *English Fairy Tales. Retold by Joseph Jacobs*. London: David Nutt; 1890.
191. Jahn U. *Volkssagen aus Pommern und Rügen*. Edition Temmen ed. Rostock 1999, repr. 1889.
192. Jakobsson Á. *Beware of the Elf! A Note on the Evolving Meaning of Álfar*. *Folklore*. 2015;126(2):215-23.
193. Jayakar ASG. *Ad-Damiri's Haydt al-Hayawan*. London, Bombay 1908.
194. Jiriczek OL. *Færöische Märchen und Sagen*. *Zeitschrift für Volkskunde*. 1892;2:1-24, 142-65.
195. Jung CG. *Wandlungen und Symbole der Libido: Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Denkens*. *Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschung*. 1911;3(1):120-227.
196. Junker H. *Die Maṣṭaba des 'Snb (Seneb) und die umliegenden Gräber (= Giza)*. Bericht über die von der Akademie der Wissenschaften in Wien auf gemeinsame Kosten mit Wilhelm Pelizaeus unternommenen Grabungen auf dem Friedhof des Alten Reiches bei den Pyramiden von Giza. *Philosophisch-Historische Klasse Denkschriften*. Wien: Akademie der Wissenschaften; 1941.
197. Karulis K. *Latviešu etimoloģijas vārdnīca*. Rīga 1992/2001.

198. Kauffmann F. Besprechung von Tille: Yule and Christmas. Zeitschrift für deutsche Philologie. 1901;13:251-6.
199. Keightley T. The Fairy Mythology. London: Whittaker, Treacher; 1828.
200. Keightley T. The fairy mythology: illustrative of the romance and superstition of various countries: G. Bell & Sons; 1850.
201. Keinz F. Eine mitteldeutsche Beschwörungsformel (Nachtsegen) aus dem XIII. / XIV. Jahrhundert. Sitzungsberichte der Königl Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München. 1867;Bd. II:1-18.
202. Keller HA. Das deutsche Heldenbuch. Stuttgart 1867.
203. Kemp P, van Oldenburg Ermke F. Limburgs sagenboek. Maastricht: Van Aelst; 1925.
204. Kirby WF. [Miscellaneous]. FolkLore. 1891;2:132.
205. Kiseliūnaitė D, Kukure K. Pruski cawx, litewski kaukas, kuroński kauks - rozwój mitonimu od pierwszych wzmianek do czasów terażniejszych. Pruthenia. 2011;6:185 -201.
206. Klapper J. Deutscher Volksglaube in Schlesien in ältesterZeit. Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. 1916;17:19-57.
207. Klee G. Die deutschen Heldensagen für jung und alt wiedererzählt. Gütersloh: Bertelsmann; 1883.
208. Kleinhempel F. Die Heinzelmännchen zu Cölln an der Spree! . Berlinische Monatsschrift. 2001.
209. Knoop O. Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. Posen: Verlag Joseph Jolowicz; 1885.
210. Köhler JAE. Sagenbuch des Erzgebirges. Schneeberg und Schwarzenberg: Verlag Carl Moritz Gärtner 1886.
211. Kollmann J. Das Schweizersbild bei Schaffhausen und Pygmäen in Europa. Zeitschrift für Ethnologie. 1894;26:189-254.
212. Kondratiev A. Celtic Rituals: An Authentic Guide to Ancient Celtic Spirituality: Collins Press; 1999.
213. Kopisch A. Gedichte. Berlin: Duncker und Humblot; 1836.
214. Kosegarten, HGL. Pomerania. Greifswald: Mauritius; 1816.
215. Krause A. Die Welt der Kelten: Geschichte und Mythos eines rätselhaften Volkes: Campus Verlag; 2007.
216. Krebs W. Lilith - Adams erste Frau. Zeitschrift für Religions-und Geistesgeschichte. 1975:141-52.
217. Kuhn A. Märkische Sagen und Märchen, nebst einem Anhang von Gebräuchen und Aberglauben. Berlin: G. Reimer; 1843.
218. Kuhn A. Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen: und einigen andern, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands. Leipzig: Brockhaus; 1859.

219. Kuhn, A. *Mythologische Studien*: Gütersloh 1886.
220. Kuhn A, Schwartz W. *Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche*. Leipzig: Brockhaus; 1848.
221. Kuhn H, Neckel G. *Edda. Die Lieder des Codex Regius nebst verwandten Denkmälern*. Universitätsverlag Winter; 1983.
222. Kühnel H. *Bildwörterbuch der Kleidung und Rüstung: vom Alten Orient bis zum ausgehenden Mittelalter*: A. Kröner; 1992.
223. Lachmann K. *Kritik der Sagen von den Nibelungen*. Rheinisches Museum für Philologie, Geschichte und griechische Philosophie. 1829(Bd. 3):435-64.
224. Lachmann K. *Wolfram von Eschenbach. Werke*. 5. Aufl. ed. Berlin 1891.
225. Laistner L. *Nobishaus und Verwandtes*. *Germania*. 1881;26:176-99.
226. Laude R. *Hinterpommersches Wörterbuch des Persantegebiets*. Köln: Böhlau; 1995.
227. Laufer B. *Ethnographische Sagen der Chinesen. Aufsätze zur Kultur- und Sprachgeschichte vornehmlich des Orients*. Breslau: Marcus; 1916. p. 198-210.
228. Lauffer S. *Die Bergwerkssklaven von Laureion*. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag 1979.
229. Lauterbach KH. *Der oberrheinische Revolutionär (Das Buchli der hundert Capiteln mit XXXX Statuten)*. *Monumenta Germaniae historica, Scriptores 10, Staatsschriften des späteren Mittelalters 7*. Stuttgart; 2009.
230. Le Peletier DL. *Dictionnaire de la langue Bretonne ou l'on voit son antiquité*. Paris; 1752.
231. Lecouteux C. *Le "merwunder": contribution à l'étude d'un concept ambigu*. *Etudes germaniques 32*, 1977, 1-11.
232. Lecouteux C. *Romanisch-germanische Kulturberührungen am Beispiel des Mahls der Feen*. *Mediaevistik*. 1988;1:87-99.
233. Lecouteux C. *Démons et génies du terroir au Moyen Âge*. Paris 1995.
234. Lecouteux C. *Les génies des eaux: un aperçu*. Danièle James-Raoul y Claude Tomaste, *Dans l'eau, sous l'eau Le Monde aquatique au Moyen Âge* Paris, Presses de l'Université de Paris-Sorbonne. 2002:253-70.
235. Lecouteux C. *The Hidden History of Elves and Dwarfs: Avatars of Invisible Realms*. Rochester: Inner Traditions; 2018.
236. Leek T. *Holda: Between folklore and linguistics*. *Journal of Indo-European Studies and Historical Linguistics*. 2008;113:312-38.
237. Legis GT. *Handbuch der altdeutschen und nordischen Götterlehre*. Zweite Auflage ed. Leipzig: Friedrich Volckmar; 1833.
238. Lehmacher G. *Die irischen Elfen*. *Zeitschrift für Ethnologie*. 1951:126-33.

239. Lehmann C. Historischer Schauplatz derer natürlichen Merckwürdigkeiten in dem Meißnischen Ober-Ertzgebirge. Leipzig 1699.
240. Lehmann JG. Cadmiologia oder Geschichte des Farben-Kobolds nach seinen Nahmen, Arten, Lagerstaedten darbey brechenden Metallen, Mineralien, Erzten und Steinen. Berlin 1760.
241. Lehmann CG. Nachricht von Wahlen. Frankfurt/Leipzig 1764.
242. Leland CG. Etruscan Roman Remains and the Old Religion: Gods, Goblins, Divination and Amulets: Routledge; 1892.
243. L'Héritier de Villandon M-J. La Tour ténébreuse et les jours lumineux, contes anglais, accompagnés d'historiettes et tirés d'une ancienne chronique composée par Richard, surnommé Coeur de Lion, roi d'Angleterre, avec le récit des diverses aventures de ce roi. Amsterdam: Jacques Desbordes; 1706.
244. Liberman A. Some controversial aspects of the Myth of Baldr. *Alvissmál*. 2004(11):17-54.
245. Lieberman D. The evolution of the human head: Harvard University Press; 2011.
246. Liliencron R, Müllenhoff K. Zur Runenlehre. Halle: Schwetschke & Sohn; 1852.
247. Lilienthal M. Erleutertes Preußen oder Auserlesene Anmerckungen, ueber verschiedene, zur Preußischen Kirchen-Civil-und Gelehrten-Historie gehörige besondere Dinge (etc.). Königsberg: Hallervords Erben; 1741.
248. Lind O. Teutsch-schwedisches und Schwedisch-Teutsches Lexikon. Lind O, editor 1749.
249. Lindgren A. Tomte Tummetott: Oetinger; 1960.
250. Lindig E. Hausgeister: die Vorstellungen übernatürlicher Schützer und Helfer in der deutschen Sagenüberlieferung: P. Lang; 1987.
251. Lindner F. Über die Beziehungen des Ortnit zu Huon de Bordeaux 1872.
252. Linimayr P. Wiener Völkerkunde Im Nationalsozialismus: Ansätze zu einer NS-Wissenschaft. *Europäische Hochschulschriften*. 1994;42:848.
253. Lippert J. Die Religionen der europäischen Culturvölker 1881.
254. Lippert J. Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch: Geschichtliche Entwicklung ihres Vorstellungsinhaltes: T. Hofmann; 1882.
255. Litterscheid C. Aus der Welt der Azteken. Die Chronik des Fray Bernardino de Sahagun. Frankfurt am Main: Insel Verlag; 1989.
256. Lorenz G. Snorri Sturluson. *Gylfaginning: Texte, Übersetzung, Kommentar*. 1984.
257. Lütjens A. Der Zwerg in der deutschen Heldendichtung des Mittelalters. Nachdruck der Ausgabe Breslau, 1911: Georg Olms Verlag; 1977.
258. Lyncker K. Deutsche Sagen und Sitten in Hessischen Gauen: Georg Olms Verlag; 1860.

259. Lyngé W. Das Sommer- und Winter-Spiel und die Gestalt des Wilden Manns. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*. 1952; Bd. 55 / NS. 6:14-42.
260. MacBain A, MacFarlane M. *An etymological dictionary of the Gaelic language*. 1911.
261. MacRitchie D. *The testimony of tradition*: K. Paul. Trench, Trübner; 1890.
262. MacRitchie D. *Fians, Fairies, and Picts*: Norwood Editions; 1893.
263. MacRitchie D. Prehistoric Pygmies in Silesia. *Nature*. 1902;66(1702):151.
264. Magnus O. *Historiae de gentibus septentrionalibus*. Rom, 1555.
265. Mannhardt W. *Wald- und Feldkulte*. Berlin: Gebr. Bornträger; 1874.
266. Mannhardt W. *Wald- und Feldkulte*. 2. Aufl. Berlin: Gebr. Borntraeger; 1905.
267. Marold E. Die drei Götter auf dem Schädelfragment von Ribe. In: Heizmann W, Nahl Av, editors. *Runica - Germanica - Mediaevalia (RGA 37)*: De Gruyter; 2003. p. 403-17.
268. Martínez SB. *The Mysterious Origins of Hybrid Man: Crossbreeding and the Unexpected Family Tree of Humanity*: Simon and Schuster; 2013.
269. Martínez SB. *The Lost History of the Little People: Their Spiritually Advanced Civilizations Around the World*: Simon and Schuster; 2013.
270. Marwede W. *Die Zwergsagen in Deutschland nördlich des Mains*. Köln: Phil. Diss., K. Triltsch; 1933.
271. Marzell H. Dosten und Dorant : ein Beitrag zur Sagenforschung. *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*. 1921;23:157-80.
272. Masch AG, Woge D. *Die gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten, aus dem Tempel zu Rhetra, am Tollener-See: Nach den Originalien auf das genaueste gemahlet, und in Kupferstichen*. Berlin: Carl Friedrich Rellstab; 1771.
273. Matasović R. *Etymological dictionary of proto-Celtic*: Brill; 2009.
274. Mathesius J. *Bergpostilla oder Sarepta*. Nürnberg 1562.
275. Maurer K. *Die Gull-thoris Saga oder Thorskirdinga Saga*. Leipzig: Hinrichs; 1858.
276. Meier EH. *Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben*. Stuttgart: JB Metzler; 1852.
277. Meisen K, Dittmaier H, Zender M. *Rheinisches Wörterbuch*. Bonn und Berlin 1928-1971.
278. Meletius H. *Warhaftige Beschreibung der Sudawen auff Samland*. In: Lilienthal M, editor. *Erleutertes Preußen oder Auserlesene Anmerkungen*. Königsberg 1741.
279. Meletius J. *De sacrificiis et idolatria veterum Borussorum, Livonum aliarumque uicinorum gentium*. In: Horner T, editor. *Livoniae historia in compendium ex annalibus contracta* Lufft; 1551.

280. Meltzer C. *Historia Schneebergensis renovata* (Schneebergische Stadt- und Berg-Chronic). Schneeberg 1716.
281. Ménage G. *Dictionnaire étymologique de la langue française*. Paris 1750.
282. Mende F. Heinrich Heine: Elementargeister. Prosa 1836-1840: De Gruyter; 1979. p. 88-136.
283. Menghin O. Die mesolithische Kulturentwicklung in Europa. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission. 1927;17:154-97.
284. Menghin O. *Weltgeschichte der Steinzeit*: A. Schroll & Co.; 1931.
285. Meyboom PGP. *The Nile Mosaic of Palestrina: Early Evidence of Egyptian religion in Italy*: E.J. Brill, Leiden, New York, Köln; 1995.
286. Migliano AB, Vinicius L, Lahr MM. Life history trade-offs explain the evolution of human pygmies. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America*. 2007;104(51):20216-9. Epub 2007/12/14.
287. Miller VE. The Dwarf Motif in Classic Maya Art. In: Merle G. Robertson EPB, editor. *Fourth Palenque Round Table; Pre-Columbian Art Research Institute, San Francisco* 1985. p. 141-53.
288. Morris R, Gradon P. *Dan Michel's Ayeenbite of Inwyt EETS O.S. 23*: Oxford Univ. Press 1965.
289. Motz L. The Craftsman in the Mound. *Folklore*. 1977;88(1):47-60.
290. Motz L. The Winter Goddess: Percht, Holda, and Related Figures. *Folklore*. 1984;95(2):151-66.
291. Müllenhoff K. *Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg*. Kiel: Schwerssche Buchhandlung; 1845.
292. Müllenhoff K. Segen und Gebete. *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur*. 1876;20:20-5.
293. Müllenhoff K, Mensing O. *Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg*: J. Bergas; 1921.
294. Müller CF. *Reuter-Lexikon: Der plattdeutsche Sprachschatz in Fritz Reuters Schriften, gesammelt und alphabetisch geordnet*. Halle 1904.
295. Müller WKH. *Geschichte und System der altdeutschen Religion*: Vandenhoeck und Ruprecht; 1844.
296. Munn MH. *The Mother of the Gods, Athens, and the Tyranny of Asia: A Study of Sovereignty in Ancient Religion*: University of California Press; 2006.
297. Münster S. *Cosmographia: Beschreibung aller Lender*. Basel: Petri; 1545.
298. Musäus JKA. *Die deutschen Volksmärchen* (Erstausgabe) 1782.
299. Nachtigal JKC. *Volcks-Sagen*. Nacherzählt von Otmar. Bremen: Bremen; 1800.
300. Naß K. *Bemerkungen zur Geschichte Sülfelds*. Braunschweigische Heimat. 1972;58 Jahrgang (Heft 2):48-53.

301. Neumann JN. Der Zwerg in Sage und Märchen. Ursache oder Abbild der Missgestalt des Menschen? *Gesnerus*. 1986;43(3-4):223-40.
302. Niggel G. "Fromm" bei Goethe: Eine Wortmonographie: De Gruyter; 1967.
303. Nilsson S. *The primitive inhabitants of Scandinavia*: Longmans, Green, & Company; 1868.
304. Nishiwaki M. *Zur Semantik des deutschen Genitivs: Ein Modell der Funktionsableitung anhand des Althochdeutschen*: Helmut Buske Verlag; 2016.
305. Ogilvy JDA. *Mimi, scurrae, histriones: entertainers of the early Middle Ages*. *Speculum*. 1963;38(4):603-19.
306. O'Kearney N. *Feis tighe Chonain Chinn-Shleibhe, or, The Festivities at the house of Conan of Ceann-Sleibhe, in the county of Clare*: Ossianic Society; 1855.
307. Ordericus Vitalis. *Historia Ecclesiastica*. Edition Augustus Le Prevost ed. Paris 1840.
308. Orel VE. *A handbook of Germanic etymology*. Leiden: Brill; 2003.
309. Otto BC. *Magie: Rezeptions- und diskursgeschichtliche Analysen von der Antike bis zur Neuzeit*: De Gruyter; 2011.
310. Page DL. *Folktales in Homer's Odyssey*: Harvard University Press; 1973.
311. Paris G. *Ambroise: L'Estoire de la guerre sainte*. Publiée et traduite d'après le manuscrit unique du Vatican. Paris: Imprim. Nat.; 1897.
312. Paton LA. *Studies in the fairy mythology of Arthurian romance*. Boston: Ginn; 1903.
313. Paul H. *Mittelhochdeutsche Grammatik*. (23. Aufl. neu bearb. von Wiehl, Peter und Grosse, Siegfried). Tübingen: Niemeyer. 1989.
314. Pauly AF. *Brill's New Pauly: Encyclopaedia of the Ancient World*: Brill; 2003.
315. Persico N, Postlewaite A, Silverman D. The effect of adolescent experience on labor market outcomes: The case of height. *Journal of Political Economy*. 2004;112(5):1019-53.
316. Pettit E. *Anglo-Saxon Remedies, Charms, and Prayers from British Library Ms Harley 585: Commentary and bibliography*: Edwin Mellen Press; 2001.
317. Petzoldt L. *Kleines Lexikon der Dämonen und Elementargeister*. München: C. H. Beck; 1990.
318. Petzoldt L. *Einführung in die Sagenforschung*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH; 2001.
319. Pfeifer V. *Spessart-Sagen*. Aschaffenburg: Verlag Paul Pattloch; 1948.
320. Pfeifer W. *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. dtv-Verlag. München; 1997.

321. Pfeiffer F. Das Buch der Natur, von Konrad von Megenberg: Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache: K. Aue; 1861.
322. Pierson JW. Matthäus Prätorius: Deliciae Prussicae oder Preussische Schaubühne (1698). Berlin: Duncker's Buch-Verlag; 1871.
323. Pietsch P. Kleine Beiträge zur Kenntnis des Aberglaubens des Mittelalters. Zeitschrift für deutsche Philologie. 1884;16:185-96.
324. Piper P. Das Lied vom hürnen Seyfrid (Druck N, Ed. Golther). Die Nibelungen. Berlin/Stuttgart 1889. p. 143-66.
325. Pitois C. Histoire de la magie du monde surnaturel et de la fatalité à travers les temps et les peuples. Paris: Furne, Jouvet et cie; 1870.
326. Plummer C. Bethada Náem nÉrenn. Lives of the Irish Saints. Oxford: Clarendon Press; 1922 repr. 1968.
327. Pluquet F. Contes populaires, préjugés, patois, proverbes, noms de lieux, de l'arrondissement de Bayeux 1834.
328. Pomponius Mela, Vadianus J. De orbis situ: libri tres. Paris: Christian Wechel; 1530.
329. Potebnja AA. O mifickom znaceni i nekotorych obrjadov i poverij (Über die mythische Bedeutung bestimmter Riten und Glaubensinhalte). Čtenija Obščestva istorii i drevnostej rossijskich pri Moskovskom universitete. 1865:216.
330. Praetorius J. Anthropodemus Plutonicus: Das ist Eine neue Weltbeschreibung von Allerley Wunderbaren Menschen. Magdeburg: Johannes Lüderwald; 1666.
331. Pröhle H. Unterharzische Sagen. Aschersleben 1856.
332. Pröhle H. Harzsagen. 1. Band: Sagen des Ober-Harzes. . Leipzig 1859.
333. Pröhle H. Deutsche Sagen. Berlin: Ulrich Frank; 1863.
334. Pröhle H. Harzsagen: Zum Teil in der Mundart der Gebirgsbewohner. Leipzig: H. Mendelssohn; 1886.
335. Radermacher L. Die Erzählungen der Odyssee: In Kommission bei A. Hölder; 1916.
336. Ranke F. Die deutschen Volkssagen. 2. Aufl. ed. München: Beck; 1923.
337. Reichert H. Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. und 14 Jahrhunderts. . Breslau: M. & H. Marcus; 1908.
338. Reinhardt U. Der antike Mythos: ein systematisches Handbuch: Rombach; 2011.
339. Reiser KA. Sagen, gebräuche und sprichwörter des Allgäu: aus dem munde des volkes gesammelt und herausgegeben: J. Kösel; 1895.
340. Reiter N. Das Glaubensgut der Slawen im europäischen Verbund: Harassowitz; 2009.
341. Renger A-B. Zwischen Märchen und Mythos: Die Abenteuer des Odysseus und andere Geschichten von Homer bis Walter Benjamin. Eine gattungstheoretische Studie: Springer-Verlag; 2006.

342. Reschreiter H, Pany-Kucera D, Gröbner D. Kinderarbeit in 100m Tiefe? Neue Lebensbilder zum prähistorischen Hallstätter Salzbergbau. Interpretierte Eisenzeiten. 2013:25.
343. Rhys J. Celtic Folklore Welsh and Manx: Clarendon Press; 1907.
344. Roby J. Traditions of Lancashire. 1829.
345. Rochholz EL. Schweizer sagen aus dem Aargau: Gesammelt und erläutert: H.R. Sauerlaender; 1856.
346. Rogers BB. Aristophanes: With the English Translation of BB Rogers: Heinemann; 1924.
347. Röhrich L. Der Dämon und sein Name. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB). 1951;1951(73):456-68.
348. Röhrich L. Volksdichtung als anthropologisches Modell. Vortrag zur Verleihung der Friedrich-Metz-Stipendien; Freiburg i. Br.: Kuratorium zur Verleihung der Prof. Dr. Friedrich-Metz-Stipendien; 1972.
349. Röhrich L. " Und weil sie nicht gestorben sind...": Anthropologie, Kulturgeschichte und Deutung von Märchen. Köln: Böhlau; 2002.
350. Rölleke H. Entstehungs- und Veröffentlichungsgeschichte der Grimmschen Märchen. In: Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. 1977;19:827-78.
351. Rölleke H. Das große deutsche Sagenbuch. Düsseldorf: Albatros Verlag 2001.
352. Roller LE. In search of god the mother: the cult of Anatolian Cybele: Univ of California Press; 1999.
353. Rowlin JK. Harry Potter and the Chamber of Secrets. London 1998.
354. Ruf T. Die Schöne aus dem Glassarg: Schneewittchens märchenhaftes und wirkliches Leben: Königshausen & Neumann; 1995.
355. Ruff CB, Higgins R. Femoral neck structure and function in early hominins. American journal of physical anthropology. 2013;150(4):512-25.
356. Rychlak G. Hexenfieber im Erzgebirge: die Annaberger Krankheit 1712-1720 2008.
357. Sander E. Schneewittchen: Märchen oder Wahrheit? Ein lokaler Bezug zum Kellerwald. Gudensberg-Gleichen: Wartberg Verlag; 1994.
358. Sanderson S. Robert Kirk's The Secret Common-Wealth of Elves, Fauns and Fairies. Cambridge: DS Brewer for the Folklore Society. 1976.
359. Sarefield DC. Book Burning in the Christian Roman Empire: Transforming a Pagan Rite of Purification. Violence in Late Antiquity: Perceptions and Practices. 2006:287-96.
360. Saur A. Theatrum de Veneficis. Das ist: Von Teufelsgespenst, Zaubernern und Giftbereitern, Schwartzkünstlern, Hexen und Unholden, vieler fürnemen Historien und Exempel. Frankfurt am Main: Nicolaum Basseum; 1586.

361. Schäfke W. Was ist eigentlich ein Zwerg? Eine prototypensemantische Figurenanalyse der dvergar in der Sagaliteratur. *Mediaevistik*. 2010;23:197-299.
362. Schäfke W. Deutsche und nordische Zwerge: ein Kulturtransfer? Vermitteln-Übersetzen-Begegnen: Transferphänomene im europäischen Mittelalter und in der Frühen Neuzeit; Interdisziplinäre Annäherungen. 2011;8:191.
363. Schäfke W. Dwarves, Trolls, Ogres, and Giants. In: Classen A, editor. *Handbook of Medieval Culture*: Walter de Gruyter; 2015. p. 347-83.
364. Schambach G, Müller W. *Niedersächsische Sagen und Märchen*. Göttingen 1855.
365. Schenda R. Volkserzählung und nationale Identität: Deutsche Sagen im Vormärz (1830-48). *Fabula*. 1984;25(3):296-303.
366. Schiffner C. *Georg Agricola: Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen*. Berlin: VDI Verlag; 1928.
367. Schlaginhaufen O. Pygmäenrassen und Pygmäenfrage. *Verhandlungsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich*. 1916;61(1-2):249-76.
368. Schmeidler B. *Adam von Bremen - Hamburgische Kirchengeschichte*. 3. Aufl. ed. Hannover, Leipzig 1917.
369. Schmeller JA. *Bayerisches Wörterbuch*, Bd. 1. München: Karl Frommann; 1872.
370. Schmidt H. *Der Silbererzbergbau in der Grafschaft Glatz und im Fürstentum Münsterberg-Oels: von den mittelalterlichen Anfängen bis zum Niedergang*. Marburg: Tectum; 2003.
371. Schmidt J. *Medizinisch-physikalisch-statistische Topographie der Pflege Reichenfels*. Leipzig: Wienbrack, Adolf; 1827.
372. Schmidt, JG: *Die gestriegelte Rocken- Philosophie*. Chemnitz, 2 Bände, 1718 (Bd. 1) und 1722 (Bd. 2). Erstdruck 1705. Nachdruck Weinheim; Deerfield Beach, Florida 1987.
373. Schmidt JWR. *Henricus Institoris: Der Hexenhammer*. Zum ersten Mal ins Deutsche übertragen. Berlin: Hermann Barsdorf Verlag; 1923.
374. Schmidt-Wiegand R. *Der Aufhocker in der pommerschen Volksüberlieferung*. *Baltische Studien*. 1958;NF, Bd. 45:129-34.
375. Schmitz HJ. *Die Bussbücher und das kanonische Bussverfahren*. Düsseldorf: Schwann; 1898.
376. Schnitzer CF. *Aristophanes Werke*. Im alten Versmaß übersetzt. v. Osiander CN, Schwab G, editors. Stuttgart: Metzler 1852.
377. Schoenborn HJ. *Lebensgeschichte und Geschichtsschreibung des Erasmus Stella: ein Beitrag zur Geschichte des gelehrten Fälschertums im 16. Jahrhundert*: Nolte; 1938.
378. Schoener AC. *Der jüngere Sigenot*. Heidelberg: C. Winter; 1928.

379. Schönwerth F. Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. 3 Bände. Augsburg 1857-1859.
380. Schöppner A. Sagenbuch der bayerischen Lande. München: M. Rieger; 1853.
381. Schröder A. Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus ausgewählte Schriften 1-3. München 1911-16.
382. Schurtz H. Der Seifenbergbau im Erzgebirge und die Walensagen. Stuttgart: J. Engelshorn; 1890.
383. Schwarzfischer K. Erdställe als Kultstätten? Hinweise aus Volksglauben und Namensforschung. *Der Erdstall*. 1993; 19: 5-56.
384. Schweinfurth GA. Im Herzen von Afrika: Reisen und Entdeckungen im centralen Äquatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871: FA Brockhaus; 1878.
385. Schwieterman PJ. Fairies, Kingship, and the British Past in Walter Map's *De Nugis Curialium* and *Sir Orfeo*: UC Berkeley; 2010.
386. Scobie A. The battle of the Pygmies and the cranes in Chinese, Arab, and North American Indian sources. *Folklore*. 1975;86(2):122-32.
387. Scott CCP. The Devil and his imps : an etymological inquisition. *Transactions and Proceedings of the American Philological Association*. 1895;26:79-146.
388. Scott W. *Minstrelsy of the Scottish Border*. Edinburgh 1802.
389. Scott W. *Letters on Demonology and Witchcraft: Addressed to JG Lockhart, Esq*: London: J. Murray; 1830.
390. Sébillot P. *Le Folklore de France*, 4 Vols. 1904-1906.
391. Seeger L. *Aristophanes*. Frankfurt am Main: J. Rütten; 1845.
392. Seelmann W. Arnt Buschmann Mirakel. *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*. 1880;6:32-67.
393. Senter PJ, Mattox U, Haddad EE. Snake to Monster: Conrad Gessner's *Schlangenbuch* and the Evolution of the Dragon in the Literature of Natural History, *Journal of Folklore Research*, 2016, Vol. 53,1.
394. Seyfarth C. *Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens*. Leipzig: Wilhelm Heims; 1913.
395. Shackleton Bailey DR. *Statius Volume I: Silvae*. Cambridge/London 2003.
396. Sikes W. *British goblins: Welsh folk-lore, fairy mythology, legends and traditions*: S. Low, Marston, Searle & Rivington; 1880.
397. Simek R. *Götter und Kulte der Germanen*: C.H.Beck; 2016.
398. Simonsuuri L. *Typen- und Motivverzeichnis der finnischen mythischen Sagen*. *Suomalainen Tiedeakatemia FF Communications*. 1961;182.
399. Simonsuuri L, Rausmaa P-L. *Finnische Volkserzählungen*. Berlin: De Gruyter; 1968.

400. Simrock K. Herzog Ernst. Die deutschen Volksbücher; gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt. Frankfurt a. M.: Brönnner; 1845. p. 269-360.
401. Simrock K. Das kleine Heldenbuch. Stuttgart/Augsburg: J. G. Cotta; 1859.
402. Simrock K. Handbuch der Deutschen Mythologie. Bonn: A. Marcus; 1878.
403. Singer S. Heinrichs von Neustadt 'Apollonius von Tyrland nach der Gothaer Handschrift: Weidmann; 1906.
404. Sinninghe JR. Katalog der niederländischen Märchen-, Ursprungssagen-, Sagen- und Legendenvarianten: Suomalainen tiedeakatemia; 1943.
405. Smith M. Jesus the Magician: Charlatan or Son of God?: Harper Collins Publishers; 1978.
406. Sommer E, Rockstuhl H. Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Mit Sagen aus Halle und dem heutigen Sachsen-Anhalt: Verlag Rockstuhl; 1845.
407. Sondermann D. Bochumer Sagenbuch: Verlag Pomp; 2004.
408. Sondermann D. Ruhsagen. Von Ruhrort bis Ruhrkopf. Bottrop: Henselowsky Boschmann Verlag; 2005.
409. Spenser E. Amoretti and Epithalamion. London: William Ponsonby; 1595.
410. Sperber D, Hirschfeld LA. The cognitive foundations of cultural stability and diversity. *Trends Cogn Sci.* 2004;8(1):40-6. Epub 2003/12/31.
411. Speyer W. Büchervernichtung und Zensur des Geistes bei Heiden, Juden und Christen. Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag; 1981.
412. Sprenger R. Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz von R. Sprenger und P. Beck. Kluge F, editor. Straßburg: Karl J. Trübner; 1902.
413. Stadler H. Albertus Magnus. De Animalibus Libri XXVI Nach der Cölner Urschrift. 1920;2.
414. Steinmeyer E, Sievers E. Die althochdeutsche Glossen. Berlin; 1879-1898.
415. Sterckx C. Nûtons, Lûtons et dieux celtés. *Zeitschrift für celtische Philologie.* 1994;46:39-70.
416. Stern B. Geschichte der Öffentlichen Sittlichkeit in Russland. Berlin: H. Barsdorf; 1907.
417. Steub L. Zur rhätischen Ethnologie. Stuttgart: Gebrüder Scheitlin; 1854.
418. Stokes W, Windisch E. Irische Texte mit Wörterbuch. Leipzig: Hirzel; 1900.
419. Stoklund M. The Ribe cranium inscription and the scandinavian transition to the younger reduced futhark. *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* 1996;46:199-209.

420. Storm T. Die schönsten Novellen. Berlin: Deutsche Buchgemeinschaft; 1866/1945.
421. Strackerjan L. Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. Oldenburg 1909.
422. Suhling L. Aufschließen, Gewinnen und Fördern. Geschichte des Bergbaus. Reinbek 1983.
423. Sutikna T. et al. Revised stratigraphy and chronology for Homo floresiensis at Liang Bua in Indonesia. *Nature*. 2016;532(7599):366-9.
424. Temme JDH. Volkssagen der Altmark: mit einem Anhang von Sagen aus den übrigen Marken und aus dem Magdeburgischen: Nicolaische Buchhandlung; 1839.
425. Temme JDH. Die Volkssagen von Pommern und Rügen: Nicolai; 1840.
426. Tetzner FO. Die Slawen in Deutschland: Beiträge zur Volkskunde der Preussen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mährer und Sorben, Polaben und Slowinzen, Kaschuben und Polen: F. Vieweg und Sohn; 1902.
427. Thietmarus M. *Chronicon* (cod. Dresd.), ca. 1012 - 1018.
428. Thilenius G. Prähistorische Pygmäen in Schlesien. *Globus Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde*. 1902;81:273-4.
429. Thompson JES. *Maya history and religion*: University of Oklahoma Press; 1990.
430. Thompson S. *The Types of the Folktale: A Classification and Bibliography: Antti Aarne's Verzeichnis der Märchentypen Translated and Enlarged*. Helsinki: Academia Scientiarum Fennica; 1961.
431. Thompson V. *Dying and Death in Later Anglo-Saxon England*: Boydell Press; 2004.
432. Thoms WJ. (Hrsg.) *Choice Notes from Notes and Queries: Folk Lore*. London 1859.
433. Timm E, Beckmann GA. *Frau Holle, Frau Percht und verwandte Gestalten: 160 Jahre nach Jacob Grimm aus germanistischer Sicht betrachtet*. Map. Stuttgart: Hirzel S. Verlag; 2003.
434. Tkány A. *Mythologie der alten Teutschen u. Slaven*. Znaim: Martin Hofmann; 1827.
435. Tolkien JRR. *The Hobbit or There and Back Again*. London: George Allen & Unwin; 1937.
436. Töppen MP. *Aberglauben aus Masuren*: Рипол Классик; 1866.
437. Trithemius J. *Chronicon Insigne Monasterij Hirsaugiensis, Ordinis S. Benedicti*. Basel: Parcus; 1559.
438. Trochus B. *Vocabulorum rerum promptuarium*. Lipsiae (Leipzig): Lottnerus; 1517.
439. Tuczay C. *Magie und Magier im Mittelalter*: Dt. Taschenbuch-Verlag; 2003.

440. Tulp N. Caput LVI - Satyrus Indicus: Elsevier; 1641.
441. Tyson E. Orang-Outan, sive Homo Sylvestris: Or, the Anatomy of a Pygmie compared with that of Monkey, an Ape and a Man. London 1699.
442. Uther H-J. Behinderte in populären Erzählungen: Studien zur historischen und vergleichenden Erzählforschung: De Gruyter; 1981.
443. Uther H-J. The Types of International Folktales: A Classification and Bibliography. Animal tales, tales of magic, religious tales, and realistic tales, with an introduction: Academia scientiarum Fennica.; 2004.
444. Uther H-J. Handbuch zu den "Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm: Entstehung - Wirkung - Interpretation: De Gruyter; 2013.
445. Uther H-J. Deutscher Märchenkatalog. Ein Typenverzeichnis. Münster/New York 2015.
446. van den Bergh LPC. Proeve van een kritisch woordenboek der Nederlandsche mythogje: L.E. Bosch en zoon; 1846.
447. van Ingen F. Das Geschäft mit dem schlesischen Berggeist. Die Rübzahl- Schriften des M. Johannes Praetorius. Daß eine Nation die ander verstehen möge Festschrift für Marian Szyrocki zu seinem 60. Geburtstag. Amsterdam, 1998.
448. Veckenstedt E. Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche. Graz: Leuschner & Lubensky; 1880.
449. Vendryes J. Lexique Étymologique de l'Irlandais Ancien Dublin 1959.
450. Verdu P. African Pygmies. Current biology: CB. 2016;26(1):R12-4. Epub 2016/01/15.
451. Virchow RLK. Die Noth im Spessart: eine medicinisch-geographisch-historische Skizze. In: Verhandlungen der Physikalisch-Medicinischen Gesellschaft Bd III Würzburg 1852.
452. Vogt F. Über schlesischen Volksglauben. Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft f Volkskunde I. 1894;1.
453. Vollmer W. Wörterbuch der Mythologie. Stuttgart 1874.
454. von Alpenburg JN. Mythen und Sagen Tirols: Meyer et Zelder; 1857.
455. von Alpenburg JN. Deutsche Alpensagen: W. Braumüller; 1861.
456. von Bahder K. Wortgeschichtliche Beiträge. In: Braune W, Paul H, Sievers E, editors. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Halle: Max Niemeyer.; 1897.
457. von der Hagen FH. Der Nibelungen Lied. Berlin: Johann Friedrich Unger; 1807.
458. von der Hagen FH. Gesamtabenteuer: hundert altdeutsche Erzählungen: Wiss. Buchges.; 1961.
459. von Dobeneck FLF. Des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen. Berlin: Realschulbuchhandlung; 1815.

460. von Grimmelshausen HJC. Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch. Grimmelshausens Werke in vier Teilen Band 1. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart 1669/1921.
461. von Hörmann L. Die Salig-Fräulein und Nörgelen - Zwei Sagenbilder aus Tirol. Bozen 1874.
462. von Kralik R. Die Amelungensage: Hugdietrich. Ortnid. Wolfdietrich. Amelung: Verlag der Leo-Gesellschaft; 1900.
463. von Pachelbel-Gehag JC. Ausführliche Beschreibung des Fichtel-Berges, in Norgau liegend: Martini; 1716.
464. Wackernagel KHW. Abhandlungen zur Sprachkunde. Leipzig: Hirzel 1874.
465. Walch JG. Von einem Teufelsheinzlein. Martin Luther. Tischreden. Sämtliche Schriften: sowohl in Deutscher als Lateinischer Sprache verfertigte, und aus der letztern in die erstere übersetzt. Halle 1743.
466. Waldis B. Esopus: Erster und zweiter Theil. Leipzig 1882.
467. Waltinger M. Niederbayerische Sagen: Gesammelt und wiedererzählt von Michael Waltinger. 5. Auflage ed: SüdOst-Verlag; 1901/2017.
468. Wegstein W. Studien zum "Summarium Heinrici": Die Darmstädter Handschrift 6. Tübingen: Max Niemeyer Verlag; 1985.
469. Wehrhan K. Westfälische Sagen. Paderborn: Salzwasser Verlag; 1934/2011.
470. Weichelt H. Hannoversche Geschichten und Sagen: D. Soltau; 1878-80.
471. Weiler I. '*Hic audax subit ordo pumilorum*' (Statius, '*Silvae*' 1, 6, 57). Überlegungen zu Zwergen und Behinderten in der antiken Unterhaltungskultur. Grazer Beiträge. 1995;21:121-45.
472. Weisgerber G. Mittelalterlicher Bergbau an Hand archäologischer und ikonographischer Quellen. In: Jockenhövel A, editor. Bergbau, Verhütung und Waldnutzung im Mittelalter: Auswirkungen auf Mensch und Umwelt Internationaler Workshop, 11-15 Mai 1994; Dillenburg: Franz Steiner Verlag; 1996.
473. Weiß GF. Die Attischen Nächte des Aulus Gellius, zum ersten Male vollständig übersetzt und mit Anmerkungen versehen 1875-1876.
474. Wengrow D. The Origins of Monsters: Princeton University Press; 2014.
475. Werner T. Den Irrtum liquidieren: Bücherverbrennungen im Mittelalter: Vandenhoeck & Ruprecht; 2007.
476. Wessely IE. Die Ritter. Minckwitz J, editor. Stuttgart: Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung; 1865.
477. Weyden E. Cöln's Vorzeit. Geschichten, Legenden und Sagen Cöln's nebst einer Auswahl kölnischer Volkslieder: Peter Schmitz; 1826.
478. Weyden E. Godesberg, das Siebengebirge, und ihre Umgebungen: Für den Fremden und Heimischen geschildert, mit naturhistorischen Andeutungen. Bonn: T. Habicht; 1864.

479. Widlak F. Die abergläubischen und heidnischen Gebräuche der alten Deutschen nach dem Zeugnisse der Synode von Liftinae im Jahre 743. Znaim (Selbstverlag); 1904.
480. Wiemer HU. Alexander der Große: Beck; 2005.
481. Wilde M. Die Zauberei- und Hexenprozesse in Kursachsen. Böhlau Verlag, Köln; 2003.
482. Winkelmann H. Der Bergbau in der Kunst. Essen: Verlag Glückauf; 1971.
483. Wittkower R. Allegorie und der Wandel der Symbole in Antike und Renaissance. (Nachdr. Ausg. 1984) ed. Köln: DuMont; 1996.
484. Witzschel A. Sagen aus Thüringen 1866.
485. Wohlgemuth F. Riesen und Zwerge in der altfranzösischen erzählenden Dichtung. Stuttgart: A. Bonz' Erben; 1906.
486. Wolff OLB. Mythologie der Feen und Elfen; vom Ursprunge dieses Glaubens bis auf die neuesten Zeiten. Weimar: Verlag des Gr.H.S.pr. Landes-Industrie-Comptoirs; 1828.
487. Wucke CL. Sagen der mittleren Werra: nebst den angrenzenden Abhängen der Thüringer Waldes und der Rhön. Salzungen: C. Scheermesser; 1864.
488. Wurm JF. Diodor's von Sicilien historische Bibliothek. Stuttgart: Metzlersche Buchhandlung; 1831.
489. Wuttke A. Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart: Wiegand & Grieben; 1869.
490. Ziegler K, Gärtner H. *Plutarchi vitae parallelae*. Vol. III, Fasc. I. Leipzig Su, editor: B.G. Teubner; 1996.

Daraus erscheinet/ das es ein gedicht sey von den Zwerge
und kleinen Leuten/ so etwan dieses orts herumb/ und
sonderlich in Tyringen sollen gewonet haben/ Und das es
nur daher komen weil die Hunnen oder Ungern viel
grösseres Leibes und statur/ als die Landsleute und Ein-
wohner dieser ort gewesen.

Petrus Albinus, Landchronik, 1589



Hie kam ein Wilder mann zum Berner,
und trug ein Zwerg an ziner stangen.

Dietrich von Bern, Straßburg, ca. 1560